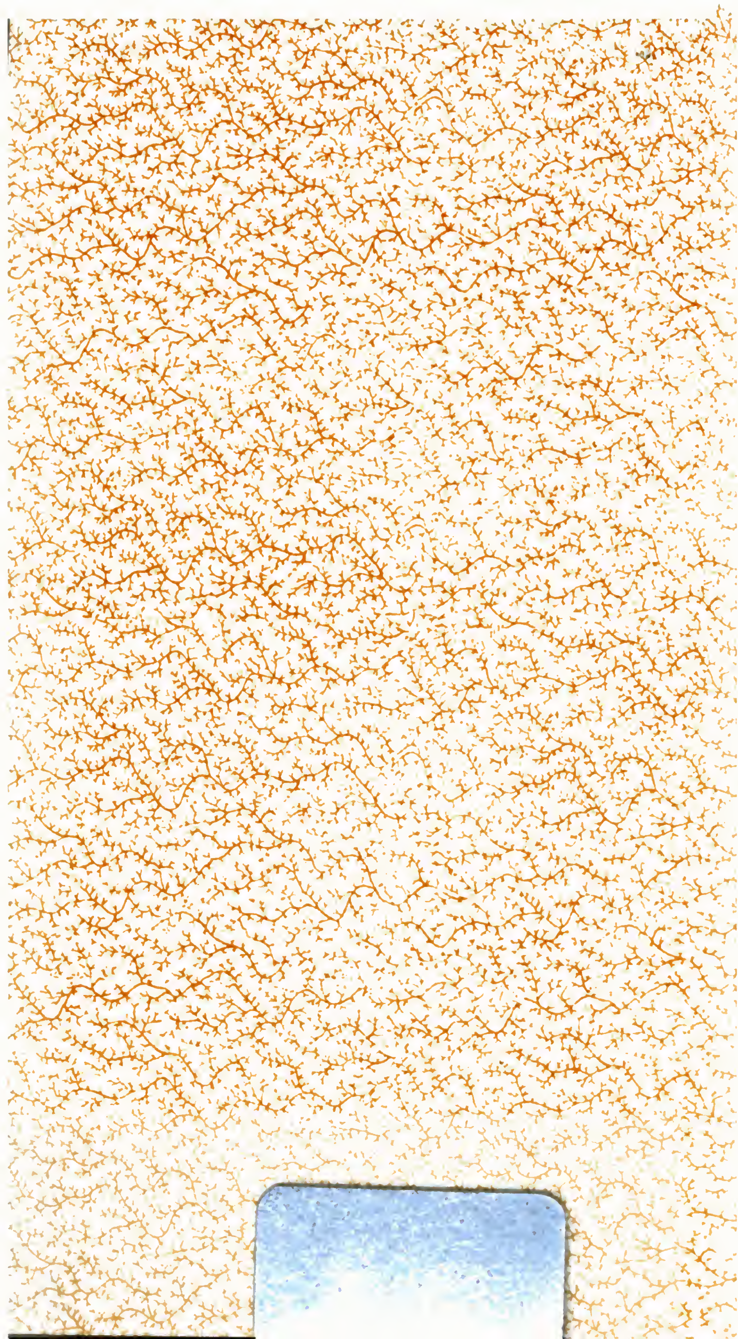

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665343 1




Veh

Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

6r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Sechster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Sechster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1851.

Inhalt.

Der Hof

Friedrich Wilhelm's III.

1797—1840.

Fortsetzung.

Friedrich Wilhelm III.

1797—1840.

6. Der Feldzug von 1806 nach dem Tagebuch von Gentz. — Die Schlacht bei Jena. — Capitulation der preußischen Festungen durch die Kleiste, Ingersleben, Knobelsdorf u. s. w. — Capitulation Hohenlohe's bei Prenzlau. — Der Friede von Tilsit. — Drei Jahre in Königsberg in bitterm Unglück.

Leider wollten die damaligen Machthaber in Preußen nichts von einer Verbindung von Preußen und Oestreich wissen. Leider schauten diese Machthaber — der ganze Schweif militairischer und civilistischer Philister — nur rückwärts und hatten mit ihren veralteten Ansichten keinen freien Blick zur Seite und vorwärts. Der König fürchtete und verabscheute den Krieg. Man begnügte sich mit dem Zuschauen und die Dinge gehen zu lassen. Und leider war die Lage des Staats so, daß diese Personen ihr System, sich mit Nichtsthun durchzuschleppen, für das beste halten mußten.

Ein drittes schlimmes Erbtheil aus der vorhergehenden Regierung Friedrich Wilhelm's II. war nämlich die Leerheit und Verschuldung des Schatzes.

Die zweiundsiebzig Millionen Thaler, die Friedrich der Große im Schatze hinterlassen, waren im ersten französischen Feldzuge daraufgegangen: der einzige Champagnefeldzug im Herbste 1792 hatte sie verschlungen. Ebenso hatte Friedrich Wilhelm II. das laufende Einkommen des Staats verschwendet und, wie erwähnt, bei seinem Hintritt noch achtundzwanzig, ja nach Andern gar neunundvierzig Millionen Schulden hinterlassen. Der ehrliche Friedrich Wilhelm III. sah es für eine Ehrenpflicht an, sie zu tilgen, so schnell als möglich. Bei diesem Plane konnte sich, obgleich der neue Hof verhältnißmäßig sehr einfach war, nur sehr langsam wieder ein neuer Schatz bilden. Zuletzt mußte Papiergeld gemacht werden: die preußischen Tresorscheine wurden kurz vor dem französischen Kriege 1. Juni 1806 emittirt. Es war das erstemal, daß Papiergeld in Preußen ausgegeben wurde. Es erschien denn auch in Berlin eine Karrikatur, in welcher der Minister Schulenburg-Kehnert einen kranken Adler mit Papier nudelte, dieses Papier ging ihm wieder ab als Tresorscheine, welche der Minister Stein sorgfältigst zu sammeln beflissen war. Von Stein war die Idee der Tresorscheine ausgegangen. Stein schrieb noch 1810 an Schön (29. August): „Habt ihr andere Mittel bei Krebs und Brand, als Schnitt, Schierling und Höllenstein, sagt sie! Wollt ihr sie mit Froschlaichpflaster heilen?“ Er bezog sich auf die Ephraimiten Friedrich's — als Mittel zur Selbsterhaltung. Die Finanzklemme war ein Hauptschlüssel zu dem Gange, den die preußische Politik nahm, ein Hauptschlüssel zu dem so oft bitter getadelten Schritte des früheren Basler Friedens und

zu allem späteren Temporisiren des preußischen Cabinets. Das große Heer konnte nicht mehr auf den Kriegsstand erhalten werden, es ward schwer genug, es auf den Friedensstand zu erhalten, trotz der engsten Sparsamkeit, zu der man gedrängt war. Es hatte jemand einmal berechnet, daß man einige hunderttausend Ellen Leinwand ersparen würde, wenn die Westen der Soldaten ohne Rückentheil an die Uniformen genäht würden und diese seltsame Ersparung ward sofort bei der gesammten preußischen Armee zur Ausführung gebracht.

Am 3. Nov. kam, wie schon erwähnt worden ist, zwischen Preußen, Oestreich und Rußland der Tractat zu Potsdam zu Stande, in der Absicht, die Macht Napoleon's einzuschränken. Die preußische Armee setzte sich von der Weichsel her in Marsch, um ihm den Rückzug abzuschneiden, aber nach der Schlacht bei Austerlitz folgte eine rückgängige Bewegung. Oestreich entband Preußen seiner Verbindlichkeiten, Napoleon aber drückte nur ein Auge zu, um desto furchtbarer Rache zu nehmen. Graf Haugwitz erhielt den Befehl, zu Napoleon ins französische Hauptquartier zu reisen. Beim Abschied, berichtet Nostitz in seinen Memoiren, fragte er Prinz Louis hämisch triumphirend: „Haben Ew. Kgl. Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“ Mit Würde antwortete der Prinz: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen.“

„Die Beschränktheit des Schatzes, sagt Merkel in seiner Lebensbeschreibung, galt bei Männern, die genau unterrichtet sein konnten, für die Hauptursache, aus der Preußen bis 1805 Oestreich seine Kämpfe allein gegen Frankreich bestehen ließ und als es in diesem Jahre

eine vergebliche Anstrengung gemacht hatte, veranlaßte wiederum die Ebbe in den Geldgewölben die schnelle Rückkehr zum Friedensfuße im Heer, indeß der Frieden doch nur durch einen Tractat gesichert schien, dessen Arglist man durchschaute und den man für herabsetzend erkannte. Englische Subsidien hätten zum Theil aushelfen können, aber das gerechte Selbstgefühl verbot dem Könige, sich von dergleichen abhängig zu machen, so lange es sich vermeiden ließ und im Jahre 1806 hatte Napoleon's Arglist Preußen mit England in Krieg verwickelt. Der Tractat, den Haugwitz mit Napoleon zu Wien am 15. December 1805 geschlossen hatte, erregte den höchsten Unwillen des Königs, er ließ sich aber den Umständen nach, nicht mehr umstoßen, da der Frieden zu Preßburg mit Oestreich inzwischen zu Stande gekommen war. „Am Tage der Unterzeichnung sagte der König, wie Gentz an Müller schreibt, zu dem Grafen Hoym, dem Minister Schlesiens: „Ich habe unterzeichnet, lieber Graf Hoym, aber mein Gemüth ist in der äußersten Unruhe, und ich zittere vor den Folgen.“ Entschlossener war die Königin, die Hoym fragte: „que pensez Vous de nos nouvelles?“ Er: „Madame, je désire que tout s'arrange au gré de Vos voeux, mais je vois le Roi dans des inquiétudes.“ Sie: „Inquiétudes? Ecoutez mon cher Hoym, il n'y a qu'une chose à faire; il faut battre le monstre, il faut l'abattre, et après cela parlez moi d'inquiétudes.“ Hoym versicherte Gentz, es sei seit der Ankunft des Kaisers von Rußland in Potsdam 3. November eine vollständige Revolution in ihr vorgegangen — „er soll ihr,

setzt er hinzu, wirklich sehr gefallen haben. „Aber ihre Kriegswünsche erstickte der Vertrag vom 15. Dec. Die Armee erhielt sofort Gegenordre. Das Heer, das an den Grenzen Preußens gestanden hatte, das den Befehl erwartete, in Mähren einzurücken, und welches schon in das dem mit Frankreich verbundenen Baiern gehörige würzburgische Gebiet eingerückt war, kehrte unmuthig zurück; es zeigte sogar Spuren von Indisciplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über seine erzwungene Unthätigkeit. „Als Rüchel, erzählt sein Beurtheiler in der Galerie preußischer Charaktere, genöthigt war, unverrichteter Heldenthat nach Potsdam zurückzukehren, erschien er, begleitet von seinem Adjutanten im Palaste des Königs. „Wo ist der König?" fragte er mit gebietender Stimme. Mit freundlicher Miene ging ihm der General von Köckeritz entgegen, nannte ihn Herr Bruder! und fragte höflich, was er zu melden habe. „Wo ist der König?" fragte Rüchel von Neuem mit steigendem Ernste; die Brüderschaft steht der Wohlfahrt des Staats nach." Der König befand sich im nächsten Zimmer, der Lärm zog ihn herbei. Kaum war er eingetreten, als Rüchel ihn mit starkem Pathos in folgenden Worten anredete: „ich komme Ew. Maj. den Schmerz auszudrücken, welchen Ihre Armee über den verfehlten Feldzug empfindet." Beleidigt durch diese Anrede, fragte Friedrich Wilhelm „seit wann die Armee es übernommen habe, die Entschlüsse seines Cabinets zu leiten?" Er fügte einen Verweis für den General-Lieutenant hinzu, und entferne sich darauf, ohne das

Weitere anzuhören. Köckeritz bemühte sich, den aufgebrachten Rüchel zu besänftigen und den König mit ihm, ihn selbst aber mit dem Grafen Haugwitz auszusöhnen, den er durch Zuwendung des Rückens öffentlich beleidigt hatte. Vielleicht wäre dies nicht erreicht worden, wenn die Partei der Königin Rücheln nicht zu Hülfe gekommen wäre." Der Prinz Louis konnte auch kaum seiner Unzufriedenheit Herr werden. Als er, nach Berlin zurückgekehrt, das Museum besuchte, fand er in einem Saale die Marmorbüste des Mars neben der des Königs. Er fragte den Aufseher, wen diese Büste vorstelle. Dieser, ein geborner Schwabe, erwiederte: „Den Kriegsgott Marsch." „Ha, rief der Prinz lachend aus, indem er auf die Büste des Königs mit dem Finger wieß, und das ist der Gott Halt!" „Es schien, fährt Merkel fort, als thue das Cabinet Alles, um nicht nur Preußen nach Außen hin zu isoliren, sondern auch im Innern Erbitterung und Verachtung hervorzurufen. Die Kaufleute von Stettin hatten bei Haugwitz angefragt, ob sie ihre Schiffe ohne Gefahr aussenden dürften. Haugwitz hatte keinen Schritt zur Verständigung mit England gethan nach der Wegnahme von Hannover. Dennoch antwortete er, es sei durchaus nichts für die Schiffe zu befürchten. Sie liefen aus und wurden von den Engländern sämmtlich als Prise aufgebracht. „Die öffentliche Meinung, schließt Merkel, hielt es für ausgemacht, daß Hochverrath im Cabinete selbst thätig war."

Der Vertrag, der das Verhältniß Preußens mit Frankreich in ein förmliches Bündniß verwandelt hatte, der Vertrag, den einst Massenbach unmittelbar nach dem Basler Frieden 1795 dringend angerathen hatte, war nun abgeschlossen — zehn Jahre später, 15. December 1805, aber unter welchen Verhältnissen! Was damals im Sinne der öffentlichen Meinung geschehen wäre, geschah jetzt entschieden gegen die öffentliche Meinung. Vor zehn Jahren war die Stimmung in Preußen allgemein gegen Oestreich, die Abneignung war damals so stark, daß die Preußen sich freuten, wenn die Oestreicher von den Franzosen geschlagen wurden. Immermann theilt in seinen Memoiren mit, daß er oft habe in Magdeburg sagen hören: „es wäre ein Unglück, wenn die Oestreicher siegen sollten.“ Noch beim Gesandtenmord in Rastatt 28. April 1799 war ein gutes Einverständniß zwischen dem preußischen und französischen Cabinete vorhanden. Die Papiere, die der östreichische Gesandte Graf Lehrbach den französischen Gesandten zu Rastatt durch die Husaren abnehmen lassen wollte, waren aus Vertrauen beim preußischen Gesandten, Grafen Görtz deponirt worden. Ein preußischer Gesandtschafts-Secretair Jordan, ein Pommer, später bairischer General, war es gewesen, durch dessen energische Hülfe der einzige dem Morde entkommene französische Gesandte Jean de Bry, den man für todt in einem Graben liegen gelassen, seine Rettung gefunden hatte. Diese Anhänglichkeit an Frankreich war Preußen beim Reichsdeputationsanschluß denn auch sehr zu Gute

gekommen, es hatte damals 1803 für das abgetretene Geldern, Cleve und Mörs, am Meisten von den reichen Tischen der säcularisirten Bisthümer, Klöster und Reichsstädte erhalten, statt 42 Q. Meilen 241, und statt 172,000 Einwohner 600,000, und statt 300,000 Thlr. Einkünfte fast 1½ Million. Es hatte namentlich die drei großen Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster erhalten und dazu sechs große Abteien und die drei Reichs-Städte in Westphalen und Thüringen Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, endlich das äußerst wichtige mainzische Erfurt, den Hauptplatz in Mitteldeutschland mit dem Eichsfeld.

Alle Verhältnisse hatten sich aber jetzt, 1805, himmelweit verändert. Die Volksstimmung war jetzt gegen Frankreich in Preußen, Napoleon, als Kaiser zuerst mit von Preußen anerkannt, hatte durch die Ermordung Palm's viele Herzen, die ihm sonst entgegengeschlagen hatten, sich entfremdet; im Volke war das dunkle, aber starke Gefühl erwacht, daß die Nationalehre von ihm aufs Schmählichste gekränkt sei. Napoleon hatte den Rheinbund erklärt, Preußen ihn anerkannt, Oestreich die deutsche Krone niedergelegt. Napoleon blickte mit kaltem Hohne auf Preußen, dessen damalige Machthaber er insgesammt tief verachtete; er behandelte schon in Schönbrunn Haugwitz mit der Haltung eines hochfahrenden Gebieters. „Haugwitzen's isolirte Stellung in Wien," berichtet Gentz in Folge einer Unterredung mit dem Marquis Lucchesini in Erfurt, kurz vor der Jena'schen Schlacht, „seine Unkenntniß der militairischen Operationen, sein Mangel an

Muth und endlich seine nicht sehr große Fassungskraft waren Schuld daran, daß er über jedwede Lüge heftig erschrak. Alles conspirirte dahin, ihm durch die erste seiner Maaßregeln eine Schlinge zu legen. Sie machten ihn glauben, die Franzosen würden unmittelbar in Schlesien einrücken, eine Revolution in Polen veranlassen und die preußische Monarchie von der schwächsten Seite angreifen, einmal hieß es bei Neisse, dann wieder bei Breslau. Die erste Woche nach der Schlacht von Austerlitz ward er mit großer Kälte behandelt; auf einmal schickt Napoleon zu ihm und ruft ihm beim Hereintreten entgegen: „Obgleich, wie Sie wohl wissen, ein Tag dem andern folgt, so sind sie doch in dem nicht alle gleich, was sie bringen; vorher wollte ich Krieg mit Euch — jetzt biete ich Hannover!“ Seit diesem Augenblick begünstigte Napoleon Haugwitz auf jede mögliche Weise. Die unglückliche Sicherheit, welche diese Worte einflößten, dauerte auch während dessen Anwesenheit in Paris fort. „Es war ein großes Elend, sagt der Marquis, daß Graf Haugwitz sich so weit täuschte, um wähnen zu können, er habe diesen Mann in der Tasche!“ Als Haugwitz Ende Februar 1806 nach Paris kam, bemerkte er gegen Lucchesini, dem schon damals die zweideutige Stellung, in der sie sich befanden, bedenklich erschien: „Seien Sie nur ganz ruhig, sobald ich ihn gesehen habe, ist alles abgemacht, denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir gesagt hat.“ Allein wie war Haugwitz in Verzweiflung, als er nach fünftägiger Anwesenheit in Paris auch nicht eine einzige Audienz erlangt hatte.

Endlich erhielt er eine und zwar eine schreckliche. Napoleon brauchte die strengsten Ausdrücke gegen ihn. Haugwitz wagte es endlich, ihn an die Versprechungen in Wien zu erinnern. Darauf erwiederte Napoleon: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz, aber Sie haben keinen Credit mehr in Berlin. Hardenberg und noch viele andere treiben ihr Spiel mit Ihnen, ein paar hirnkranke Narren nöthigen Ihren König zum Krieg, während ihm der Friede Noth thut.“ Napoleon kam allen Anträgen Preußens durch die kategorische Erklärung zuvor, daß Haugwitz innerhalb einiger Stunden wählen solle, ob er Krieg oder Allianz mit Frankreich haben wolle? Er sei zu dieser Forderung nach den feindlichen Gesinnungen, die Preußen gegen Frankreich zu erkennen gegeben habe, genöthigt. Haugwitz ward an Talleyrand gewiesen. Im Geheimen brannte nun Napoleon darauf, seinen ehrgeizigen Franzosen den Ruhm zu verschaffen, sich zu rächen wegen der Schande von Roßbach. Das preußische Manifest vom 25. Juli 1792 war unvergessen. Den höchsten Beweis der Verachtung gegen Preußen gab Napoleon dadurch, daß er England die Rückgabe des so eben erst an Preußen gegebenen Hannovers versprach, sofern es mit ihm Frieden schließen wolle! Zur tiefsten Beschämung des schmählich getäuschten Königs von Preußen schickte das Cabinet von St. James die Beweise dieses Versprechens zugleich mit der Kriegserklärung nach Berlin.

Nach dieser starken Entdeckung konnte allerdings am Berliner Hofe kein Zweifel mehr übrig bleiben,

wie schlimm Napoleon es mit Preußen meine. Diese starke Entdeckung öffnete endlich die Augen, daß Napoleon sich Preußen aufgespart habe, zu einem rechten Triumphe. Hannover wurde, wie Berenhorst sich ausdrückte, „der Brocken, an dem der preußische Adler erstickte." Früher war es noch möglich gewesen, sich aus der Schlinge zu ziehen, wenn, wie Gentz an Joh. Müller, Dresden 4. Mai 1806 schreibt, der König, nachdem durch den Abzug der Russen und den Preßburger Frieden das große Project ohne Rettung verloren war, erklärt hätte: „Ich ziehe mich zurück; ich widerstrebe dem nicht, was Ihr durch Glück und Uebermacht erzwungen habt; ich hülle mich in meine vorige Neutralität; aber ich behaupte im nördlichen Deutschland den Status quo des gegenwärtigen Augenblicks; keine Fußbreite meiner Provinzen trete ich ab, keine Fußbreite fremder nehme ich an; ich besetze Hannover militairisch, behaupte es bis zum dereinstigen Frieden, stelle es dann demjenigen zu, dem der Friedensschluß es beilegen wird; begünstige die Engländer in nichts, lasse mich aber so wenig gegen sie, als gegen eine andere Macht, in irgend eine feindselige Maßregel ein; und wenn diese rechtliche und billige Erklärung Euch nicht gefällt, so rufe ich mein Volk und mein Heer zum rechtmäßigen Widerstande auf und vertheidige meine Ehre und mein Recht bis auf den letzten Blutstropfen meiner Existenz." Aber Preußen verließ sich auf Rußland. Graf Haugwitz ließ sich darüber am 5. October 1806 in Erfurt so gegen Gentz aus: „Frankreich hat nie eine

Ahnung von unserm eigentlichen Verhältnisse zum Kaiser von Rußland gehabt. Es ist aber ein solches, daß, wenn wir uns heute am Rande des Verderbens befänden und der Kaiser gestern erst einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer sein möchte, er uns doch mit seinen Hülfsquellen zur Hand sein würde." Und den Hauptaufschluß giebt Gentz aus Lucchesini's Munde: „Unter den preußischen Ministern waren mehrere, welche, obgleich sie die Mittel mißbilligten, durch welche man von Hannover Besitz ergriffen, doch viel Gewicht auf dessen Acquisition legten." Selbst ein Mann, wie Stein, hatte im Juli sich gegen Gentz in Dresden dahin geäußert, daß der Besitz Hannovers für Preußen durchaus nothwendig sei. Und Lucchesini weihte Gentz in „das letzte der preußischen Geheimnisse" ein, daß man für Hannover einen Theil von Holland erwarte, das man mit England erobern wolle. Noch immer befand man sich größtentheils in den höheren Kreisen Berlins und im Heere in der alten Täuschung und Ueberschätzung. Solche Männer waren selten, wie der Oberst Massenbach und der Lieutenant Dietrich (nicht Heinrich), Baron Bülow, der Autor „des Geists des neuern Kriegssystems;" Männer, die, wenn auch enthusiastisch fühlend und rücksichtslos sich äußernd — Bülow war in Amerika gewesen — doch Gefühl für das Großartige in Napoleon's Erscheinung besaßen und die die rechten Mittel zur Rettung angaben. Man mißhandelte

diese Männer später und die Camarilla brachte sie ins Gefängniß, wo Bülow 1807 starb, Massenbach kam frei und endigte zwanzig Jahre später auf seinem Gut in Posen. Wir erfahren aus den hinterlassenen Schriften Rahel's, der Gattin Varnhagen's, daß sie wiederholt von den Gardelieutenants in Berlin und Potsdam die leichtsinnige und befangene Ansicht habe aussprechen hören: „Mit den Oestreichern kann Napoleon schon fertig werden, aber mit uns Preußen soll er nur anbinden, da wird er schön ankommen." Es war der Hochmuth vor dem Falle.

Ueber die damalige Militairverwaltung in Preußen berichtet Droysen in seiner Biographie des Feldmarschalls York:

„Vielleicht noch zusammenhangsloser und dem Zweck widersprechender, als die Civilverwaltung war der Organismus der militairischen; zwischen dem Militaircabinet, dem Kriegsdepartement und dem Regimentsquartiermeisterstab waren weder die Ressortverhältnisse klar geschieden, noch ihre Gemeinsamkeiten geordnet, weder Einfachheit, noch Einheit in den Geschäften."

„In der Nähe mit anzusehen, wie sie betrieben wurden, mochte denen doppelt lehrreich sein, welche aus der Entfernung ihrer Garnisonen her die Dinge nur mit jenem erhabenen Schein zu sehen bekamen, den man in den obern Regionen geschickt genug war zu bewahren. Was in den Provinzen als letzte, höchste apodictische Entscheidung unbedenklich verehrt wurde, aus wie kleinlichen Motiven, Rücksichten, Convenienzen sah man es hier in seiner Quelle zusammenfließen.

Am wenigsten jene feste energische, wie York sie zu nennen pflegte, jene „herrische“ Art war hier im Schwunge, die allein einem Militairstaat wohl ansteht. Der in Uebertreibungen und Aeußerlichkeiten gesuchte Schein derselben zeigte nur, daß man das einst Zeit- und Sachgemäße als Manier beibehalte; selbst eine so bedeutende Natur, wie die des feurigen Generals Rüchel gefiel sich darin, in den Uebertreibungen dessen, was dem alten Preußenthum als Form angemessen war, das Wesentliche zu suchen. Man hatte wohl noch einige wenige renommirte Namen früherer Zeit, aber die Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth waren alt und abgelebt und die Feldzüge von 1792 bis 1795 hatten eben nicht Gelegenheit gegeben, neue Helden zu erwecken; es durfte zweifelhaft erscheinen, ob die Armee noch einen General habe, der auch nur ein Armeecorps zu führen vermochte; am wenigsten die Herbstmanöver waren dazu angethan, diesen Zweifel zu beseitigen. Desto eifriger war man, sich gegenseitig zu loben und zu bewundern, wenigstens offenbar, denn in der Stille wußte jeder an jedem desto mehr Bedenkliches zu bezeichnen.“

Bei dem Herbstmanöver 1803 hatte York, damals Oberst der leichten Infanterie, mit seinem Jägercorps Furore gemacht. „Er manövrirte so trefflich, benutzte das Terrain so gut, daß der König, der sich auf der Gegenseite befand, fast völlig umgangen war.“

„Von allen Seiten empfing er Glückwünsche. General Rüchel, der gern noch genialer erschien als er war, schrieb ihm auf einem großen Bogen:

„Gratuliere eliminanter
cum signo
als
Ihr
Freund
Rüchel.“

„Auf der Kehrseite entwarf York die Antwort, die ihn als Menschenkenner charakterisirt: „Auf Ew. Excellenz gnädige Theilnahme vom 28. d. M. kann ich nur mit jenem Römer antworten:

Die Gottheiten theilten dem Genie des Cäsar die Kraft mit, durch zwei Worte die Menschen glücklich zu machen.

Mit der größten Ehrbietung verharre ich“ ꝛc.

„Ohne alle Frage befand sich die Armee in einem Zustande taktischer Vollkommenheit, der selbst die Dressur des alten Dessauers überbot; wahrscheinlich ist nie correcter marschirt, peinlicher die Gleichheit der Zöpfe und der Fußspitzen beobachtet worden, als in den tonangebenden Regimentern von Berlin und Potsdam. Man machte, wie es ausgedrückt worden, die Bataillone zu Linealen, die auf dem Terrain hin und her geschoben wurden; einige Generalinspecteurs, wie Massenbach wenigstens erzählt, ließen um des senkrechten Aufmarsches desto gewisser zu sein an die Kurzgewehre der Unteroffiziere bei der Fahne eine Art Astrolabium schmieden und was derartige Künsteleien mehr waren.“

„Aber in Mitte dieser Ueberreife untergeordneter Vortrefflichkeiten, in diesem Großsein in kleinen Dingen,

begann man mit einer gewissen Unruhe inne zu werden, daß man in eben den Richtungen, denen Bonaparte seine wachsende Glorie verdankte, im hohen Maß unreif sei, daß man weder die Ideen noch die Charaktere, noch die Leidenschaften besaß, welche Größe bedingen. Man beeiferte sich, den praktischen Mängeln auf theoretischem Wege beizukommen, mit Heftigkeit warf man sich auf strategische Studien; und während die Einen mit hochfahrendem Sibyllenton Alles hinwegwarfen, was nicht in den genialen Kreis höchststrategischer Erleuchtungen hinanreichte, suchten Andere mit eben so viel Spiritualität wie Dünkel Einrichtungen zu schaffen, in denen sie ihre strategisch-politischen Combinationen zum Mittelpunkt des Staatswesens machen wollten."

„Solche Genialitäten der Bülow, Massenbach, Phul standen in desto crasserem Gegensatz mit dem schwerfälligen und zähen Gange des übrigen Wesens, mit der Vorliebe für alles Halbe und Mittelmäßige, welche die Entschlußlosigkeit sich so gern als Tugend anrechnen läßt, mit der Zuversicht, welche frühere Leistungen der Armee, die jetzt ja in mehreren Punkten besser und vollkommener war, als zu Friedrich's II. Zeiten, gewährten. Man sagte sich gern, daß man mit voller Sicherheit sich auf sich selbst stützen könne. Und der auf Eroberung, Arrondirung, französische Allianz drängende Eifer der Genialen steigerte in demselben Maße, als die Leitung der preußischen Politik systemloser und unberechenbarer wurde, die Gereiztheit der Stimmungen nnd die Bitterkeit der Gegensätze."

„York gefiel sich darin, sich den „gelehrten“ Offizieren gegenüber als den bloßen Practiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen gesunden Menschenverstand zu bezeichnen. Er ergoß sich in Spott über die aesthetischen Offiziere, die sich an den Prinzen Louis Ferdinand drängten, über ihren Umgang mit Schauspielern und Juden. Man hatte ihn zum Mitglied jener militairisch-wissenschaftlichen Gesellschaft ernannt, die von Scharnhorst angeregt, die tiefe Umgestaltung in der Bildung der Offiziere einleitete, die später die Kriegsschule im größeren Maßstabe ausgeführt hat. Ihm sei, erzählte er, ganz unheimlich geworden, als er zum erstenmale dieser Gesellschaft beigewohnt; auf gepolstertem Stuhle gebannt. in schwüler Gelehrtenluft, im allgemeinen, gespannten Zuhören, habe er die langweiligsten Reden und Betrachtungen anhören müssen über Dinge, die sich in der Regel von selbst verstanden hätten. Und dann zum Beweise, wie sich die unglückliche Wissenschaft in Alles zu mengen beginne, erzählte er, wie ein Beisitzer der Schießgewehrcommission, auch ein Mitglied dieser militairisch-wissenschaftlichen Gesellschaft, und übrigens ein alter verständiger Zeughauptmann, in jener Commission einen Vortrag gehalten habe; er habe sich verpflichtet gehalten, wissenschaftlich von den Griechen und Römern anzufangen und zu beweisen, daß sie keine Büchsen gehabt, weil sie das Pulver nicht erfunden hätten, sei dann durch das Mittelalter hinabgestiegen und endlich herzlich froh gewesen, mit dem wissenschaftlichen Eingange fertig zu sein, wobei er, sich zu

seinem Nachbar wendend, die halblaute Bemerkung gemacht habe: „man müsse doch auch ein wenig platonisiren.“

Noch war der Krieg nicht erklärt, aber die Leute des Berliner Cabinets, die so lange geglaubt hatten, durch Nichtsthun, Zuschauen und Diplomatisiren etwas ausrichten zu können, waren jetzt selbst kriegerisch gestimmt. Haugwitz, den Napoleon persönlich schlecht behandelt hatte, und Lombard schürten.“ Beide haben, sagte Lucchesini zu Gentz, stets geglaubt, sie hätten Napoleon in der Tasche — sie wurden gedemüthigt und getäuscht und das werden sie nie vergessen.“ Es schürte auch Lucchesini selbst, den Napoleon besonders schlecht behandelt hatte, er hatte zuletzt ausdrücklich verlangt, daß er aus Paris abberufen werde. Es schürten alle Berliner Enthusiasten, Prinz Louis an der Spitze und namentlich die Frauen, die die Königin mit ihrer Begeisterung angesteckt hatte. Haugwitz wurden, als er von Paris wiederkehrte, die Fenster eingeworfen. Am stärksten schürten die Offiziere, die Beförderung durch den Krieg wünschten. Sie wetzten auf den Stufen des Hôtels des französischen Gesandten ihre Säbel. Man fühlte ohngefähr in der Art, wie die Galerie preußischer Charaktere, Germanien 1808, es von Rüchel berichtet: „Inwiefern der Krieg dem Staate heilsam sei oder nicht, darüber stellte er keine Untersuchungen an. Ueberall betrachtete er die Welt mit den Augen eines Edelmanns, der, außer der Ehre keinen Gegenstand des Interesse kennt und

um die Mittel, Ehre zu erwerben, sehr unbekümmert bleibt, weil er voraussetzt, daß sie in seiner Bravour enthalten sind."

In dem vierten Theil der Briefe an Müller (Schaffhäuser Sammlung) befindet sich der Entwurf eines Schreibens aus dem August 1805 von Müller an Gentz, den er, aus Aengstlichkeit wahrscheinlich, nicht abgehen ließ, der aber eine merkwürdige Darlegung der politischen Habsucht auf der einen Seite und der politischen Schlaftrunkenheit auf der andern giebt, in welcher das damalige preußische Cabinet sich befand. Der russische General Wintzingerode behielt sich damals in Berlin auf, um die dritte Coalition zu betreiben. „Ganz Unrecht, schreibt Müller, hatte Wintzingerode nicht. Es ist zu wahr, daß man den Stand der Sache nicht fassen will. Man meint, es handle sich etwas zu erwerben (und das könne auf Frankreichs Kosten nicht geschehen). Existenz, Sicherheit, das meint man sei noch nicht in Gefahr; wenn der Feind an das wollte, würde man ihn zu schlagen wissen. Eitler Wahn! rc. Ich bleibe dabei, nur auf Bonaparte zu zählen; er wird es ihnen so nahe zu Hause bringen, daß die Gewalt der Umstände endlich aufschrecken wird. Aber dann werden die Leute wie schlaftrunken sein."

Der König, so sehr er gegen den Krieg war, mußte endlich nachgeben — gegen seinen Willen nachgeben — da das Geschrei und der Lärm in Berlin zu groß ward und ihm sein Cabinet nicht länger Stand

halten konnte. General Friedrich Wilhelm von Knobelsdorf, zeither Gesandter in Constantinopel, ging, um Lucchesini abzulösen, nach Paris, zu Ende August. Knobelsdorf war bekannt als einer von Napoleon's eifrigsten Anhängern, sowie als ein Vertheidiger des Friedenssystems. „Er ward ausdrücklich gewählt, sagt Gentz, um die Franzosen hinter das Licht zu führen.“ „Das Merkwürdigste aber, fährt er fort, war bei dieser letzten Maßregel (es war dies eins der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Herr von Knobelsdorf selbst dupirt wurde. Er bildete sich im völligen Ernste ein, man habe ihn nach Paris gesandt, um durch seinen persönlichen Credit das gute Einverständniß wieder herzustellen. Nichts ahnend, kam er dort an, mit der festen Ueberzeugung, in wenigen Tagen jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu haben, und war sogar so thöricht zu wähnen, seine Instructionen seien dem Marquis Lucchesini, in dem er nur einen in Ungnade gefallenen Minister sah, unbekannt. Deshalb verhehlte er sie auch sorgsam vor ihm, und wenn letzterer, vollkommene Unkenntniß erheuchelnd, ihm erzählte, daß er glaubte, seine Instructionen gingen dahin, den Rückzug der französischen Truppen zu verlangen, stimmte der andere bei, hinzufügend, er halte es für nicht schwer, des Kaisers Zustimmung hierzu zu erlangen. Gleich in der ersten Audienz wandte sich Napoleon mit folgenden Worten an Herrn von Knobelsdorf: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen; ich liebe schlichte, gerade Männer, wie

Sie; allein mit Ihrem Hofe bin ich sehr unzufrieden. Was bedeutet das Einmischen in die Angelegenheiten der nördlichen Conföderation; weshalb bekümmert man sich um das längere Verweilen meiner Truppen in Deutschland?“

„Herr von Knobelsdorf wünschte begreiflich zu machen, daß es auch nicht im entferntesten des Königs Absicht sei, den Kaiser zu beleidigen; daß es ihm aber doch wünschenswerth erscheine, wenn dem Verweilen der französischen Truppen in Deutschland irgend eine Grenze gesetzt werde. Darauf äußerte Napoleon sehr aufgebracht und leidenschaftlich: „Was? Wissen Sie denn nicht, daß ich Cattaro (im ehemaligen Venetianischen Dalmatien) nöthig habe und es auch haben will? Auch nicht ein Mann soll über den Rhein, ehe dieser mein Wille vollführt ist. Was die armseligen 7—8000 Mann anbetrifft, die an der Grenze von Westphalen stehen, so werde ich Mittel haben, über sie zu verfügen; aber vor Allem ist nothwendig, daß Ihr König entwaffnet und vollständig entwaffnet, und alle Ihre Truppen auf Friedensfuß gestellt werden.“ Knobelsdorf war nicht wenig bestürzt, als er diese Worte vernahm; da er jedoch am nächsten Morgen ein Geschenk von vier Pferden mit einem Wagen erhielt, ein Umstand, dessen sich bisher noch Niemand, außer dem türkischen Gesandten, zu erfreuen gehabt, glaubte er wieder auf dem Gipfel der Gunst zu stehen. Er schrieb an seine Frau, sie möge nur ganz unbesorgt sein, an Krieg sei gar nicht zu denken; und als Napolon zur Armee abging, fragte er sogar bei seinem

Hofe an, ob er ihn nicht auf seiner Reise begleiten solle?“

Als Knobelsdorf am 1. October sein Ultimatum übergab, war Napoleon schon drei Tage zuvor in Deutschland erschienen, 28. September 1806. Er ließ seine Truppen über Würzburg und Bamberg zum raschesten Angriff vorrücken.

Auch im preußischen Hauptquartiere zu Erfurt war allerdings ebenfalls von einem Angriffe, von einem Marsche nach dem Main hin die Rede. Im Generalstabe empfahl ihn vor allen Andern der Oberst von Massenbach, der als Generalquartiermeister bei dem Unterfeldherrn Fürsten Hohenlohe stand. Aber der Oberfeldherr, der neunundsiebzigjährige Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war für die Defensive. Der König und die Königin, die sich persönlich bei dem Heere befanden, ließen ihn gewähren. Der König mußte sich alle Bedingungen gefallen lassen, die der Herzog stellte, weil man diesem trotz seiner erheuchelten Abneigung das Commando, das der König erst selbst hatte führen wollen, übertragen hatte. Der König war nichts als ein Freiwilliger in seinem Heere und hielt Braunschweig für ein Orakel. Phul äußerte einmal, dem König sei gar nicht zu rathen, denn man müßte ja, um ihn vom Verderben zu retten, damit anfangen, ihm des Herzogs Unfähigkeit vorzustellen und da würde der König glauben, man sei toll. Die Armee hatte kein Vertrauen zu dem Herzog, er galt für mittelmäßig, unentschlossen, treulos, scheinheilig, eitel und übertrieben eifersüchtig. Gentz

erzählt, daß der Herzog eine Zeit lang gehofft habe, Cleve, das damals frei war und das später Murat erhielt, von Napoleon zu erhalten — „ein Umstand", setzt Gentz zu, „der wohl keinen geringen Einfluß auf sein Benehmen hatte." Im Kriegsrath befand sich außer dem König und dem Herzog nur der alte Feldmarschall Möllendorf und des Königs erster Adjutant Oberst Kleist und die Diplomaten Haugwitz und Lucchesini. Haugwitz wußte kaum den Osten auf der Landkarte zu finden. Keinen andern General ließ Braunschweig in den Kriegsrath. Die energischste Person im Hauptquartier war die Königin Luise. Gentz hatte mit ihr eine dreiviertelstündige Unterredung zu Erfurt. Sie sagte ihm: „Gott weiß, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie darnach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Ich war aber fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden seien, die sich des deutschen Namens rühmen, Rußlands Beihülfe sah ich immer nur als letzte Beihülfe an." Die Königin berathschlagte mit Präcision, Selbstständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewundernswürdig gefunden hätte; und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Eine Com-

bination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne." Das Orakel des Orakels, der unglückselige von Braunschweig, besonders begünstigte Lucchesini, erklärte mit Bestimmtheit, er kenne Napoleon und dieser werde gewiß, den bösen Schein des Angreifers vermeidend, den Krieg nicht eröffnen.

Gerade wie das Jahr zuvor auch im Herbst Mack bei Ulm auf Napoleon gewartet hatte, so wartete nun wieder Braunschweig auf ihn im Thüringer Walde in einer Stellung, die eben so gefährlich als unbequem war. Der preußische Feldzug von 1806 verdiente allerdings den Ausspruch Napoleon's: „Les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens." Denn die Preußen wurden geradezu mit dem Krieg überrumpelt. Auf den Beistand Oestreichs, das man eben im Stiche gelassen hatte, war nicht zu rechnen, Rußland, die einzige Macht, auf die man zählen konnte, war fern. Der Krieg fiel den Preußen zu, wie aus den Wolken. Sie erwarteten Napoleon von Erfurt her und er kam aus Franken. Sie hatten keine Spione, Napoleon erfuhr Alles was im Kriegsrath zu Weimar vorging. Die Preußen standen mit ihrer Hauptarmee von 110,000 Mann in der Gegend der Preußen und Jena am Randabhang des Thüringer Walds, also die Berge, die einen möglichen Rückzug hemmten, im Rücken und vor ihrer Fronte lagen ihre Magazine zu Hof und Naumburg, die der tapfere General Tauentzien, Haugwitzens Schwiegervater, nur mit einem kleinen, vorgeschobenen Corps deckte. Während

man im preußischen Hauptquartiere noch immer auf Napoleon's Antwort wartete, die am 8. October anlangte, ward Tauentzien mit seinen 6000 Mann bei Hof schon am 7. October angegriffen und von Soult zum verlustvollen Rückzug nach Schleiz genöthigt, das Magazin zu Hof ging verloren. Drei Tage später, am 10. October, ward ein zweites vorgeschobenes Corps von 6000 Mann bei Saalfeld im engen Saalthale von 30,000 Mann unter Lannes und Augereau umzingelt und niedergehauen. Es war das Corps, das der leidenschaftliche Prinz Louis commandirte, der seinen ungestümen Enthusiasmus in Berlin mit Einwerfen der Fenster des Ministers Haugwitz, als dieser von Paris zurückkam, selbst mit bethätigt und, auf dem Markte von Jena auf- und abgehend, seine Ungeduld, sich mit dem verhaßten Feinde zu messen, laut genug ausgesprochen hatte. Der Prinz focht tapfer, aber ganz vergeblich, ein französischer Wachtmeister Guindey vom zehnten Husarenregiment hieb ihn nieder. Es war unweit des Eingangs von Wöhlsdorf, wo des Prinzen Pferd beim Uebersetzen über einen Zaun hängen blieb. Er wollte einen Hohlweg passiren, um nach Rudolstadt zu entkommen; Guindey, ihn an den schimmernden Orden und an den rechts und links ertheilten Befehlen als den Anführer erkennend, sprengte zu ihm heran und rief ihn, Pardon zu nehmen, auf. Prinz Louis antwortete mit einem Säbelhiebe und einer Schmähung. Darauf versetzte ihm, der schon eine Wunde am Hinterkopf erhalten hatte, der Wachtmeister noch einen Stich

in die Brust, mußte aber flüchten, weil des Prinzen Gefolge jetzt herzueilte. Der Prinz sank bewußtlos in seines Adjutanten Nostitz Arme, der noch sein Taschenbuch rettete. Es versuchte einer von des Prinzen Leuten, ihn, den Sterbenden, aus dem Getümmel zu retten. Er führte ihn etwa sechzig Schritte auf eine Wiese, mußte ihn aber verlassen, weil die Feinde von Neuem herzudrangen. Am Ufer eines klaren Baches sank Prinz Louis zusammen und verschied. Die französischen Husaren beraubten ihn der Kleider, der zurückkehrende Guindey nahm ihm den Degen. Der Leichnam ward von den Franzosen nach Saalfeld gebracht und in der Stadtkirche begraben. Im Jahre 1811 erst wurde er nach der Domkirche zu Berlin abgeholt. Schon jetzt war die preußische Armee in ihrer linken Flanke umgangen. Bei Jena stand der Fürst Hohenlohe; bei der sogenannten Schnecke, durch die die Chaussee nach Weimar geht, die mit Preußen vereinigten Sachsen; der Herzog von Braunschweig stand mit dem Hauptheere bei Auerstädt, 2½ Meile von Weimar; General Rüchel bei Weimar; der Herzog von Weimar bei Arnstadt; der Prinz Eugen von Würtemberg mit der Reserve bei Halle. Der Herzog von Weimar hatte ausdrücklich gebeten, daß man ihm sein neues Schloß schützen möge, deshalb war der Herzog von Braunschweig, wie Massenbach berichtet, so gefällig, sich in der Nähe von Weimar zum Schutze des Schlosses aufzustellen. Er kam von Erfurt her, die Armee marschirte nach der Saale, um der französischen die Invasion in

Sachsen zu wehren. Kaum war die Nachricht vom Tod des Prinzen Louis angekommen, so schob der Herzog den ferneren Marsch der Truppen auf und schlug sein Lager in Weimar auf. „Er hatte, sagt Gentz, dabei keinen anderen Zweck, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, sich von seinem ersten panischen Schrecken zu erholen und Rath zu suchen (nicht bei seinen Generalen, denn er hatte keine ernannt), sondern bei seiner eignen individuellen Ungewißheit und Furcht. Das Trostloseste von allem war, daß alles in Hinsicht auf des Feindes Bewegungen in tiefer Unwissenheit schwebte. Man glaubte die Franzosen in vollem Marsch auf Dresden, alles übrige war in tiefes Geheimniß gehüllt. Eine Deputation von Offizieren beschwor noch in Weimar General Kalkreuth, das Commando zu übernehmen, sie erklärte: der Herzog wisse weder, was er thue, noch was er wolle, weder wo er sei, noch wo er hingehen werde! Kalkreuth konnte ihre Bitte nicht gewähren, er erklärte aber Gentz, die Franzosen würden nach Leipzig marschiren; wenn sie die Kösener Brücke besetzten, so sei ganz Sachsen verloren und was sich dann ereignen werde, werde man bald genug sehen; der Plan des Herzogs, die Armee bei Weimar zu concentriren, sei eine noch größere militairische Unwissenheit, als die des Generals Mack, als er bei Ulm sich verschanzte. Denn alle preußischen Magazine lägen an der Saale und er verdamme sich so freiwillig zum Hungertode binnen wenigen Tagen. Er fürchte sehr, die Truppen würden am nicht mehr fernen Tage der

Schlacht nur indifferent ihre Schuldigkeit thun.“ Alle einzelne Corps der preußischen Armee, die gerade so — vereinzelt — bloßgestellt wurden, wie Mack es bei Ulm gethan hatte, wurden denn wirklich auch so von den Franzosen geschlagen. Braunschweig und Hohenlohe standen vier Stunden von einander und wußten von einander so wenig, daß der König von Preußen, der bei Braunschweig war, erst auf dem Rückzug in Sömmerda das Schicksal der bei Jena geschlagenen Armee Hohenlohe's erfuhr.

Napoleon's Hauptquartier war am 12. October in Gera, der rechte Flügel der Franzosen stand in Naumburg, wo das zweite Magazin der Preußen genommen wurde. Die Preußen hatten den Paß von Kösen unbesetzt gelassen, dadurch wurden sie denn wirklich nicht nur von ihren Magazinen, sondern auch von ihrer Reserve in Halle und sogar von ihrem eignen Lande abgeschnitten. Als Napoleon von Gefangenen erfahren hatte, daß die Befehlshaber der Preußen ihn von der Fronte, von Erfurt her erwarteten, während er an der linken Flanke sie schon bis Naumburg hinaus umflügelt hatte und nun dem Einfall in Sachsen nichts mehr im Weg stand, rief er aus: „certainement ils se tromperont furieusement ces perruques.“ Er rüstete sich nun zur entscheidenden Schlacht und nahm seine Hauptstellung auf den Höhen von Jena. Auch diese Höhen waren von den Preußen unbesetzt gelassen worden, Tauentzien hatte es bei seinem Rückzug aus dem Saalthal unterlassen. Am 13. October brach Napoleon aus Gera auf, zwei

Uhr Nachmittags war er in Jena. Nach einer Recognoscirung von den Höhen ließ er Artillerie auf die nächsten Berggipfel vor der Stadt nach Weimar zu bringen und bivouaquirte selbst die Nacht vor der Schlacht auf einer derselben, dem Landgrafenberge. Er hatte den Briefträger von Jena als Ortskundigen bei sich, er wachte, umgeben von seiner Fußgarde, vor sich das Corps von Lannes, das bis in die Straßen Jena's hinein ebenfalls bei Wachtfeuern bivouaquirte. Rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marsche. Nachts drei Uhr brach er auf, um fünf Uhr begann der Angriff. Hohenlohe schlief ruhig in Capellendorf, einem Dorfe im tiefen Thale hinter Jena. Er ward am 14. October, dem Jahrestag von Hochkirch, durch den Donner der französischen Kanonen geweckt. Ruhig ließ er sich frisiren und ankleiden. Noch neun Uhr saß er ruhig mit dem Prinzen Bernhard von Weimar — dessen silbernes Dejeunner die Franzosen erbeuteten — und seinem Adjutanten beim Frühstück. Während dem ward Tauentzien, der zu schwach war, trotz tapferster Vertheidigung, vom Dornberge, der den von Napoleon besetzten Landgrafenberg noch beherrschte, herabgeworfen. Nun war Napoleon im vollsten Vortheil seiner Stellung. Er frühstückte erst, als die Preußen aus ihrer ersten Position geworfen waren, hinter der Fronte, aus freier Hand, während die Kartätschenkugeln über ihn hinpfiffen. Von fünf bis ein Uhr kämpften Hohenlohe's Truppen mit großer Tapferkeit, aber während er vergeblich das Einrücken

der Generale Rüchel und Holzendorf von den beiden Flanken von Weimar und Dornburg her erwartete, ward er selbst von zwei französischen Colonnen vom Corps des Marschall Ney in der linken Flanke und im Rücken angegriffen, der Rückzug war nun unvermeidlich. Er ging nach Weimar zu, auf dem Wege dahin begegnete man den Flüchtlingen der Hauptarmee, die unterdessen von Davoust bei Auerstädt geschlagen worden war. Rüchel, der von Weimar kam, sollte auf Hohenlohe's Ordre die Retirade decken, er commandirte Marsch, griff den Feind an, warf ihn und vielleicht hätte dies kühne Manoeuvre der Erfolg gekrönt, wenn Rüchel nicht verwundet worden wäre. Als er fiel, floh auch die ganze Cavalerie.

Die Hauptarmee unter Braunschweig, bei der der König sich befand, hatte die Absicht, die Operationslinien an der Elbe zu gewinnen, da die an der Saale bereits verloren gegangen waren; sie hatte namentlich die Absicht, die von Auerstädt eine Stunde entfernten unangreifbaren Defileen von Kösen zu besetzen. Aber als die preußischen Vorposten am 14. Oct. Morgens dort erschienen, trafen sie schon auf die Franzosen unter Davoust. Der Marsch nach Naumburg sollte nun forcirt werden, man wollte sich durch die Franzosen durchschlagen. Diese Absicht mißglückte, auch hier war das französische Artilleriefeuer vom Kösener Berge das Hauptmittel zum Siege für die Franzosen. Es war früh neun Uhr, als der Herzog von Braunschweig mit den Schützen eines Grenadierbataillons vorging, um zu sehen, wie einer feindlichen

Batterie in Hassenhausen beizukommen sein möchte; da traf ihn eine Tirailleurkugel, die unter dem linken Auge eindrang und das rechte aus seiner Höhlung trieb. Er stürzte besinnungslos vom Pferde, ward aber wieder aufgerichtet und in diesem Zustande, das bluttriefende Gesicht mit einem Tuche verhängt, zu Pferde vor den nachrückenden Truppen vorübergeführt. Mit des Herzogs Fall war das Heer ohne Anführer, niemand, selbst der König nicht, kannte genau seinen entworfenen Operationsplan. Jeder Regimentschef operirte nun nach eignem Gutdünken. Die Unordnung ward allgemein, kurz nach Mittag ergab es sich, daß der linke Flügel der Preußen durch ein französisches Corps um Eckartshausen herum völlig umgangen sei. Der König befahl den Rückzug. Er sollte nach Weimar gehen, aber schon auf der Wickenstädter Höhe sah die preußische Avantgarde das bei Apolda stehende, über Dornburg hergekommene Corps des Marschalls Bernadotte. Man war also von Weimar bereits abgeschnitten und der Rückzug mußte nun über den Harz genommen werden. Man ging mitten durch die Feinde durch, die in den Cantonnirungen ringsherum standen, dem König selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, er rettete sich durch ein halbes Wunder. So ward Sömmerda bei Erfurt in der Nacht zum 15. October erreicht, wo die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena an den König gelangte. Die Generale Köckeritz, Zastrow und Blücher waren bei ihm.

Zugleich mit den Depeschen über diese verloren Schlacht schickte Hohenlohe einen Brief des Kaisers Napoleon ein, datirt von Gera 12. October, geschrieben also zwei Tage vor der Schlacht, und Hohenlohe am 13. Nachmittags überbracht. In diesem Briefe hieß es unter andern: „Es ist also Krieg zwischen uns; das Bündniß ist gebrochen für immer? Aber warum unsre Unterthanen morden? Ich fürchte die Schlachten nicht. Aber Sire! E. Maj. werden besiegt, die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen werden Sie preis geben, ohne den Schatten eines Vorwands. Noch ist Alles unangetastet; noch können Sie auf eine Ihrem Range angemessene Art mit mir unterhandeln, nach einem Monat werden Sie es in einer anderen Lage. Endigen Sie den kaum begonnenen Krieg!“

In der Predigerwohnung zu Sömmerda schrieb Friedrich Wilhelm III. am Morgen des 15. October die Antwort auf dieses Schreiben Napoleon's und schlug ihm einen Waffenstillstand vor. Der Sieger aber war dazu nicht mehr zu bewegen, er verlangte bestimmte Abtretungen als Grundlage zum Friedensschlusse. Wiederum war es zum Unglück Lucchesini, der vom König ins französische Hauptquartier nach Wittenberg geschickt ward. Napoleon wollte nicht persönlich mit ihm unterhandeln, er übertrug es Duroc. Der Abschluß erfolgte auf die Bedingungen, daß Preußen alle seine Länder zwischen Rhein und Elbe abtreten solle, jedoch mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark. Der König von Preußen war noch am

15. October von Sömmerda über Sondershausen und den Harz an die Elbe nach Magdeburg und von hier an die Oder nach Cüstrin gegangen: hinter der Oder sollte das flüchtige Heer sich wieder sammeln. In Cüstrin nahm der König die ihm von Lucchesini überschickten Duroc'schen Friedensbedingungen an und schickte mit einem Schreiben den General von Zastrow ins französische Hauptquartier nach Berlin, Zastrow überreichte das Schreiben am 27. October. Mehrere Tage erfolgte keine Antwort, dann eine ausweichende, daß Preußen mit eben derselben Mäßigung behandelt werden solle, die England bei Rückgabe seiner Eroberungen in den Colonien beweisen werde, endlich ward zur höchsten Verwunderung wieder ein bloßer Waffenstillstand angeboten. Der Grund zu dem seltsamen Benehmen Napoleon's lag in den noch seltsameren Ereignissen, die sich unmittelbar nach der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt bei der preußischen Armee und bei den preußischen Festungen zutrugen. Jetzt erst nach dem Unglück zeigte sich die Fäulniß des preußischen Staats, über die Mirabeau zwanzig Jahre vorher schon Kunde gegeben hatte, im vollen Umfang. Der Tag von Jena war das völlige Widerspiel des Tags von Roßbach. Die Franzosen erbeuteten eine ungeheure Menge von preußischen Offiziersequipagen mit Damen, Toilettengegenständen und Leckereien, ganze Wagen mit Hühnern und Weinfässern, die zum Bedarf des Offiziercorps der Armee nachgeführt wurden. Auf die Niederlage folgte Unfall auf Unfall. Schon am ersten Tage nach der Schlacht,

am 15. October, übergab das wichtige Erfurt Herr von Pruschenk: er ward später ohne Abschied entlassen. Der alte Möllendorf, der hier stand, ward mit 6000 Mann gefangen. Die Sachsen, deren halbe Armee nach der Schlacht gefangen genommen worden war, trennten sich nun von den Preußen. Am 17. Oct. ward die preußische Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg bei Halle durch Bernadotte geschlagen. Am 18. October rückte Davoust in Leipzig, am 20. in Wittenberg, am 24. u. 25. in Berlin ein. An diesem letzten Tage übergab Herr von Benkendorf, ohne einen Schuß zu thun, Spandau, die Citadelle von Berlin: er ward später ohne Abschied entlassen. Zwei Tage darauf, am 27. October, rückte Napoleon in Berlin ein. Am 28. capitulirte Hohenlohe, der vom König den Oberbefehl über die Reste der geschlagenen Armee erhalten hatte, mit 16,000 Mann Infanterie zu Prenzlau, ehe er seine Absicht, die Oder bei Stettin zu erlangen, hatte erreichen können. Das wichtige Stettin selbst capitulirte am Tage darauf, der General Freiherr von Romberg und der General Herr von Knobelsdorf übergaben es: beide wurden cassirt. Zwei Tage später, am 1. November, capitulirte Cüstrin, auf dessen Wällen wenige Tage zuvor der König mit seiner Gemahlin gewandelt und den altadeligen Gouverneur Oberst Herrn von Ingersleben zu tapferer Gegenwehr angefeuert hatte. Kaum war der König fort und die ersten französischen Husaren, 2—300 Mann, sprengten vor die Festung, so ging Ingersleben, ohne nur einmal

eine Aufforderung abzuwarten, hinaus, um ihnen Cüstrin mit 3—4000 Mann Besatzung zu übergeben: er ward „zum Arquebusiren condemnirt“, erlebte aber noch das Jahr 1814. „Ingersleben und Knobelsdorf waren Menschen, sagen die vertrauten Briefe, denen alles fehlte, bis auf den Magen.“ Am 7. November capitulirte der nachher so berühmte Blücher, der Hohenlohe's Befehl, mit der Cavalerie zu ihm zu stoßen, nicht respectirt und sich nach Lübeck geworfen hatte. Darauf kam der furchtbarste Schlag, die Capitulation Magdeburgs am 8. November. Herr Franz Casimir von Kleist, Sohn des 1757 an den bei Lowositz erhaltenen Wunden zu Dresden gestorbenen Generals, General der Infanterie und Ritter des schwarzen Adlerordens, des höchsten Ehrenzeichens der Monarchie, übergab zur höchsten Schande und Schmach diese stärkste Festung der Monarchie, die, so lange sie in preußischen Besitz gekommen, nicht wieder erobert worden war, mit 22,000 Mann, 19 zusammen 1300 Jahre zählenden Generalen, über 800 Offizieren und 800 Kanonen an Ney, der bloß mit 10,000 Mann und einigen leichten Feldkanonen vor die Stadt gerückt war. Kleist kam durch mit Entlassung ohne Abschied und starb 1810 in Berlin. Eben so leichtsinnig und ehrlos capitulirten noch später während des Winters die schlesischen Festungen. Am 2. December übergab General Joachim von Reinhardt, Ritter des Verdienstordens, Glogau, die nach Magdeburg wichtigste Festung der Monarchie, am 5. Januar 1807 Herr von Thiele Breslau, am 6. Febr. Herr von Haake

Schweidnitz. Rühmlich hielten sich nur Colberg in Pommern durch seine Bürgerschaft unter dem kreuzbraven, sechsundsiebzigjährigen alten Seemann Nettelbeck und dem berühmten Gneisenau, Graudenz in Preußen durch den alten vierundsiebzigjährigenz Franzosen Baron Wilhelm Renée Courbière, gestorben 1811, der, als die Franzosen ihm sagen ließen, es existire kein König von Preußen mehr, erwiederte: „Nun, so bin ich König in Graudenz" — ferner Pillau in Preußen unter dem ebenfalls vierundsiebzigjährigen Oberst Johann Friedrich Herrmann, gestorben 1818, und von den schlesischen Festungen Cosel unter dem 1779 geadelten David von Neumann, der während der Belagerung starb, und Glatz unter Graf Götze. Die Commandanten dieser rühmlich vertheidigten Festungen, fand man, waren zumeist aus dem Bürgerstand heraufgekommene Offiziere, aber Hoch- und Alt-Adelige zumeist waren die Commandanten der so schändlich preisgegebenen Festungen.

Nicht minder seltsam war Napoleon's Empfang in der Hauptstadt der preußischen Monarchie. Am 17. October hatte Herr von Dorville die Nachricht von der verlornen Schlacht nach Berlin gebracht und damit nicht geringes Schrecken verbreitet. Man that Alles, um den Kaiser günstig zu stimmen. Schon in Potsdam kam ihm eine Deputation der Berliner Bürgerschaft entgegen. Napoleon empfing sie mit den Worten: „Ihr habt sehnlich den Krieg verlangt. Er ist euch geworden." Am 27. October Nachmittags

vier Uhr hielt er seinen Einzug bei mildem und freundlichen Wetter unter dem Donner der Kanonen. Er kam durch das Brandenburger Thor, das die Siegesgöttin noch schmückte, voran zog eine Schaar Mamelucken, dann eine Abtheilung der Garde, er selbst ritt von seinen Marschällen umgeben; die in langen Reihen in den Straßen aufgestellten Soldaten und das Volk empfing ihn mit tausendstimmigem Jubelruf. Ein ganz leises Lächeln über das Vive l'empereur aus dem Volkshaufen spielte auf dem Marmorgesicht des Kaisers, der seine ruhig kalten Blicke nach allen Seiten umher schweifen ließ. Langsam stolz bewegte sich der Zug durch die breite Lindenstraße hinauf nach dem königlichen Schlosse. Ihm gegenüber im Lustgarten lagerte die Nacht durch unter freiem Himmel die Garde bei helllodernden Feuern. Die Stadt war erleuchtet. Napoleon blieb einen ganzen Monat in Berlin bis zum 24. November. Der Gouverneur Graf Schulenburg, der Minister, hatte die Bürgerschaft durch rothe Maueranschläge ermahnt, des Inhalts, der nachher sprichwörtlich geworden ist: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg." Aber die Bürgerschaft dachte gar nicht an die Unruhe einer Schilderhebung. In Wien war im vorigen Jahre Napoleon mit stummer Wuth empfangen worden und hatte deshalb nicht in der östreichischen Hauptstadt, sondern in dem Lustschloß Schönbrunn residirt; in Berlin ward er mit lautem Jubel aufgenommen. Der königliche Schatz und die Cassen waren nach Königsberg

und Riga gerettet worden. Auch die Vornehmen und die Reichen, der Hof, die hohen Officianten, der Adel, die Capitalisten waren nach Stettin, nach Cüstrin geflüchtet. Selbst der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, flüchtete, er brachte seine theure Person in Sicherheit, er dankte ab: sein Schwiegersohn, der später wegen seiner verrätherischen Correspondenz auf Bitten seiner Gemahlin von Napoleon pardonnirte Fürst Franz Ludwig von Hatzfeld *) ward an seiner Stelle Gouverneur. Schulenburg hatte dem ihm bei seiner Flucht aus seinem Hause in der Behrenstraße mit etwas bedenklichen Mienen begleitenden Volke sehr gemüthlich die letzte Aufmunterung hinterlassen: „Beruhigt Euch, ich lasse Euch meine Kinder hier!“ Der Servilismus und die Verrätherei ging und zwar in allen Ständen so weit, daß man alle etwa noch versteckten öffentlichen Gelder und Vorräthe bereitwilligst den Franzosen anzeigte. Unter andern wollte auch ein Bürger von Berlin dem französischen Commandanten Hulin einen großen Holzvorrath verrathen. Hulin sagte zu ihm: „Laßt das

*) Wegen der beispiellosen Ueberlieferung der Gewehre im October 1806 ward ihm 1810 der Proceß gemacht, aber niedergeschlagen, als Napoleon das für Beleidigung erklärte. Hatzfeld starb 1827 als preußischer Gesandter in Wien. Er war früher kurmainzischer General, dann der Erbe von Trachenberg in Schlesien nnd ward 1803 gefürstet, Stein zählte ihn in einem Briefe an Prinzeß Luise Radziwill zu den „Ränkeschmieden“, wie Minister Voß (im Jahre 1809).

Holz liegen, damit Euer König übrig behalte, um Schurken, wie Ihr seid, daran aufzuhängen." Beim Einzug der Franzosen hatten angesehene Leute in Berlin so gewaltige Furcht, daß sie hinter dem Volke standen und diesem fortwährend zuriefen: „Um Gottes willen schreit nur recht laut: Vive l'empereur, sonst sind wir verloren." Hulin ließ den Magistrat mit großer Artigkeit um geräuschlose Entwaffnung der Bürgergarde bitten. Sofort ließ dieser aus eignem Antriebe bekannt machen: „bei Todesstrafe" solle jeder Bürger seine Waffen abliefern. Napoleon selbst war so erstaunt über Alles, was er in Berlin sah und hörte, daß er erklärte: „er wisse nicht, ob er sich freuen oder schämen solle."

Aber Napoleon wußte jetzt, daß Preußen sein unbedingtes Opfer geworden sei und diese Wissenschaft war es, die auf den Gang der Unterhandlungen so gewaltigen Einfluß hatte. Die Bedingungen des Waffenstillstands, den er anbot und den Lucchesini am 16. November zu Charlottenburg unterzeichnete, waren von der Art, daß Friedrich Wilhelm sie verwarf. Lucchesini nahm hierauf seinen Abschied, begab sich in seine Vaterstadt Lucca zurück, ward hier Kammerherr bei der Fürstin Bacchiochi, Napoleon's Schwester, begleitete diese zur Vermählung Napoleon's mit Marie Luise nach Paris und starb 1825, dreiundsiebzig Jahre alt, im Privatstand zu Florenz. Im December nahm auch Haugwitz, der dem König nach Preußen gefolgt war, seine Entlassung, und zog sich

auf seine väterlichen Güter in Schlesien und die ihm von Friedrich Wilhelm II. geschenkten in Südpreußen zurück. 1820 ging auch er nach Italien und lebte theils auf einer Villa bei Este am Fuß der Euganeischen Gebirge, theils im Winter in Venedig. Hier starb er 1832, achtzig Jahre alt.

Friedrich Wilhelm hatte, nachdem er die Oder nicht halten konnte, schon am 26. October seinen Unglücksweg von Cüstrin bis nach Memel in die östlichste Grenzstadt des Königreichs nehmen müssen; die Königin, Köckeritz und Beyme begleiteten ihn dahin. Luise hatte bis zum Tage vor der Schlacht von Jena sowohl im Hauptquartier zu Erfurt, als bei dem Aufenthalt in Weimar sich an der Seite des Königs befunden. Sie fuhr mit ihm in einem verschlossenen Wagen, dem zwanzig andere folgten, inmitten der Truppen, Kanonen und Geschützwagen. Weimar verließ sie in Begleitung ihrer Hofdame, der Tochter des Generals von Tauentzien, am 13. October Nachmittags drei Uhr, dem Heere folgend. Aber das Gerücht, die Franzosen hätten bereits die Höhen hinter Kösen besetzt, zwang sie nach Weimar zurückzugehen. Hier erbat sie sich den Rath des General Rüchel, der herbeikam und ihr rieth, sich durch den Harz über Heiligenstadt, Göttingen und Braunschweig in die Altmark zu retten. Sie trat diese Reise am 14., dem Schlachttage von Jena, an, eine Zeit lang begleitet von dem Donner des Geschützes. Rüchel hatte seine eigenen Pferde an ihren Wagen gelegt und ihr eine Bedeckung von funfzig Mann zugegeben. In Berlin

fand sie bereits die königlichen Kinder geflüchtet, erst in Stettin erfuhr sie den ganzen Umfang des Unglücks. Sie warf sich sofort wieder in den Wagen, um ihren Gemahl in Cüstrin aufzusuchen. 40,000 Mann alte und neu geworbene Truppen waren alles, was Friedrich Wilhelm den Russen zuführen konnte. Am 28. November erließen diese ihr Kriegsmanifest gegen Frankreich. Aber Bennigsen's Plan, sich mit Danzig in Verbindung zu setzen, mißglückte. Nach der Schlacht bei Eilau, in der Nähe von Königsberg am 8. Febr. 1807, zog er sich auf Königsberg zurück und es trat nun eine Waffenruhe von mehreren Monaten ein. Unterdessen kam der Kaiser Alexander zu Friedrich Wilhelm nach Memel. Napoleon ließ aus seinem Hauptquartier Finkenstein den General Bertrand nach Memel abgehen, um Friedrich Wilhelm zu einem Separatfrieden aufzufordern. Friedrich Wilhelm ging darauf nicht ein, man unterhandelte mit Oestreich, das den General Stutterheim mit der Vollmacht zum Abschluß eines Vertheidigungsbunds in das Hauptquartier der beiden Monarchen geschickt hatte. Aber ehe dieser Vertheidigungsbund zu Stande kam, hatten die Feindseligkeiten von Neuem begonnen.

Schon der Anfang des neuen Kriegs war verhängnißvoll, am 24. Mai capitulirte Feldmarschall Graf Kalkreuth in Danzig an Lefebvre. Am 14. Juni erfocht Napoleon am Jahrestage von Marengo den Hauptsieg bei Friedland in der Nähe Königsbergs. Zwei Tage darauf capitulirte General von Rüchel in Königsberg an Soult. Der Rückzug

ging hinter den Niemen, den Grenzfluß zwischen Preußen und Rußland. Am 21. Juni ward der Waffenstillstand Seiten Rußlands, der am 25. Juni erst Seiten Preußens mit Napoleon abgeschlossen. An demselben Tage, 25. Juni, kamen Napoleon und Alexander in der Mitte des Flusses Niemen auf einem Floße unter einem Zeltdache zusammen; einer zweiten Zusammenkunft am darauf folgenden Tage wohnte auch der König von Preußen bei, er gewährte hier die Entlassung Hardenberg's und Rüchel's, die Napoleon ihm auferlegte. Dieser war in hohem Grade aufgebracht, als Friedrich Wilhelm statt Huts im Tschacko und kleinen Schnurrbart erschien und übrigens seine Stimmung nicht verhehlte. Die Stadt Tilsit am Niemen war für neutral erklärt worden, von Abtheilungen preußischer, russischer und französischer Garde besetzt, die drei Herrscher nahmen hier ihren Wohnsitz, um die Friedenshandlung zu Stande zu bringen. Die merkwürdigste Erscheinung in Tilsit war die Königin Luise. Sie langte hier am 5. Juli an, um wo möglich das Schicksal Preußens noch zu mildern. Talleyrand hatte ihr Erscheinen gefürchtet und bei Napoleon lange zu hintertreiben gesucht. Wirklich ward auch Napoleon von der Holdseligkeit der Königin betroffen, er suchte die über sie früher ausgesprochenen rücksichtslosen Urtheile jetzt durch die aufmerksamsten Ehrerweisungen wieder gut zu machen. Dennoch konnte er es nicht über sich gewinnen, ihr die harte Frage zu ersparen, wie Preußen sich ihm habe entgegenstellen können? Die hochherzige Königin

erwiederte gelassen: „Es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrich's über unser Machtmittel uns zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben.“ Um durch die Achtung, die Luise ihm abzwang, nicht wider Willen etwa zu einer in seinen Augen unpolitischen Nachgiebigkeit gedrungen zu werden, beschleunigte Napoleon den Abschluß des Friedens. Er kam am 7. Juli mit Rußland, am 9. mit Preußen zu Stande: Feldmarschall Kalkreuth zeichnete für Preußen am 12. die schreckliche Convention wegen der Contributionen. Preußen verlor nicht nur alle Besitzungen zwischen Rhein und Elbe mit der Altmark und mit Magdeburg, sondern es verlor auch den größten Theil von Polen. Aus den Besitzungen zwischen Rhein und Elbe bildete Napoleon das neue Königreich Westphalen für seinen Bruder Jerôme, aus den polnischen das Großherzogthum Warschau für den König von Sachsen. Dazu wurden dem Friedensinstrument ausdrücklich die Worte beigefügt, daß die Rückgabe der übrigen eroberten Länder, namentlich der Marken diesseits der Elbe, Schlesiens, Pommerns, Altostpreußens und eines Stücks von Westpreußen „nur aus Achtung für S. Maj. den Kaiser von Rußland“ geschehe. Alexander selbst erhielt aus der Beute seines Bundesgenossen das Departement Bialystok, ein Land von hundert Quadrat-Meilen. „Dieser Alexander, schrieb Gneisenau 3. März 1809 an Stein, ist zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 läutet er die Sturmglocke, bevor Alles zum Kriege vorbereitet ist. Mit Ueber-

muth wird der Krieg angekündigt, mit Uebermuth geht er, nach Oestreichs Unfällen, in Mähren vor — mit Kleinmuth zurück, nachdem er sich seine Lection geholt hatte. Sodann läßt er seine Truppen aus einander gehen, den nahe ausbrechenden neuen Krieg nicht ahnend. Seine Hülfe ist späterhin dem Lande, das er schützen will, eben so verderblich als des Feindes Angriff, und er endigt damit, daß er seinen Bundesgenossen plündern hilft. Ich frage, ob dieser Alexander, wenn er Preußens bitterster Feind wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können, um unsern Untergang zu befördern, als er gethan hat, indem er sich unsern Freund nannte." Danzig ward freie Stadt, unter preußischem und sächsischem Schutze, in Wahrheit unter französischer Herrschaft, denn ein französischer Generalgouverneur nahm hier seinen Sitz, Danzig ward ein Hauptwaffenplatz für die französische Herrschaft an der Ostsee, wie Magdeburg es ward an der Elbe und wie Erfurt es ward am Herzen von Deutschland und wie Mainz es längst am Rheine schon war. Wie Rom einst Carthago, so legte Napoleon jetzt Preußen auf, künftig nur eine Armee von 42,000 Mann halten zu dürfen.

Nach dem Tilsiter Frieden erließ Friedrich Wilhelm einen Abschied an alle seine Unterthanen in den abgetretenen Ländern. Er erklärte: „wie er, der harten Nothwendigkeit weichend, sie von ihren Pflichten gegen sein Haus entbinde, wie er von ihnen scheide, ein Vater von seinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig theuer sein und der Wunsch für ihr Wohl sie zu ihrem neuen Landesherrn begleiten werde." Von allen Seiten

erhielt er liebreiche Antwort, die treuherzigste aber in plattdeutscher Sprache von den niedersächsischen Westphalen folgenden Inhalts:

„Das Herz, schrieben sie ihm, wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied von uns lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerstreuten Haufen uns zuzuführen, und mit unsern Landsknechten vereint zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, und das Vaterland sicher gerettet: denn Du mußt wissen, in unsern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut und unsere Landsknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht angefressen. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat über uns seine Pestluft noch nicht ausgegossen. Indeß können wir dem Eigenwillen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rath mußtest Du zuweilen wohl folgen: denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen all das mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unserm Vermögen ist zu

ändern. Gott steh uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unsere Sitten, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, als Du, guter lieber König, es gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude!"

Durch den Tilsiter Frieden verlor Preußen fünf Millionen Menschen und dritthalbtausend Quadrat-Meilen, die Hälfte seines Besitzthums. Es war nun wieder zu einer Macht des zweiten Ranges herabgesunken. Es war eingetroffen, was Massenbach nach dem Basler Frieden warnend vorausgesagt hatte: Preußen, nicht sichergestellt durch die Allianz mit Frankreich, war von seinem eignen Bundesgenossen, Rußland, preis gegeben worden. Die Lage, in die der König durch den Tilsiter Frieden gekommen war, war schrecklich, schrecklicher noch sollten die Folgen dieses Friedens werden. Frankreich machte, ehe es sich zur Räumung der preußischen Staaten entschloß, eine Forderung von 116 Millionen Francs an Kriegssteuern an Preußen. Der französische Proconsul Daru in Berlin, „das Ungeheuer," wie Stein ihn nennt, Pierre Daru, „Stein gegen Stein," wie die Berliner aufstachen, legte unterdessen Beschlag auf alle Landeseinnahmen. Der Staatsbankerott war nahe, man schlug dem König vor, ihn zu erklären, er erwiederte: „Ich kann unglücklich sein, aber Gott wird mich behüten, unedel zu werden." Er übernahm die Hälfte der Summe auf die Domainen. Die Königin schrieb

in jener Unglückszeit einmal an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Conferentzen erfordern oder zu fassende Entschlüsse Ihnen abhalten; so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um fünf Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen! Luise."

Die Unterhandlungen über die Räumung Preußens mit den Franzosen dauerten über ein Jahr; erst nach dem Congreß im October 1808 zu Erfurt, wieder, wie Napoleon erklärte, nur aus Rücksicht für den Kaiser Alexander, räumten, im December 1808 die französischen Truppen, die bis dahin auf Kosten des Landes hatten erhalten werden müssen, Preußen bis auf die Oderfestungen Stettin, Cüstrin und Glogau, die mit 10,000 Mann besetzt blieben. Am 3. December zogen die Franzosen aus Berlin, um nach Spanien zu marschiren; am 10. rückten die ersten preußischen Truppen wieder ein. Erst am 23. Decbr. 1809, nach einem Besuche in Petersburg, wo „Feste, Shawls und Pelze" das Elend der Zeit hatten vergessen lassen, und Alexander alles that, um seinen gebeugten Gästen den höchsten Begriff von seiner Hoheit und Macht zu geben, nahm Friedrich Wilhelm seine Residenz, von der er drei Jahre abwesend gewesen war, wieder in Berlin, er hatte zeither mit seiner Familie in Memel und Königsberg residirt. Noch

in Erfurt hatte Luise einen Versuch gemacht, Magdeburg wenigstens von Napoleon zurückzuerbitten. Sie erschien in Erfurt, wie sie sagte, vor Napoleon, bittend, nicht als Königin, sondern als Mutter ihres Volkes. Napoleon schickte ihr als abschlägliche Anwort die Karte von Schlesien, umschlungen von einer goldnen Kette am goldnen Herzen. Es war eine schwere Zeit, die Zeit, die der König in Memel und seit 16. Jan. 1808 in Königsberg verlebte, er gerieth selbst in Geldnoth, das goldne Tafelservice Friedrich's des Großen mußte in die Münze geschickt werden. Um nur bürgerlich leben zu können, sah der König sich genöthigt, Gelder zu borgen und Geschenke von Mennoniten anzunehmen. In dieser schwersten Zeit seines Lebens, wo Friedrich Wilhelm in Königsberg, das von Schaaren von Bettlern wimmelte, und Almosen für brotlos gewordene Beamten und Offiziere gesammelt ward, wie ein Fremder in seinem eignen Lande leben mußte, kamen ihm, wie er selbst an einen seiner Lieblinge, den Bischof Roß in Berlin gestanden hat, schwere Zweifel an über die Weisheit und Güte der Vorsehung Gottes. Er wollte abdanken, weil ihn das Unglück verfolge. Der Bischof Borowsky, der Geistliche, den er nachher unter allen Geistlichen am Höchsten geliebt und geehrt hat — er ernannte ihn zum Erzbischof — tröstete ihn, den Schwerangefochtenen. „Er wies, sagte der König selbst zu Roß, aus der heiligen Schrift und der Weltgeschichte mir nach, daß Gottes Wege zwar oft räthselhaft und dunkel, aber stets heilig und heilsam wären, so daß endlich alles Unrecht in sich untergehe, dagegen

alles Recht zuletzt dennoch siege. Ganze Staaten und ihre Regenten bedürften oft der Läuterungen, damit die Schlacken wieder wegbrennten, die das Glück angesetzt hätte. Wer durch Trübsale nicht gebessert würde, wäre nicht zu bessern. Man müsse im Unglücke nur gläubig, geduldig und standhaft sein. Man müsse nur warten und Gott nicht Zeit, Maaß und Ziel vorschreiben; er werde schon kommen und helfen, wenn wir seiner Hülfe würdig, bewährt erfunden wären." Um den König waren seine Familie, die Höflinge und wenige getreue Diener des Civils und Militairs. Seine Umgebungen bildeten vornehmlich der Generaladjutant Köckeritz und sein Nachfolger Hermann von Boyen, der 1810 den Militairvortrag erhielt — Beyme, der Cabinetsrath, und als diesen Stein entfernte, Albrecht — demnächst der intriguante Nagler, der nachherige Postchef, der bei der Königin in hoher Gunst stand und auch mit nach Petersburg fuhr. Unter den Königsbergern stand in Gunst der Kriegsrath Scheffner der den König manches sagen durfte, der aber einmal 16. März 1809 an Stein schrieb: „Die Königin erkundigt sich zwar immer höchst gnädig nach mir, wir sehen uns aber nicht, da ich keine Geburts-Thees ꝛc. besuche. Sie weiß zum voraus, was ich ihr sagen würde." Die Höflinge fahren fort zu glauben: „Sic itur ad astra."

„Vor Allen der Königin, berichtet Droysen im Leben York's, trat es aber doch in diesen ernsten Tagen nahe, anders als bisher für die Erziehung des Kronprinzen sorgen zu müssen. Sein bisheriger Führer Delbrück

besaß weder Charakter noch Geist genug für einen so reich begabten Zögling. Es liegen nicht ausdrückliche Beweise vor, daß es die Königin war, die York zum Erzieher des Thronerben wünschte; war es ihr, war es des Königs Gedanke, man konnte an York nur darum gedacht haben, weil man in furchtbarsten Erlebnissen erkannt und erprobt hatte, was einem König am wenigsten fehlen dürfe. So ward General Köckeritz beauftragt, York vorläufig im tiefsten Vertrauen des Königs Absicht mitzutheilen."

„Uns liegt ein Concept der Antwort vor, die York an Köckeritz am 8. August 1807 richtete; es ist mit sicherer Hand fast ohne Correctur niedergeschrieben; es ist das erste Document seiner Hand, in dem der ganze Mann uns entgegentritt. Es lautet:

„Das Zutrauen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir durch die vorläufige Aeußerung von der Allerhöchsten Intention des Königs in Bezug auf meine künftige Bestimmung zu erzeigen die Güte hatten, verdient meinen größten Dank, und ich bitte sich gütigst zu überzeugen, daß die in Rede stehende Sache nach dem Schluß dieses Schreibens als nie gedacht von mir betrachtet werden soll. Da aber einerseits die Sache von der größten Wichtigkeit ist, andererseits meinen Principien nach ein Unterthan nur mit Behutsamkeit und mit Bezug auf wahre Grundsätze sich der von seinem Könige über ihn verhängten Bestimmung entziehen darf, so erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen hier den Gesichtspunkt, aus welchem ich die Sache selbst betrachte, darstelle und den Grund an-

führe, auf dem mein Entschluß der Ablehnung der in Rede stehenden Bestimmung beruht. Verzeihen Sie, wenn ich bei einer so wichtigen Sache weitläuftig bin.“

„Der Gedanke, daß mein König bei der Wahl eines Mannes, dem er die wichtige Bestimmung geben will, um die Person des Thronerben zu sein, auch nur meiner gedacht hat, macht mich unendlich glücklich; ich fühle diese große Gnade des Zutrauens in seiner ganzen Größe. Wären unbegrenzte Liebe für den König und sein Haus, wäre unerschütterliche Treue und Patriotismus, wären Aufopferungen von jeder Art von meiner Seite die einzigen Erfordernisse zur Erreichung des vorliegenden Zweckes, so würde mich mein stolzes, ich kann sagen gerechtes Selbstgefühl unbedingt zu einem Entschluß führen, der für mich so ehrenvoll als glänzend sein würde.“

„Diese Erfordernisse sind aber nach meiner Ansicht der Sache nicht hinreichend. Der Mann, der um einen Fürsten ist, muß, wenn er auch im strengen Verstande nicht Erzieher sein soll, doch vorsichtiger Führer sein, er muß mit Behutsamkeit und unendlich mannichfaltigen Rücksichten auf den Charakter des Prinzen wirken. Dieser Mann muß die Kraft besitzen, Gefühle zu wecken, Leidenschaften zu leiten und in dem jugendlichen Herzen die Keime zu pflanzen und zu pflegen, die auf die künftige Bestimmung, einen kraftvollen, selbstständigen, nicht eigensinnigen, aber festen und entschlossenen Charakter einen so wesentlichen Einfluß haben müßten. Dieser Mann muß die ganze Kunst verstehen, der Natur nicht entgegenwirken zu

wollen, sondern sie nur unvermerkt zum großen Zweck zu führen. Er muß ferner in die Jahre der Kraft sich zurückstimmen können, um die Zuneigung seines jugendlichen Freundes sich zu gewinnen, ohne einen gewissen Abstand zu verlieren, der ihn in Würde, ich möchte sagen, in Ehrfurcht erhält. Verfehlt er das erstere, so wird er ein Pedant; im andern Falle verliert er den erforderlichen Charakter. Der Mann an der Seite eines jungen, zum Throne bestimmten Fürsten muß, wenn auch nicht ein erfahrner Staatsmann sein, so doch eine Uebersicht von der Kraft, der Form und dem Zweck der Regierung und des Landes haben; er muß die nicht leichte Kunst besitzen, den Prinzen immer nach Ansicht des Ganzen zu führen, das Individuelle nur als einpassend und Folge zu zeigen. Ein König ist eine irdische Gottheit; wie die Gottheit das Unglück zum Zwecke des allgemeinen Glückes geschehen läßt, so muß der Fürst auch nur den Zweck des Ganzen im Auge haben. — Hieraus folgen denn auch die Grundsätze der Moral für einen Fürsten. Sie ist anders die Moral eines Fürsten, als die des Privatmannes. Zu viel Gefühl für einzelnes Unglück macht zu weich und bringt das Ganze aus der Wage; zu große Gleichgültigkeit gegen das Unglück macht gefühllos; der Zweck, zur Kraft zu führen, würde Tyrannei schaffen. Ein Schatz von Menschenkenntniß ist dem Mann nothwendig, der einem jungen Fürsten bei so häufigen Veranlassungen über die Menschen sprechen muß. Schon im gemeinen

Leben muß man gegen die Menschen vorsichtig sein, ein Fürst muß gegen sie mißtrauisch sein. Wird die Grenzlinie dieses Mißtrauens aber nicht mit vieler Behutsamkeit gezogen, so entsteht sehr leicht Verachtung gegen die Menschen daraus; dieses könnte zu eben so schlimmen Folgen führen, als ein zu großes Vertrauen des Fürsten gegen die Menschen thun würde."

„Meines Erachtens giebt es nur zwei Hebel, die Kräfte des Menschen vortheilhaft zum Zweck des allgemeinen Guten in Bewegung zu setzen. Diese Hebel sind Hoffnung und Furcht. Aber es ist keine gemeine Kenntniß, beide Hebel gehörig in Wirkung zu bringen. Die Wege anzuzeigen, diese Kenntniß zu erlangen, ist wieder kein gemeines Wissen. Bei der unumgänglichen Nothwendigkeit, daß ein Fürst über Alles unterrichtet sein muß, dieser Unterricht auch viel schneller vollendet sein muß, als bei einem Privatmann der Fall sein darf, ist es unmöglich, daß er durch Bücher und eigenes Aufsuchen der einzelnen Theile diesen Unterricht schöpfen kann; der Mann, der um einen jungen Prinzen ist, muß also wenigstens encyclopädische Kenntnisse haben, um keine Frage unbefriedigt zu lassen, weil er sonst leicht den Verdacht des völligen Nichtwissens auf sich ziehen könnte; und dann ist sein Zweck verfehlt. Endlich muß der Mann an der Seite eines jungen Prinzen die feinen Hofsitten haben, er muß einen leichten und geschmeidigen Vortrag der Unterhaltung haben, gleich entfernt von Steifheit oder Fatuité. Er muß die

Kunst besitzen, nicht abzuschrecken und doch stets würdevoll zu bleiben. Er muß die allgemeine Stimme für sich haben."

„So, mein Herr General, ist das Bild im Allgemeinen, welches ich mir von den Eigenschaften mache, die ein Mann nothwendig besitzen muß, der es unternimmt, an der Seite eines Fürsten zu leben, welcher die Bestimmung zum Throne hat. Nach dieser Skizze habe ich meine Selbstprüfung vorgenommen. Eine gemäßigte Eigenliebe hebt den Menschen, eine verblendete kann ihn wider Willen zum Verräther machen oder doch wenigstens mit Schande vom Schauplatz zurückbringen. Es ist meinen Ansichten nach weniger nachtheilig, seine Schwäche zu gestehen, als sie durch Beschönigung schädlich anzuwenden. Aus diesem Grunde kann und darf ich nie den Vorschlag annehmen, der mir eine Bestimmung geben würde, der ich nicht entsprechen kann."

„Sollte es also der Fall sein, daß des Königs Majestät sich meiner zu einer Anstellung bei dem Kronprinzen wieder erinnern sollte, so bitte ich, haben Sie die Güte, dem Könige zu versichern, daß ich zu diesem Posten nicht passe und ihn unter keinen Umständen annehmen darf, ohne mich des Verraths gegen sein Zutrauen schuldig zu machen."

„Ich bin sehr arm, ich habe ein Weib und vier Kinder, die ich unaussprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin, für ihre Zukunft zu sorgen. Dennoch werden aber die Pflichten gegen meine Familie stets und unter

allen Umständen jederzeit meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben."

„Welches auch die Folgen meiner Grundsätze sein mögen, so werden sie, wie sie es immer waren, der Leitfaden aller meiner Handlungen bleiben."

„Ich habe die Ehre u. s. w."

„Es liegt nichts vor, um zu beurtheilen, ob York's Motivirung dem königlichen Paar es leichter oder schwerer hat erscheinen lassen, ihren Wunsch aufzugeben. In welcher Weise auch des Königs Adjutant Oberst von Kleist in das Geheimniß gezogen worden, ist nicht mehr erkennbar. York theilte ihm sein Schreiben an den General Köckeritz mit und Kleist antwortete unterm d. Memel den 17. August 1807: „Mit dem verbindlichsten Danke remittire ich Ihnen, mein werthgeschätzter Herr General, den mir communicirten Aufsatz; Kopf und Herz leuchtet daraus hervor und habe ich ihn mit wahrem Interesse und demjenigen Vergnügen gelesen, welches gleiche Meinungen erzeugen. Uebrigens wünsche ich von Herzen, daß des Königs Majestät diesen Aufsatz lesen mögen; es ist für ihn so wie für den alten Köckeritz so manches avis au lecteur darin enthalten — allein es hilft alles nichts. — Ihr treu ergebener ꝛc."

Stein brachte später Ancillon an Delbrück's Stelle.

7. Regeneration Preußens. — Personalien Stein's und Hardenberg's.

Das herbe Unglück, das Preußen traf, ward die Brücke zu einer glorreichen Erhebung. Die königliche Familie, von den harten Schicksalsschlägen niedergeschmettert, lernte mit eignen Augen sehen. Sie gewann durch die bittern Erfahrungen die Ueberzeugung, daß die Fundamente, auf denen bisher der preußische Staat sich gehalten hatte, durch und durch verfault und eine gründliche Erneuerung derselben unumgänglich nöthig sei. Das Heer Friedrich's des Großen, so erkannte man, war eine Maschine ohne Geist, es ward deutlich, daß man unterlassen habe, tüchtige Offiziere zu bilden. Die Bevorzugung des Adels, die noch Friedrich der Große geduldet hatte, mußte aufhören, nachdem dieser Adel seine gänzliche Demoralisirung in der Handhabung der Kriegs- und Friedensgeschäfte, vor allen in der Festungen-Uebergabe verrathen hatte. Das Armee-Publicandum d. d. Ortelsburg 1. December 1806, das die Herren von Ingersleben und Consorten zum Arquebusiren und Cassiren condemmirte, enthielt denn auch schon die Worte: „So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und der Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Offizier, wie der Fürst.“ Sodann mußte ein ganz neues politisches System ergriffen werden. Die alte Eifer-

sucht gegen Oestreich mußte fallen gelassen, ein patriotischer, ein deutscher Standpunkt mußte gefaßt werden, um sich gegen die fremden Mächte und namentlich gegen Frankreich zu einer unabhängigen und selbstständigen Stellung wieder herauszuarbeiten. Vor allem aber mußte eine tiefe innere, sittliche und religiöse Erneuerung in dem Volksgeiste stattfinden. Von Innen heraus mußte die Kraft geschöpft werden, um das äußere Unglück zu überwinden. Am lebhaftesten durchdrungen von dem Bedürfniß dieser religiösen Erneuerung ward die lange vom Hoftrouble, den von Scheffner bezeichneten „Geburts-Thees u.s.w." absorbirte Königin.

Die Königin Luise schrieb noch von Königsberg aus ihrem Vater: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, der, der Herr eines neuen Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit Ihm darüber eine lange Unterredung und Er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: „„das muß auch bei uns anders werden."" Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer, wie die

Löwen gefochten haben, müssen wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind bleibt im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein mehr hat, daß aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinen jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist politisch, das heißt klug und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meinet nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung und wer nicht Maaß halten kann verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott und also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen

wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Wegs zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen, und darüber hinsterben. Wie Gott will! Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann."

Für ihre Person hatte die Königin richtig gefühlt. Sie starb hin, ohne den Morgen der Freiheit gesehen zu haben. Auf einem Besuche bei ihrem Vater in Strelitz plötzlich von einer Krankheit ergriffen, verschied sie auf dem Schlosse zu Hohenzieritz schon am 19. Juli 1810, früh neun Uhr, nur fünfunddreißig Jahr alt, in den Armen ihrer Schwester, der Prinzessin von Solms und des Königs, der wenige Stunden vor ihrem Abscheiden eingetroffen war. Dr. Heim fand in ihrem Herzen einen Polypen, der Schmerz um das Vaterland hatte sie getödtet; sie hatte beim Verluste Magdeburgs geäußert, wenn man ihr Herz öffnen könnte, würde man mit blutigen Zügen den Namen dieser Stadt darin finden. Die Leiche war zur Bestattung im Berliner Dome abgeführt, und dann nach Charlottenburg gebracht, 23. December, am sechzehnten Jahrestag ihres Einzugs in Berlin. Auch diesen schwersten

Kelch des Leidens mußte der unglückliche König hinnehmen. Er schien wie vom Schmerze zermalmt. Er hatte zu Luisen's Mutter geäußert: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“ Aber auch dieser Todesfall ging Preußen zum Heil aus, unglaublich ward dadurch die Abneigung gegen Napoleon, „das böse Princip,“ wie die Königin ihn genannt hatte und gegen die Franzosen-Herrschaft gesteigert, das Volk hielt es fest, daß der Königin der Gram darüber das Herz gebrochen habe, man wallfahrte zu ihrem Grabe im Schloßgarten zu Charlottenburg unter einsamen Fichten wie zum Grabe einer Heiligen. Frau von Berg, ihre Vertraute, geb. Gräfin Häseler, später Oberhofmeisterin der Schwester der Königin, als sie Königin von Hannover ward, veröffentlichte im folgenden Jahre in der „authentischen Mittheilung“ die Begebnisse der letzten Lebenstage der Frühverklärten.

Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden waren in Königsberg bis 1809 die inneren Reformen berathen und angegriffen und seit 1809 von Charlottenburg und Potsdam aus vollends ausgeführt worden.

Zwei große Männer traten jetzt an die Spitze der Verwaltung des Staats, sie waren — und dies ist für die preußische Adelsgeschichte wohl zu betonen — Ausländer: Scharnhorst und Stein; jener übernahm die Umbildung des Heers, dieser die der Staatsorganisation.

Gerhard David Scharnhorst war ein armer Bauerssohn, wie einst Derfflinger unter dem großen

Kurfürsten: in der Hütte zu Hämelsee im zellischen Antheil Hannovers ward er 1756 im ersten Jahre des siebenjährigen Kriegs geboren. Seine Jugend war rauh und von bitterm Druck und Entbehrungen umgeben. Seine Bildung erhielt er in der Kriegsschule, die der berühmte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg angelegt hatte und die selbst von ihm geleitet wurde. Seit 1777 war Scharnhorst in hannöverische und seit 1801 in preußische Dienste getreten: 1802 ward er geadelt. Er befand sich im Stabe, war seit 1804 Oberst, wohnte als Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig der Schlacht bei Auerstädt bei, ward bei Lübeck mit gefangen, wie Blücher, aber schnell wieder ausgewechselt und stieg dann seit 1807, wo er bei Eylau mit gewesen, zum Generalmajor.

Scharnhorst gehörte zu den unterrichtetsten Männern des Militairstandes in Preußen und er war zugleich einer der praktisch tüchtigsten Offiziere. Mit dieser militairischen Tüchtigkeit verbanden sich beim ihm die schönsten Tugenden des Menschen: er war im höchsten Grade anspruchslos und uneigennützig. Seine größte Eigenschaft aber war die so seltene: Selbstverläugnung. Sein schlichtes, oft vernachlässigtes Aeußere, sein fast schläfriges bequemes Wesen, seine gedehnte Aussprache, sein nachlässiger oft unbehülflicher Ausdruck, alle diese gar nicht für ihn einnehmenden Eigenschaften ließen den großen Geist, der in diesem Manne lebte, gar nicht ahnen. Aber je näher man ihn kennen lernte, je mehr erregte er Bewunderung: so geschah es mit dem König,

der sogar im Anfang einen Widerwillen gegen seine hannöverische Geburt und Aussprache und gegen seine ganze Persönlichkeit hatte. Dieser unscheinbare große Charakter glühte im Innersten über die größten Pläne und bildete sie mit nachhaltigster Energie aus: er war eben so fest, als geistreich, eben so hoch entschlossen, als tief verschlossen, ein schweres Leben hatte ihn die Kunst gelehrt die Vorurtheile und den Eigenwillen der Vorgesetzten nicht nur zu ertragen, sondern ihnen beizukommen und sie dadurch zum Bessern umzustimmen. Er selbst war über alle die kleinlichen Vorurtheile erhaben: er war ein durch und durch genial großartig die Weltverhältnisse auffassender Mann. Seinem nicht nur reichen, sondern auch geduldig ausharrenden Geiste boten sich nicht nur immer unerschöpflich Hülfsmittel dar, sondern er wußte auch bei Andern die Abneigung, diese Mittel zu gebrauchen, nach und nach zu überwinden: das war namentlich bei dem Könige nicht leicht, dessen Kälte und Ruhe allen durchgreifenden Reformen, allem „Eclat" — wie das Wort in der Hofsprache hieß — sehr zuwider ward. „Ich bin nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. Ohne, daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König und ist mir sehr gnädig. Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staats und der Nation, hält mich hier fest —" so schrieb Scharnhorst 27. Novbr. 1807 an Carls Brühl's Schwiegersohn Clausewitz, den berühmten Militairschriftsteller.

Scharnhorst ward der Chef der Reorganisationscommission der Armee. Anderweite Mitglieder dieser

Commission waren: der schon genannte seit 1810 mit dem Militairvertrag betraute neue Generaladjutant des Königs, der martialische Hermann von Boyen, aus einer niederländischen, von da nach Ostpreußen gekommenen Familie stammend, eine gewaltige Militairgestalt, hinter deren buschigen Brauen die Qualitäten des Löwen und des Fuchses hervorblitzten, derselbe, der später Kriegsminister unter Friedrich Wilhelm III. und noch wieder unter Friedrich Wilhelm IV. wurde — ferner Carl Wilhelm Georg Grolmann, ein Sohn des Obertribunalpräsidenten, „ein äußerst unterrichteter, arbeitsamer, unternehmender und fester Mann," wie ihn Stein in einem Briefe an Gentz einmal rühmt — und endlich der sanfte, freundliche aber ganz besonders gescheite August von Gneisenau — der „Apotheker" des „Doctors" Blücher später.

Gneisenau war auch ein Ausländer, ein geborner Oestreicher, wie Derfflinger und wenn auch nicht in so niedern, doch in eben so rauhen und harten Verhältnissen wie dieser und Scharnhorst aufgewachsen, er war der Sohn eines östreichischen Hauptmanns und ward im siebenjährigen Kriege in den Winterquartieren zu Schilda bei Torgau geboren. Seiner Erziehung nahm sich sein mütterlicher Großvater an, der Commandant von Würzburg, Artillerieoberst von Müller, er beförderte ihn zur Universität Erfurt, wo er als armer Schüler im Chor vor den Häusern sang. Von da trat er in anspachische Dienste und befand sich 1780 unter den Leuten, die der letzte Markgraf von

Anspach, der das Land an Preußen verkaufte, wie Schlachtthiere geknebelt, überwacht von ihm mit gespannter Büchse und in die Wildschur gehüllt, auf dem Mainschiffe bis zur Abfahrt einschiffen ließ um, über den Rhein nach England transportirt zu werden — es waren die zur Abfahrt nach Amerika bestimmten, von dem fürstlichen Seelenverkäufer an die Engländer verhandelten Truppen, die mit gegen die junge Freiheit Amerikas fechten sollten. Hier sah Gneisenau das Land zum erstenmale, von dem er bei einer späteren zweiten Reise 1811 an Stein schrieb, „daß da zum Nothwendigsten des Bettlers gehöre, was Schwelgerei der preußischen Staatsbeamten sein würde. Fleisch, wie es nie in Preußen gekostet wird, starkes Bier“ u. s. w. Von sich selbst hatte Gneisenau, als er einmal auf den Gütern des Grafen Giech einquartiert lag, geäußert: „ich habe stets ein Stück Schwarzbrot, aber nicht immer Sohlen auf meinen Schuhen gehabt.“

Zurückgekehrt, wieder über England aus Amerika, wo das Regiment gar nicht zum Fechten kam, da der Krieg schon aus war, war Gneisenau als Oberlieutenant in der Suite Friedrich's des Großen, dem er sich vorgestellt und gefallen hatte, 1785 aufgenommen worden, hatte 1795 und 1797 die Feldzüge in Polen mitgemacht, dann im französischen Kriege das Treffen bei Saalfeld und war nach der Schlacht bei Jena dem König nach Preußen gefolgt, wo er die Sendung nach Colberg erhielt; in Königsberg war er durch Scharnhorst bis zum Major avancirt; fast zwanzig Jahre

lang war er Hauptmann gewesen, man hatte ihn schon den Hauptmann von Capernaum genannt: neun Jahre darauf war er General.

Wie Scharnhorst die Reform der Armee, ward Stein die Reform der Civilverwaltung vertraut. Auch er war ein Ausländer, ein Nassauer, Scharnhorst und Stein, beide von gewöhnlichen, preußisch und deutschbeschränkten Adelsvorurtheilen frei, bewegten sich im Sinn und Geiste englischer Whigs, sie waren für den Fortschritt.

Beide waren mit dem König, der der letzten Ermahnung Friedrich's des Großen wohl eingedenk war, davon durchdrungen, daß das wahre Fundament des Staats „das Volk sei in seiner Einheit“ und daß dieses daher in dem neuen liberalen Geiste, wie er seit der französischen Revolution in dem Bewußtsein der Gebildeten und Besten des Volks klar geworden war, angesprochen und behandelt werden, daß das Gefühl der Selbstständigkeit und der Selbstachtung in der Nation gepflegt werden müsse, um Andern Achtung einzuflößen. Das Scharnhorst'sche System bei der neuen Heerbildung ging von der allgemeinen Waffenpflicht aller Bürger des Staats zur Vertheidigung des Vaterlandes aus, das Privilegium des Adels auf die Offizierstellen hörte auf, der Soldat konnte zum General avanciren, im Kriege durch Bravour und Ueberblick, im Frieden nach Kenntnissen und Bildung. Der Stock ward abgeschafft, Gneisenau schrieb seine classische Abhandlung von der „Freiheit der Rücken“ vom 9. Juli 1808; der Zopf ward abgeschnitten, der Gamaschencultus hörte auf. Die Beschränkung des

Tilsiter Friedens, daß Preußen nur 42,000 M. Truppen halten dürfe, umging Scharnhorst ganz unbemerkt dadurch, daß jährlich neue Aushebungen statt fanden, die bereits Einexercirten traten zurück und bildeten einen Truppenkern. Die Ideen der Landwehr und des Landsturms, die später so überraschend glückliche Erfolge hatten, wurden damals durch Scharnhorst zu entwickeln angefangen.

Die Umbildung der innern Staatsverwaltung ging von dem Freiherrn von Stein aus. Carl, Reichsfreiherr von Stein war im Jahre 1757 zu Nassau an der Lahn aus einem altadeligen, reichsunmittelbaren Geschlechte geboren, das angeblich bis zum Jahre 1000 mit seinen Familienurkunden hinaufreicht. Seine ältesten Vorfahren sollen saracenischen Ursprungs gewesen sein. Er studirte in Göttingen und trat schon frühzeitig, schon 1780, noch unter Friedrich in preußische Dienste, unter dem Minister von Heynitz, der sich seiner besonders annahm, im Bergfach als Oberbergrath zu Wetter in der Grafschaft Mark. 1785 ward er außerordentlicher preußischer Gesandter in Aschaffenburg, um den Kurfürsten von Mainz zum Beitritt zum Fürstenbunde zu vermögen. Hier in Mainz lebte er in innigster Freundschaft mit Johannes Müller. 1786 machte er eine Reise nach England, wo er den genialen Sonderling, Grafen Gustav Schlabrendorf, den Sohn des preußischen Ministers in Schlesien unter Friedrich dem Großen eine Zeit lang zum Begleiter hatte, der sechs Jahre in England reiste, dann vor der Revolution nach Paris

ging, hier alle Schrecknisse derselben mit durchmachte und endlich als Diogenes von Paris in seinem Zimmer im zweiten Stock des Hôtel des Deux Siciles in der Rue Richelieu 1824 starb. Stein kehrte schon 1786 zurück, ward 1788 erster Kammerdirector zu Cleve und 1793 Präsident daselbst. Er verheirathete sich in diesem Jahre mit der reichen einundzwanzigjährigen hannöverischen Gräfin Wilhelmine Wallmoden-Gimborn, eine Tochter des Generals Wallmoden, natürlicher Sohn Georg's II. von der Lady Yarmouth, der früher Gesandter in Wien war, wo die Gräfin geboren wurde. Er erwarb sich, Oberpräsident aller westphälischen Kammern 1796 geworden, um Westphalen große Verdienste durch Umschaffung der unfahrbaren Landstraßen in gute Chausseen; durch Vertheilung dessen, was noch von Domainenpachten übrig war, unter die Bauern; durch die Ordnung, die er in die Forstwirthschaft brachte; durch Belebung des Handels und Fabrikwesens. Er organisirte später die durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 neu erworbenen westphälischen Provinzen. Er ward dann an Struensee's Stelle 1804 Minister des Accise-, Zoll- und Fabrikdepartements. Als solcher führte er zwei große Maßregeln durch: die Aufhebung sämmtlicher Binnenzölle und die Einführung des Papiergelds, aber er verfeindete sich mit des Königs Günstling, dem Cabinetsrath Beyme, der ihn dem König empfohlen hatte, dessen Einmischung Stein's Stolz aber nicht ertragen mochte.

Dieser großartige Charakter hatte eine großartige Licht- und Schattenseite. Da jene wohlbekannt ist, lasse ich zuerst diese hervortreten.

Stein war abstoßend in seinem Aeußern, heftig, hart und rauh gegen seine Subalternen. Einem Kanzleidiener, der eine von ihm unterschriebene Schrift aus Versehen statt der Streusandbüchse mit dem Dintenfasse übergoß, rieb er dieselbe gewaltsam ins Gesicht; als er nach acht Tagen wieder zum Vorschein kam, gab er ihm ein Papier mit einem Doppellouisd'or. Niebuhr wirft ihm sehr vor, daß er auf ganz unbegreifliche Weise an unwürdige Menschen sein Wohlwollen im Dienste verschenkt habe. Niebuhr schrieb aus Berlin unterm 15. April 1813 an Arndt: „Wenn Sie wissen, in welchem Verhältnisse ich einst zu Herrn von Stein stand, so muß es Ihnen unnatürlich vorkommen, wenn ich Sie nicht bitte, mich ihm zu empfehlen. Er hat mir weher gethan als irgend ein anderer Mensch: denn er hat die treuste Liebe mit Füßen getreten und ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorutheil für den elendsten Menschen — für Hardenberg aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. (Stein erzählte selbst an Arndt, daß dies ein Aufsatz über Domainenverwaltung gewesen sei, den er arglos, um Hardenberg auf gute Gedanken zu bringen, ihm mitgetheilt habe.) Gott verzeihe ihm! und ist mein Zeuge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünsche, daß er so gesündigt hat. Ich wünsche ihm nur die Strafe, daß er den, für den er es that, tief verachte, und daß sein Gewissen ihn oft erinnere, während sein Stolz es ihm nicht erlauben wird, dem leicht und gern Verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten. Es ist doch nie eine Freundschaft mit einem hochgebornen Herrn.“ Dazu

setzte Niebuhr in einem Briefe aus Dresden, 24. April 1813, acht Tage vor der Schlacht bei Lützen: „Ich sehe hier die Elendigkeit, wie Kabinetskünste und Volkswille einander befehden, aus der ersten Hand und ärgere mich oft darüber bitter 2c. Sie können ungefähr wissen, wie ich hier sitze, nämlich an und nicht in der Sache und eigentlich sitzen auch nur die so, welche darin zu sitzen glauben. O, wenn wir einen hätten, der recht darin säße? Stein thut es nicht, weil er bei redlicher Gesinnung immer nur Sprünge macht, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnsten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder sonst gehen wir noch einmal recht tief unter, bis es von unten auf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat sich so gefunden und ich benutze es blos als Firma, einige Ideen auszubreiten. Er ist fast immer gütig gegen mich, nie oder selten zutraulich, was er überhaupt wenig sein kann; dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militairische Ansichten hätte und wenn seine Hitze überhaupt ein Ganzes in Uebersicht begreifen und festhalten könnte. Das kann er aber nicht und hat er nicht. Herb kann er sein und achtet nicht genug die stillen Kräfte und Tugenden.“

Höchst merkwürdig waren die Auslassungen der Männer des specifisch-militairischen Preußenthums, der Vertreter der Standesehre, über den fatalen Civilisten, den Ausländer, den Neuerer Stein. Eine der merkwürdigsten gab der nachherige Feldmarschall York, ein preußischer, leider nach seinem eigenen Geständniß

„sehr armer“ Hochtory, der alle Kraft Preußens nur in seinen „militairischen Familien“ fand, die dafür, daß sie König und Vaterland „mit Gut und Blut“ dienten, es als Recht in Anspruch nahmen, die laut der Offizierpatente „dieser Charge anklebenden Praerogativen und Gerechtsame“ ausschließlich zu besitzen, der immer darauf hindrängte, vorstellig zu machen, daß „mit dem Rechte Aller die Pflicht des Adels zu dienen ein Ende habe“, diese Pflicht natürlich aber den dienen Müssenden, dem gemeinen Bürger und Bauer, den nicht Recht habenden, nach wie vor „ohne Praerogativen zu genießen“ anmuthete, dabei gar nicht umhin konnte, einmal in einem Gefechtbericht in der russischen Campagne vom 3. Octbr. 1812 „den unbeschreiblichen Muth“ der gemeinen Soldaten dem König zu rühmen, und der so weit ging, dem Prinzen Wilhelm einmal zu äußern: „Wenn E. K. Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen, worauf beruhen denn die Ihrigen?“ York, ein Mann, der so vorurtheilsfrei war, daß er ganze Stellen aus dem Wallenstein und sogar aus dem Don Carlos „in der Pracht ihrer schönen Diction“ recitirte und der in der Revolutionszeit 1792 eine „gar nicht geborne“ Frau, eine arme Kaufmannstochter aus Namslau bei Breslau, seiner ehemaligen Garnisonstadt, die für Schiller schwärmte, Johanna Seidel, geheirathet hatte — York, ein Mann, der, wie die Leute sagten, 1806, als der französische Krieg drohte, sich wenig um Frau und Kinder kümmerte, nur seinen Kanarienvogel liebte, der jeden Morgen sein Stück Zucker von ihm erhielt, und der,

als er lange diesen Zucker nicht erhalten hatte, bei York's Rückkehr aus der Campagne 1807 vor Freuden starb — York, der 1811 mit seinen zwölf- und sechsjährigen Söhnen Heinrich und Louis, als sie die Geschichte von Mucius Scävola gehört hatten, sie mit ihnen versuchte, indem sich jeder von ihnen dreien ein zusammengeballtes Blatt Papier auf der flachen Hand niederbrennen ließ — York, der in Holland, aber nicht in England gewesen war, äußerte im Jahre 1808 über Stein:

„Der Mann ist zu unserm Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritanniens unserm armen ackerbauenden Preußen angewöhnt werden."

„Wie hat er geeilt, mit seinen Ansichten zum Vorschein zu kommen! Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewirkte Edict, daß Jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung, man möchte sagen, Verhöhnung des Adels ist dem Geist unsers Monarchen und unsres Volkes durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Speculant, der auf seinen Profit gedacht hat und schon auf Wiederveräußerung sinnt, wird er auch im Unglück seinem Monarchen „zu Dienst sein mit Gut und Blut?" Wird der neue Herr seine Bauern, die ihn

wohl mit Ziegengemecker an der Ehrenpforte empfangen, mit sich in der Treue festhalten, wie der alte Erbbesitzer that, der in seinem Dorf über die Gemüther mit Liebe und Anhänglichkeit herrschte? Daß die sogenannte Sclaverei der Bauern u. s. w. nur philantropisches Geschwätz ist, wissen wir alle."

„Doch läuft es eigentlich darauf hinaus, daß ein Grundbesitz sein soll, wie ein Thaler Geld, der durch die Circulation sich vervielfältigt, wobei noch durch die Stempelgebühren etwas für den Staat abfällt. Keine landesväterliche Idee nach dem Sinne des Königs. So etwas kann nur in der Kanzlei eines Banquiers oder von einem Professor, der einen schlecht verdauten Adam Smith vom Katheder docirt, ausgeheckt werden. Leider hat sich dergleichen Geschmeiß des genialen Ministers bemächtigt. Man sieht ja, wie es von allen Seiten herbeiströmt und was sie in ihrer Cotterie schon zu Tage bringen ꝛc."

„Ein andres Steckenpferd, das der Minister reitet, ist die Population. Aus der Familie jedes ehrsamen Bürgers und Handwerkermeisters, der eine Anzahl Gesellen beschäftigt, ernährt und zur sittlichen Ordnung anhält, soll eine Anzahl kleiner Familien hervorgehen, indem jeder Gesell seine Dirne heirathet und der Stifter eines neuen Geschlechts von Hungerleidern wird. Eben so auf dem Lande, wo man gar gern alle großen Güter in kleine auflöste und jede Erbschaft theilend, statt eines wohlhabenden adeligen Besitzers oder Großbauers eine Anzahl kleiner Gärtner- oder höchstens Kossäthenhöfe

stiftete. Könnten nun die großen schönen Dörfer sich in solche kleine Besitzthümer abbauen lassen, und der freie Landmann seine paar Morgen mit einer Hecke umgeben und in dem Bereich sein Wild schießen, dann wäre das Ideal erreicht, nach dem sie streben. Der Calcul der in Progression steigenden Bevölkerung ist ganz richtig; gleicht aber solche Pöbelerzeugung — wir sollten Gott danken, daß wir dergleichen nicht haben, wie Frankreich und England — nicht dem Ungeziefer, das man aus Hobelspänen erzeugt?"

„Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern ohne irgend eine Entschädigung des Gutsherrn? Wie wird das die Stände unter einander entzweien! rc."

Nach Stein's Entlassung schrieb York unterm 26. November 1808: Unsere äußeren Verhältnisse fangen an, günstiger zu werden, auch unsere inneren nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen!"

Mit und trotz allen seinen Schwächen war Stein ein Mann, der mit dem Blick ins Große, der so selten ist, die höchste Gewissenhaftigkeit, die eben so selten ist, verband.

Als Friedrich Wilhelm III. am Ausgang des unglücklichen Jahrs 1806 und nach Abgang des unglücklichen Grafen Haugwitz wiederholt Stein das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antrug, schrieb dieser die denkwürdigen Worte:

„Es war ein Grundsatz der durch schmähliche Erfahrung der jetzigen Zeit als weise bewährten Vorzeit, daß in den mannichfaltigen Geschäften innerer und äußerer Administration jeder von seiner frühen Jugend an durch specielle Leitung und eigene, auf einen Zweck gerichtete Ausbildung und Erwerbung von Fähigkeiten, für ein einzelnes Fach der Geschäfte bestimmt werde, in dem er alsdann, durch mannichfaltige Erfahrungen gereift, den Grad der Vorzüglichkeit zu erreichen bestrebt war, welchen zu erreichen Natur und Umstände ihm gestatteten. Als noch ein gesetzlicher Zustand der öffentlichen Staatsrechtsverhältnisse in Europa bestand, ehe die Frage des Rechts in diesen Verhältnissen als eine Thorheit zuerst beseitigt, später verachtet ward, da war der Beruf des Diplomatikers, des Ministers der auswärtigen Verhältnisse, ein Beruf viel umfassender, schwer und langjährig erworbener Kenntnisse, dem, welcher sich ihnen nicht ganz und von der ersten Jugend an hingegeben hatte, nie in dem Grade vertraut, worin sie derjenige besaß, welcher sich diesen Beruf früh und ganz erwählt hatte.

Zwar ist in den Verwirrungen und Verheerungen, worin alles unterging, was unsern Vätern Fortschreiten im Glück und unverwüstliche Kraft im Unglücke gewährte, auch dieser Grundsatz, nicht blos in Beziehung auf dieses, sondern überall verschwunden, indem jeder sich für alles tauglich glaubt, wovon er sich einen bestimmten Begriff bilden kann; als ob frühe Bildung und fortdauernde Erfahrung nicht die eigentliche und wahre ausgezeichnete Thätigkeit in jedem Geschäft ver-

schafften. Was aber die Folgen von diesem Selbstvertrauen, oder von dem nach gleicher Beurtheilung gewährten Vertrauen sind, liegt nur zu sehr eben in dem Gang der öffentlichen Geschäfte, seitdem alle Verhältnisse aus ihren Angeln gehoben, seitdem alle ehemalige bewährte Grundsätze der Staatsverhältnisse versäumt oder verachtet wurden, am Tage; und wenn ich gegen diese, nicht als Aeußerung der Empfindung des Augenblicks, sondern als lebendige und tief begründete Ueberzeugung geäußerten Grundsätze handelte, wenn ich, in meinem funfzigsten Jahre, nachdem ich siebenundzwanzig Jahre lang im Dienste E. K. M. und Ihrer K. Vorgänger in ganz verschiedenen Geschäften, welche mich ganz beschäftigt haben, diente, in ein mir fremdes Departement ministerieller Geschäfte übertreten wollte, so würde ich mich einer Inconsequenz schuldig machen, welche eben dem Vertrauen, wodurch E. K. M. bewogen wurde, mir diesen ehrenden Antrag zu thun, nicht entspräche."

Stein war mit dem König nach Königsberg geflüchtet. Wegen neuer Differenzen mit dem Cabinetsrath Beyme erhielt er hier bereits am 3. Jan. 1807 seine Entlassung in sehr ungnädigen Worten „als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handle." Er begab sich nun auf seine

Güter in Nassau. Als aber Napoleon zum Könige geäußert hatte: Prennez Mr. de Stein, c'est un homme d'esprit, ward er nach dem Tilsiter Frieden sofort in höchsten Ehren zurückberufen. Er lag am Fieber darnieder, als der Ruf des Königs von Memel aus an ihn kam. Dessenungeachtet warf Stein sich in den Wagen und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. Er trat nun am 5. October 1807 als Staatskanzler, als Premierminister an die Spitze der Geschäfte. Beyme's Entfernung machte Stein zur Bedingung: er kam als Kammergerichtspräsident nach Berlin am 1. Juni 1808 und Albrecht trat für ihn ein als Cabinetsrath. Der König beließ Stein seine frühere Besoldung von 10,200 Thalern, er nahm nur die Hälfte.

Unter Stein fungirten:

1. Im Provinzialdepartement Preußen: Baron Friedrich Leopold von Schrötter, der einzige, der von den alten Ministern behalten wurde.

2. Im auswärtigen Departement der oben im Hof-Etat unter dem Obermarschall, was er später ward, aufgeführte Graf August von der Goltz.

3. Im Kriegsdepartement: Scharnhorst.

4. Im Justizdepartement: der Kanzler Baron Carl Wilhelm Schrötter.

Finanzen und Polizei behielt Stein für sich.

Stein führte die Geschäfte nur ein Jahr lang, weil ihn Napoleon vertrieb, aber in diesem Jahre

geschah von Königsberg aus eine vollständige Umformung im liberalen Sinne. Sehr richtig hatte Gentz, der Stein im Herbst 1806 in Dresden sah, in ihm, wie er an Johannes von Müller schrieb, „den ersten Staatsmann von Deutschland“ erkannt.

Stein's Hauptgedanke war: der Bürger muß adlig werden. In diesem Geiste suchte er ein inneres Volksleben und einen neuen Volksgeist zu erwecken. Das Erste, was er that, um sein neues Verwaltungssystem einzuführen, war die Aufhebung der ritterlichen Grundherrlichkeit, die Umänderung der Verhältnisse des grundherrlichen Eigenthums durch das Edict aus Memel vom 9. October 1807. Dieses Edict hob das Privilegium des Adels auf den Besitz der Rittergüter auf, deren Erwerbung nun auch Bürgern und Bauern verstattet wurde. Es hob ferner alle Lasten der Unterthänigkeit auf, die nicht auf dem Genuß eines Grundstücks oder auf einem Abkommen beruhten. In diesem großen Gesetze sprach Friedrich Wilhelm III. es aus: „Nach dem Martinitage 1810 giebt es in meinen sämmtlichen Staaten nur freie Leute.“ Mit diesem Edict ward zuerst in Preußen ein freier Bauernstand geschaffen. Einen freien Bürgerstand schuf die Städteordnung aus Königsberg vom 19. November 1808. Die Bürger der Städte erhielten durch die Städteordnung die alten Municipalrechte zurück, die Rechte der freien Wahlen ihrer Magistrate und Stadtverordneten, die Rechte der Selbstverwaltung des bürgerlichen Gemeinwesens. In der Bureaukratie erkannte Stein das Hauptübel des

Staats. Schon 1796 am 17. Novbr. hatte er in einem Briefe an den Prinzen Louis geschrieben: „Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volks, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten, ränkevollen Beamtenheer anvertrauen." Die endlose Vielschreiberei und der geistlose Schlendrian der Bureaukratie war Stein ein Greuel. Er pflegte, um die Theilnahmlosigkeit der Bureaukraten an der allgemeinen Bildung zu strafen, die Geschichte von dem Minister Graf Hagen zu erzählen, dem seine Untergebenen einst zu seinem Geburtsfeste einen gedruckten Glückwunsch überreicht, den der Minister aber mit den Worten zurückgewiesen hatte: „Sie wissen, ich lese nichts Gedrucktes, geben Sie mir das schriftlich!" Stein suchte auf alle Weise dem Bürger seine Selbstständigkeit zu verschaffen und ihn gegen die Willkür der Beamten zu schützen. Erst jetzt nach dem Erlaß jener beiden wichtigen Gesetze ward die Entwickelung eines eigentlichen inneren Volkslebens möglich. Eben so kräftig suchte Stein den Volksgeist zu entwickeln. Er stellte sich freilich nicht, wie man lange geglaubt hat, an die Spitze des s. g. Tugendbunds, der im Sommer 1808 zu Königsberg gestiftet ward, sich bald über die ganze Monarchie ausbreitete und dessen innerste Seele angeblich die Abschaffung der Fremdenherrschaft wurde. Dieser Tugendbund „schien ihm zu unpraktisch und das Praktische sank ins Gemeine": seine Hauptheilnehmer waren die zahlreichen brotlos gewordenen Beamten und Offiziere auf

Halbsold, die auf den Gütern lebten, Jagden und andere Vergnügen verbargen das Geheimniß. Aber Stein war doch für den Zweck, den der Tugendbund verfolgen wollte, die Abschaffung der Fremdenherrschaft. „Es muß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volke", so schrieb er in seinem Memoire über die Lage Europas und die von Preußen zu befolgende Politik aus Königsberg 11. August 1808. Durch den Verdacht an der Theilnahme an dem Tugendbund, den der König 1810 auflösen mußte, ward Stein ein Stein des Anstoßes für den französischen Kaiser. Schon im August 1808 griffen die Franzosen bei dem in Spandau arretirten Assessor, nachherigen preußischen Generalconsul in Mexico, Koppe, einen Brief von Stein's Hand an den Fürsten Wittgenstein nach Dobberan auf, aus Königsberg 15. August 1808 geschrieben, worin die Bestätigung geheimer Verbindungen in Hessen und Westphalen zum Behuf eines Befreiungsplans Deutschlands gefunden wurde. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen. Stein schrieb 20. März 1809 über diesen Brief an Fürst Wittgenstein: „Wenn Herr Koppe nur den zehnten Theil der Mittel angewandt hätte, ihn zu verwahren, die ihm anzuwenden aufgegeben worden, so wäre er nicht in fremde Hände gefallen." Koppe hatte ihn ganz offen frei geführt, Stein spricht auch in seinen Papieren von Schwatzhaftigkeit. Ja, man sprach sogar von Verrath der französischen Partei am Hofe.

Stein sah sich nun genöthigt, am 24. November 1808 seine Entlassung zu nehmen. Der König gab sie als „politisch nothwendig", diesmal aber mit 5000 Thaler Pension und einem Handbillet in ganz andern Ausdrücken: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, so wie das Bewußtsein den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, bessern und kräftigern Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren." „Friedrich Wilhelm." Bald darauf unterm 16. December erfolgte in den Zeitungen die Acht Napoleon's von Madrid aus mit den Worten: „Ein gewisser Stein, der Unruhen zu erregen sucht, wird hiermit als Feind Frankreichs und des Rheinbunds erklärt, seine Güter sollen sequestrirt werden und man soll überall, wo er durch französische oder Rheinbundtruppen erreicht werden kann, seiner Person sich versichern." Diese Napoleonische Acht (der nach fünf Jahren seine eigne folgte), wurde in Preußen und in den Städten des Rheinbunds an den Straßen angeschlagen, Stein entging ihr durch seine Flucht nach Oestreich am 6. Januar 1809. Der französische Gesandte St. Marsan hatte ihm durch den holländischen von Goldberg die Acht zufertigen und ihm eröffnen lassen, wenn er gleich abreise,

werde er verfahren, als wenn er schon abgereist sei. Stein ging über Schlesien, wo er in Buchwald, eine Meile von der östreichischen Grenze, bei seinem Freund Graf Reden, einem der 1807 entlassenen Minister, verweilte: seine Gemahlin sandte ihm einen östreichischen Paß vom Gesandten in Berlin von Bombelles nach. Aus Buchwald nahm Stein in einem Briefe an Prinzessin Luise Radziwill von Preußen und seinen, seiner Familie seit 675 Jahren zugestandenen Besitzungen Abschied. Er ging in Gesellschaft von Graf Geßler zuerst nach Prag, dann wies ihm Oestreich Brünn zum Aufenthalt an. Das Leben Stein's von Pertz hat einen interessanten Brief von Gentz aus dem damaligen kurzen Aufenthalt Stein's in Prag mitgetheilt vom 23. Januar 1809. Gentz schreibt: „Ich meines Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, E. Exc. die Dictatur (im eigentlichen altrömischen Sinne des Worts) über Alles, was zur Rettung Deutschlands unternommen werden mußte, zusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte.“ In den „bewundernswerthen und rührenden Schreiben“ vom 20. u. 23. August 1809 an den Prinzen von Oranien, wie sie Gentz nennt, worin Stein einen Insurrectionsplan des nördlichen Deutschlands aufstellte, schrieb er: „daß die Theilnahme an einer solchen Maßregel, wenn sie mißglückt, meine ganze bürgerliche Existenz in Deutschland vernichtet, davon habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, sie wird

mich aber nicht abhalten, die Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen." Nach erfolgter Kriegserklärung Oestreichs war Stein erlaubt worden, nach Wien zu kommen, er blieb aber in Brünn. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kriegs ward es sehr trübe in seiner Seele, er sprach und schrieb davon, nach Kentucky in Amerika auszuwandern. Im Juni 1810 zog er nach Prag. Darauf kam der russische Krieg. Eingeladen von Alexander durch einen Brief vom 27. März 1812 ging er nach Wilna, nach Moskau und endlich nach Petersburg, wo er für die Befreiung Europas ein Hauptwerkzeug wurde. In Petersburg sah ihn der Greifswalder Professor Arndt und schildert ihn in seiner Lebensbeschreibung folgendermaßen:

„Auf Stein's Angesicht waren zwei Welten. Auf dem obern Theil desselben wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige, breite Stirne, seine geistreichen, freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil seines Gesichts einen großen Abstich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die Gottlob, wenn man ihr begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber, das ist wahr, daß wenn dieser schwächere, untere Theil im Zorne zuckte, und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die obern Theile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu

lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß man vor der untern Macht erschrack, durch die obere getröstet wurde. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebehrden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und Muth."

„Stein glich ganz auffallend dem Philosophen Fichte. Dieselbe Gestalt ungefähr, kurz gedrungen, breit. Dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogen. Dieselben kleinen, scharfen, funkelnden Augen; fast dieselbe, nur noch mächtigere Nase; die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, gleich Pfeilen vom Bogen gerade ins Ziel schlagend. Dieselbe Fichtische unerbittliche, sittliche Strenge."

„Stein kam nach Petersburg auf die Einladung des Kaisers Alexander durch einen Brief, das hat er mir selbst erzählt. Von Anderen habe ich gehört, daß Alexander sich an Worte erinnert habe, die der Minister 1807 im Sommer zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe und habe, diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Stein hatte dem Kaiser von Wien die redlichsten und tapfersten Wahrheiten geschrieben. So wirkte er auf den Kaiser."

„Aber eine breitere, mächtigere Bahn machte Stein sich bald in der großen Petersburger Gesellschaft und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war.

die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Muth durchgossen und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten, unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst in leichterem Kosen und Scherzen hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft. Sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen, der mit dem Siege wieder gen Westen wolle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre und die Orloffe, Soltykowe, Owarowe, Kotschubey', Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht an der Moskwa und bald von dem Brande Moskaus ankam und Czar Constantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin Mutter und Romanzoff Frieden! flüsterten, trug Stein sein Haupt nur desto heitrer und stolzer."

Hierzu liefern die militairischen Briefe eines Verstorbenen das Supplement: „Es muß dahin gestellt bleiben, ob die allgemeine Idee der russischen Operationen im Jahre 1812 von dem Kaiser selbst aus-

gegangen ist oder von Stein angeregt wurde, da Stein's Bescheidenheit jede Aufklärung darüber verweigert hat."

Zwei Tage vorher, ehe Stein austrat, hatte er noch in einem Schreiben vom 22. November 1808 dem König über einen sehr ernsten Punkt in den Hofzuständen treue Warnung zugehen lassen: „Dinge, schreibt er, von der größten Wichtigkeit werden im Innern der Familie gelesen und besprochen, sehr vieles von geringerer Bedeutung kömmt des Abends bei dem Theetrinken vor, das Wohnzimmer der Frau von Voß (der Oberhofmeisterin Luisens) wird von Besuchern nicht leer, hier erscheinen Soldaten, Geschäftsleute, Menschen aller Art und allen Sinnes — wie ist bei einer solchen Einrichtung ein Geheimhalten möglich und die wichtigsten Dinge werden zu Stadtgesprächen — so weiß man z. B., daß ich dem König das Memoire von Don Cevallos zugestellt habe und der Inhalt dieses, Napoleon so sehr herabwürdigenden Actenstückes, wird bekannt; so wissen ganz unbedeutende Weiber die Personen, so ich zu Finanz-Ministern und Ministern des Innern vorgeschlagen, jetzt, wo es von dem größten Moment ist, daß meine Theilnahme an allen diesen Wahlen verborgen bleibe u. s. w."

„Es ist also nöthig, daß der Hof nur aus Personen von vollkommener Rechenschaft und Verschwiegenheit bestehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu stehen ꝛc." — Stein nennt nun einige der zu entfernenden Personen, in Pertz' Leben Stein's sind sie nicht genannt, wahrscheinlich sind es Geh. Rath Nagler,

der nachherige Bundestagsgesandte und Postchef, und Massow, der Hofmarschall, Köckeritz ist früher genannt. Er fährt dann fort: „Man entferne diese Menschen, man gebe den Visiten, welche die Gräfin Voß annimmt, eine andere Einrichtung — sie bestimme gewisse Tage und Stunden, wo sie Leute sieht und die übrige Zeit sei sie unzugänglich.“

„Wird zum Hofmarschall ein Mann von Achtung und Ehre ernannt, so muß sein erstes Geschäft sein, die Sittlichkeit und die Privatverhältnisse aller Hof-Subalternen zu prüfen und alles, was nicht durchaus gut und rechtlich ist, zu entfernen.“ Darauf ward 1810 Fürst Wittgenstein an die Spitze des Hofs gestellt.

Noch beim Tode der Königin schrieb Stein an die Prinzessin Luise Radziwill im September 1810: „Ich hatte mir vorgenommen, dem König zu schreiben; aber ich fürchtete, dieser Schritt könnte vielleicht zu falschen Auslegungen Anlaß geben und die häuslichen Umgebungen des Königs, welche mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit einem unablässigen Hasse vergelten, mir Gründe der Intrigue und eigennützige Absichten der Rückkehr beimessen.“

Achtzehn Monate nach Stein's Abgang von Berlin, als unterdessen die Franzosen die preußischen Staaten wieder geräumt und der König wieder seit Weihnachten 1809 seine Residenz in Berlin genommen hatte, am 7. Juni 1810, ward Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der inneren Angelegen-

heiten gestellt — die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten kam erst nach dem großen Umschwung der Dinge 1813 in seine Hand.

Carl August, Freiherr von Hardenberg war ein Ausländer, wie Stein und Scharnhorst. Er wurde im Jahre 1750 auf dem Rittergute Essenden in dem Zellischen Theile des Königreichs Hannover geboren. Sein Vater war hannöverischer Feldmarschall und hatte durch den Tod eines älteren Bruders, der hannöverischer Geheimer Rath und Kriegspräsident und nicht verheirathet war, ein beträchtliches Vermögen geerbt. Des Staatskanzlers Mutter war eine Bülow aus dem Hause Bayernaumburg. Das Stammschloß der Hardenberge liegt bei Göttingen. Auf der Universität, von Göttingen und Leipzig, dann beim Reichskammergericht in Wetzlar, beim Reichstag in Regensburg, am Hofe von Berlin, auf einer Tour nach Holland, England und Frankreich machte Hardenberg seine Studien. 1774, vierundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit einer Gräfin Reventlow, der einzigen reichen Erbtochter eines dänischen Kammerherrn. Die Gräfin war wenig über funfzehn Jahre alt, als sie Hardenberg heirathete; ihren Vater hatte sie neun Monate alt verloren, ihre Mutter hatte sich wieder mit einem dänischen Geheimen Conferenzrath von Thienen verheirathet. Vier Jahre nach seiner Vermählung, 1778, trat Hardenberg als Kammerrath in hannöverischen Dienst. Dieser dauerte aber nur bis 1782. Zwischen innen fielen zwei Missionen nach England. Auf der letzten hatte er einen Streit mit

dem Prinzen von Wales und in Folge dessen ging er ab. Im Publicum ward gesagt, daß die Differenz einen der drei damals in Göttingen studirenden jüngeren Brüder Georg's IV. Cumberland, den jetzigen König von Hannover, Sussex und Cambridge betroffen habe, von diesen habe einer Frau von Hardenberg liebenswürdig gefunden. Hardenberg begab sich nun an den Hof des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, er ward hier Geheimer Rath und Kammerpräsident. 1788 wurde seine Ehe getrennt, die Gräfin Reventlow starb in Regensburg fünf Jahre nachher. Hardenberg vermählte sich 1789 wieder mit einer Fräulein von Haßdorf. Der Ritter von Lang, der sie in Ansbach gekannt hat, beschreibt sie in seinen Memoiren als eine schöne, romantische Dame, die aus Schwärmerei für Hardenberg ihren ersten Mann, einen Herrn von Lenthe verlassen habe. Im Jahre 1790 ward Hardenberg nach Berlin berufen: dem König Friedrich Wilhelm II. hatte er 1786 das Testament überbracht, das Friedrich der Große bei dem Herzog von Braunschweig hinterlegt hatte. Es war damals die Acquisition der Fürstenthümer Anspach und Baireuth von dem letzten Markgrafen, dem Gemahl der Lady Craven im Werke. Hardenberg negotiirte die Abtretung und übernahm am 25. Januar 1792 die Regierung der beiden Fürstenthümer. In demselben Jahre folgte er dem König auf den französischen Feldzug. Er nahm seinen Aufenthalt in Frankfurt. Hier unterhandelte er — wie oben erwähnt worden ist — mit Lord

Malmesbury über die englischen Subsidien, unterhandelte mit dem Admiral Kinkel und 1794 mit den Bürger-Commissarien des französischen Wohlfahrtsausschusses. Darauf schloß er 1795 mit Barthelemy den verhängnißvollen Separat-Frieden zu Basel, wofür er den schwarzen Adlerorden erhielt; der französische Nationalconvent schenkte ihm ein Porzellainservice für 60,000 Livres.

Hardenberg kehrte sodann nach Anspach zurück. Es folgte ihm dahin eine Dame, die er in Frankfurt hatte kennen lernen, Madame Charlotte Schönemann. Sie hieß eigentlich Schönknecht, war 1775 in Berlin geboren und war früher Schauspielerin. Sie hatte Hardenberg in Frankfurt gegenüber gewohnt und dieser hatte von den Fenstern seines Hôtels aus ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft. Madame Schönemann verdrängte Frau von Hardenberg, worauf diese — sagt Lang — sich gleichsam aus Rache noch ärger als ihr Gemahl vergaß, von Anspach wegzog und (es war im Frühling 1800) in Sachsen in der Gegend von Leipzig die Verborgenheit suchte. Die zweite Ehe Hardenberg's ward 1801 getrennt und die zweite Frau lebte noch, als der Staatskanzler 1822 in Genua starb, in Neapel.

1797 nach Friedrich Wilhelm's III. Thronbesteigung ward Hardenberg nach Berlin berufen unter Beibehaltung der Direction von Anspach und Baireuth, wozu 1802 nach Heynitz' Tod auch noch Westphalen und Neufchatel kam. Es folgte ihm auch nach Berlin Madame Schönemann. Sie figurirte zuerst als

Freundin und Ehrendame des Hauses und zuletzt nach der Katastrophe von Jena als Gemahlin, ähnlich wie gleichzeitig Demoiselle Vulpia zur Frau von Goethe promovirt wurde — um in dem allgemeinen Einsturz der Dinge „einen Anhalt in der Familie" zu gewinnen. Später, nachdem der Staatskanzler zum Fürsten erhoben wurde, figurirte auch Madame Schönemann als Fürstin.

Hardenberg ging in Berlin wie ein Meteor auf: er war der humanste unter allen Ministern gegen seine Subalternen. Hardenberg trat an die Spitze der englischen Partei in Berlin. Als Napoleon 1803 Hannover besetzte, erhielt er an Haugwitz' Stelle das Portefeuille des Aeußern, resignirte es aber Anfang 1806 nach dem unglückseligen Vertrag, den Haugwitz mit Napoleon in Wien wegen Vertauschung Hannovers schloß. Nach der Schlacht bei Jena, Anfang 1807, als der König sich in Memel aufhielt, übernahm er es nochmals, mußte es aber auf Napoleon's Verlangen nach der Zusammenkunft auf dem Niemen wieder abgeben. Damals war es, wo er Madame Schönemann heirathete, im Julius 1807, er floh damals nach Riga und Libau. Erst mit dem Abzug der französischen Truppen kehrte er zurück und lebte dann in stiller Abgezogenheit bis 1810 auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin, das er sich nebst andern Gütern in den Marken angekauft hatte — nach dem Verkaufe des vorderen Hauses Hardenberg an seinen Stammvetter, den hannöverischen Schloßhauptmann und Besitzer des hinteren Hauses im Jahre 1800. Unter

Vermittlung seines Neffen, des westphälischen Finanzministers Grafen Bülow, beugte sich Hardenberg vor Napoleon durch ein demüthiges Schreiben: dieser erklärte, er habe schon seit längerer Zeit seine Ansichten über Herrn von Hardenberg berichtigt, er habe nichts gegen seine Wahl zum preußischen Premier. Am 7. Juni 1810 trat darauf Hardenberg als Staatskanzler sein zwölfjähriges wichtiges Ministerium an.

Wir besitzen über die Persönlichkeit des Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg mehrere mit Liebe entworfene Schilderungen, die von dem fesselnden Eindrucke Zeugniß ablegen, den dieser gewandte und galante Weltmann — „halb Fuchs, halb Bock“ nannte Stein ihn einmal gegen den nachherigen Cultusminister Eichhorn — auf seine Umgebungen machte. Zwei sehr ungleiche Persönlichkeiten, der Ritter von Lang in seinen Memoiren und der Bischof Eylert in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's III., die beide lang fortgesetzten Verkehr mit Hardenberg gehabt haben, schildern ihn panegyristisch gleichförmig als einen Mann von der liebenswürdigsten und leutseligsten Humanität.

„Man durfte ihn nur sehen, sagt Eylert, um ihn eben so zu verehren, als lieb zu gewinnen. Sein Gesicht war der Spiegel seines Innern. Die hohe, gewölbte Stirn glänzte, als ruhte auf ihr das Licht. Die Augen waren geistreich, umsichtig und klug, man fühlte, wenn er Einen ansah, die Nähe eines außerordentlichen Mannes. Die Nase war etwas gebogen. Um den Mund schwebte Gutmüthigkeit, Wohlwollen und ein Anflug von Satyre. Das Kinn war rund

und fest; die ganze Physiognomie hatte etwas wahrhaft Vornehmes. Die Gestalt war von mittlerer Größe, schön geformt und stattlich, das Haar voll und lockigt, aber (1817) schon grau, die Stimme wohlklingend, die Sprache langsam, ruhig, bedächtig und verständlich."

„Hardenberg war ein seltener Mann. Sein Verstand war klar, vor seinen geistigen Blicken standen enthüllt alle Hindernisse, die sich seinen Zwecken entgegenstellten. Er fühlte es von vorne herein, ob er sie besiegen könne oder nicht. Er war ruhig und konnte warten. Sah er, daß er nicht durchkommen konnte, so umging er mit gewandter Klugheit alle feindseligen Kräfte, ließ sie aus dem Spiele und erreichte seine Absicht auf einem anderen Wege. Durch seine vielen Reisen und sein beobachtendes Leben bei Höfen knante er genau die regierenden Herren, ihren verborgenen Willen, ihre versteckten Triebfedern, ihre Einfluß habenden Umgebungen auch die weiblichen. Unbefangen und heiter ging er durch alle Intriguen, als wenn sie nicht da wären, er that, als sähe er sie nicht — und doch sah und wußte er Alles. Er war ein durchaus kluger Mann, konnte sich verstellen und verstand das Simuliren. Er war ein geborner Diplomatiker, schlau, glatt und gewandt und geschickt in der Manipulation obwaltender Verhältnisse. Mit dieser Lebensklugheit verband er, was sehr selten, aber um so rühmlicher ist, Taubeneinfalt. Er war gutmüthig, wohlwollend und treuherzig. Er scheute den Schmerz und mochte ihn bei Andern nicht sehen. Wohlsein und Humanität

war die Magnetnadel seines ganzen Wesens. Unterdrückung und Härte war ihm zuwider und er wirkte ihnen überall entgegen. Er war frei im vollsten Sinne des Worts und los geworden von dem Vorurtheile der Geburt und des Standes. Mit dieser ächt menschlichen Tendenz verband er große, anhaltende Thätigkeit, er konnte acht bis zehn Stunden ununterbrochen mit anstrengendem Ernste arbeiten. Er hatte es zu thun am liebsten mit erfahrenen Männern; er liebte die jungen, wenn sie Genie hatten, frisch und lebendig waren. Er verließ die befahrnen Wege des herkömmlichen Schlendrians und war ein Feind des todten Buchstabens und Controlirens. Sich selbst frei bewegend, entfernte er alle unnützen und lähmenden Fesseln. Wo er Talent fand, hob er es und gab ihm freien Spielraum."

Lang beleuchtet die Ministerialpolitik Hardenberg's wiederholt in seinen Memoiren und theilt mit, daß der preußische große Minister eben so wie der große östreichische dachte, Fürst Kaunitz. Auf einer Reise nach München sagte Hardenberg selbst zu Lang im Wagen: „Liebster Freund! ein Minister, der sein Handwerk versteht, wird sich niemals einen genialen Kopf zu seinem Handlanger aussuchen. Als Minister will ich nichts als meine eignen Gedanken ausgedrückt, als Verhaltungsregeln mitgetheilt und ohne allen Zusatz vollzogen wissen, und das geschieht am sichersten durch Menschen, die in solchen Dingen gar keiner eignen oder andrer Gedanken fähig wären. Ein genialer Kopf hingegen, sein Sie

versichert, wird sich zu einer solchen Handlangerarbeit nicht lange bequemen, sondern mir überall seine Idee auf eine glänzende, überraschende und listige Art unterschieben. Ich weiß aber ganz wohl die Fälle, wo ich einen guten Kopf wie einen Arzt zu Rathe ziehe, temporär gebrauche und dafür denn auch außerordentlich belohne. Insonderheit aber trachte ich, in jedes Collegium immer einen genialen Kopf zu bringen, aber nur nicht zwei, denn zwei zerbeißen sich unter einander selbst und stiften Parteien, der Eine aber soll mir die faulen Wasser etwas umrühren und wenn er's da nur nicht allzu bunt treibt, halt' ich ihn immer oben gegen alle seine Collegen und auch gegen seinen Präsidenten, der diese Rolle nicht verstehen sollte."

„Mit den Eigenschaften eines ausgezeichneten Geschäftsmannes, fährt Eylert fort in seiner Charakteristik, verband Fürst Hardenberg die angenehmsten Formen. Man sagt die Wahrheit, wenn man ihn einen anmuthigen Mann nennt. Er war die Humanität und Liebe selbst und kam Jedem, auch dem Geringsten, mit Wohlwollen entgegen. Seine Höflichkeit war aber nicht eine angenommene und studirte, sondern eine natürliche, aus dem Herzen kommende. Nichts Steifes, Abgemessenes und Pedantisches war an ihm; vielmehr alles unbefangen, los und lebendig. Auch, wenn er Wünsche und Bitten nicht erfüllen konnte, was bei dem Angelaufenen und Vielvermögenden oft der Fall war, schlug er so verbindlich, theilnehmend und tröstend ab, daß selbst Solche, die sich in ihren

Erwartungen getäuscht sahen, zufrieden mit seinem Benehmen dabei von ihm gingen, um so mehr, da sein fühlbares Wohlwollen immer mit einer gewissen Hoheit und Würde verbunden war."

„Zu Berlin, schreibt einmal Lang, wurde ich von Hardenberg wie ein Kind des Hauses empfangen. Ueberhaupt ist dem, der nur kleine deutsche, steife, schulmeisterische, hinter einem halben Dutzend Vorzimmern verschlossene und von Bettelvolk belagerte Minister kennt, von der Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit Hardenberg's kein Begriff zu geben. Er lauschte seinen Untergebenen ordentlich in der Miene ab, was ihnen angenehm sein könnte, nahm Kenntniß von ihren innersten häuslichen Verhältnissen, kam, wo er irgend einen von seiner Lage gedrückt glaubte, mit Vorschüssen und Renumerationen entgegen und konnte beinahe empfindlich darüber werden, wenn ein solcher zu verstockt war, sich ihm anzuvertrauen. Er ließ Jeden möglichst in das Fach übergehen, wo er am Liebsten arbeitete, riß wider Willen oder ohne große Verbesserung Keinen aus seinen Verhältnissen; wo er abschlagen mußte, suchte er ängstlich etwas Anderes auf, was einstweilen trösten und entschädigen konnte."

Hardenberg liebte die Pracht, weil er ein reicher Mann war: sein Vermögen warf, ehe ihn der König mit Neuhardenberg dotirte, allein 30,000 Thaler Rente ab und weil es seiner heitern Gemüthsstimmung zusagte, frohe Menschen, besonders frische junge Leute um sich zu sehen. Er liebte die Freuden und Genüsse

der Tafel, er scherzte, erzählte, ermunterte und war der angenehmste Wirth. Seine Heiterkeit, die aber nie die Würde verlor, theilte sich mit und man war guter Dinge bei ihm.

„Hardenberg und Stein, fährt Eylert in seiner Charakteristik fort, zwei große originelle Männer, die sich unsterbliche Verdienste um die Welt und den preußischen Staat erworben haben, waren sehr verschiedener, ja heterogener Natur. Stein war Sturmwind, Hardenberg ein Frühlingssäuseln. Stein war hart und unbiegsam wie ein Felsen, Hardenberg flexibel und nachgebend. Jener ein Stoiker, dieser, wenn auch nicht ein Epikuräer, doch ein Mann, der die Freuden des Lebens genießt. Jener gebot selbstständig den Umständen; dieser beobachtete und sah zu, woher der Wind kam. Jener war für den Krieg, stieß, trieb und stürmte; dieser für den Frieden und seinen bedächtigen Aufbau. Jener paßte für glatte, für verwickelte, diplomatische Verhältnisse nicht, dieser ganz und gar. Jener hatte in Allem, was er war und that das fortiter in re, dieser das suaviter in modo. Jener war in seiner Stimmung auf den Ton des Presto und Fortissimo; dieser auf den des Andante und Allegro gestimmt. Jener war streng und positiv christlich-gläubig; dieser zwar nicht ungläubig, aber doch gefiel es ihm wohl, mit Goethe zu sprechen: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen: Ich glaub' ihn? Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: Ich glaub ihn nicht?“ Stein und Hardenberg paßten nicht zusammen, sie mieden sich und jener machte diesem Platz.“

„Aber der König und Hardenberg paßten zusammen und blieben auch beisammen bis ans Ende. Der König in angeborner Würde, ernst und einfach; Hardenberg zwar Diener, aber frei und unbefangen. Der König gerade und natürlich; Hardenberg gewandt in der angenehmsten Form. Zwar lag in Beiden Verschiedenartiges und Entfernendes; in Hardenberg war Manches, womit der König nicht sympathisirte und in dem König mochte Manches sein, was der Staatskanzler gern anders gehabt hätte. Aber dieser ehrte an jenem den klaren, gesunden, praktischen, überall den rechten Punkt treffenden Verstand, die Wahrheit und Biederkeit des Charakters; und Jener an diesem die richtige Beurtheilung aller vorkommenden Fälle, mit der erleuchtenden Fackel eines hellen Geistes, mit der sanften Wärme eines edeln, sich gleichbleibenden Herzens. Dabei war das Gemüth Hardenberg's zu frei und rein, um eigennützig zu sein. Alles, was zusammenschrumpft, und engherzig, schlau und berechnend macht, war ihm fremd und Alles, was liberal, offen und splendid ist, lag in seinem Wesen. Er brauchte viel, lebte wie ein Fürst, machte ein großes Haus. Ihm war eine wahrhaft noble Natur eigen. Von dieser fühlte sich der König immer wieder angezogen.“

„Hardenberg war ein kluger, verschwiegener, alles im richtigen Takte messender, dabei offner. und gerader Mann, wo er es sein konnte und durfte. Schon seine stille, sich gleich bleibende Heiterkeit, seine Klarheit, die, wenn sie auch Vieles verschloß, doch nie lauerte, nie versteckte; seine Natur und ihre Würde

erhob ihn unendlich über die Schwäche und Ohnmacht kleiner Seelen. Diese fürchten sich und treten leise auf. Hardenberg aber trat überall fest auf, war gerade und ging gerade, war von Herzen freundlich, aufrecht und aufrichtig. Wohl hat man überall seine Klugheit, besonders in diplomatischen Verhältnissen gepriesen; nie aber ihn im täglichen Verkehr der Falschheit beschuldigt. Absichtlich täuschen konnte er nicht, dies war seinem Naturell zuwider, er sagte gerade es heraus, wenn er nicht konnte und durfte, er war eine öffentliche Person, und es war ihm am liebsten, wenn er offen sein konnte.“

Diesen panegyristischen Auffassungen, die die volle Lichtseite in Hardenberg's Charakter zur Schau stellen, steht im schroffsten Gegensatze das Schattenbild entgegen, welches Barthold Niebuhr, der in dem oben angeführten Briefe an Arndt den Staatskanzler „den elendsten Menschen“ prädizirte, schon in einem früheren vertraulichen Schreiben vom 29. Juni 1810 an Stein aufrollte und das eben so übertrieben wie die Lobschilderung ist: „Stumm, schreibt Niebuhr, muß man werden bei der Frechheit, womit die flachste Unwissenheit Orakel verkündet, bei der Selbstzufriedenheit, womit dieser schwache Thor sich unter den Klippen Glück wünscht, worauf seine ungeschickte Hand das morsche Schiff in wenigen Tagen unfehlbar wirft.“

Der Erfolg hat Niebuhr Lügen gestraft. Doch bemerkt Pertz, der das Schreiben mittheilt: „Stein beurtheilte damals Hardenberg viel günstiger; erst

im längeren Verkehr mit ihm während der Entwicklung der größten Weltbegebenheiten reifte eine Ueberzeugung, welche Niebuhr's Ansicht näher stand und von Stein ein Jahr nach dem Tode des Staatskanzlers in der Denkschrift über sein Leben niedergelegt ist.

Niebuhr wollte allerdings reelle Vortheile für das Volk haben und berührte eine dem Adel unangenehme Partie mit großem Nachdruck: er schrieb aus Dresden 24. April 1813 an Arndt: „Es ist viel zu thun und kann viel gethan werden mit dem Volke; von unten auf, d. h. nicht vom Pöbel kann es nur gehen. Alte germanische Bauern sollte man wieder stiften, wie die normännischen und friesischen sind; dazu sollte man die Domainen anwenden, die man an Huren und Buben verschleudert. O pia desideria!“

Das Zwischenministerium, das zwischen Stein's großartigem einjährigen und Hardenberg's inhaltsvollem zwölfjährigen Staatskanzelariat gebildet worden war, war das Ministerium Altenstein, das nur eine Dauer von achtzehn Monaten gehabt hat. Es fiel in diese Zeit die glorreiche Erhebung Oestreichs im Jahre 1809 die selbst den Engländern glorreich erschien, die sonst wie Gneisenau nach seinem Besuche auf der Insel im Jahre 1811 an Stein schrieb: „höchlich die Deutschen verachteten, die sich so wenig gegen das Joch gesträubt.“ Der König war noch ganz in der Idee befangen, daß ohne Rußland nichts unternommen werden könne, er hatte das tiefste Mißtrauen seit 1806 gegen Preußen und seit weit länger her

gegen Oestreich. Die Petersburger Reise hatte wie Opium gewirkt, erst erhitzt und geblendet, dann eingeschläfert. „Der König, schrieb Gneisenau 15. Febr. 1810 an Stein, kurz nach der Rückkehr des Königs aus Rußland nach Berlin, ist seit seiner Rückkehr übler Laune. Er schilt über die Kleinigkeiten des Dienstes. Dort in Petersburg hat er die für die Heerschau dressirten Russen gesehen; dagegen stechen freilich die ungeschlachten Ostpreußen ab. Es mag ihm überhaupt gegen jetzt die dortige Pracht alles sehr kleinlich vorkommen; seine halbe Monarchie, sein halbes Schloß, der Halbroman seiner letzten Lebensjahre: dies alles indessen steht in Harmonie mit den halben Maßregeln." Das Ministerium dieser halben Maßregeln war das Altenstein'sche. Es zog Weihnacht 1809 mit nach Berlin. Zum neuen Jahr waren die ersten Manifestationen desselben ein Publicandum über Courtage, Hoffähigkeit und Hofpräsentation und die Erweiterungsurkunde des rothen Adlerordens, die die zwei neuen Classen brachte, namentlich „die unvermeidliche" vierte. Am ersten großen Ordensfeste 18. Januar 1810 fanden sich ein höchst vergnügter und ein höchst ergrimmter Neudecorirter bei der Danksagung bei Hofe zusammen: Iffland und York.

Das Ministerium Altenstein ward durch den bei der Königin und der Hofpartei sehr einflußreichen damaligen Geheimen Legationsrath Nagler, auf dessen Personalien ich später zurückkomme, dem König plausibel gemacht: Nagler hoffte durch Altenstein, der sein Schwager war — beide waren geborne Anspacher — selbst regieren zu können. Hardenberg, ihr Patron

von seiner Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer her, ward vom König um Rath gefragt. In der Hoffnung, selbst wieder Einfluß zu erlangen, wie er später dem von Stein zum Finanzminister damals vorgeschlagenen Oberpräsidenten von Preußen von Schön selbst erzählt hat, erklärte er sich gegen Stein's Vorschlag und so entschied sich der König für Altenstein, einen gelehrten, philosophisch-gebildeten Mann, der aber geradezu gar nichts von seinem Fache, auf das damals alles ankam, verstand.

Es war alter preußischer Hofgebrauch, die Ministerstellen in der Administration und namentlich die Ministerstelle, die bis auf Hardenberg immer die wichtigste in Preußen gewesen ist, das Directorium der Finanzen irgend einem eleganten oder geistreichen Mann universeller Hof- und Weltbildung, einem vornehmen oder reichbegüterten Edelmann oder auch einem favorisirten General anzuvertrauen — von den Zeiten des ersten Königs von Preußen an bezeugen das Innehalten dieser Maxime die Namen Graf Kolbe-Wartenberg, Graf August Wittgenstein, der kleine Kamecke, General Grumbkow, der Pariser Diplomat und Berliner L'Hombrespieler Vieregg, der noch unter Friedrich dem Großen bis 1758 Vorsitzender des Generaldirectoriums war, Herr von Görne, der Chef der Seehandlung, der mit seinen „Windbeuteleien" und „greulichen Winde" selbst einen so großen König betrog und auf die Festung Spandau kam, und dem General Graf Schulenburg-Kehnert folgte, der famose General-Controleur der Finanzen, der am Besten seine Finanzen bedachte, unter Friedrich

Wilhelm II. Unter einem so aufmerksamen und selbstständigen Cabinetsregiment, wie es unter dem praktischen Cameralisten Friedrich Wilhelm I. und dem großen König bestand, hatte das hingehen können — die von Friedrich Wilhelm I. mit dem Generaldirectorium getroffene Einrichtung, die für den Schlendriansgang der Geschäfte sehr praktisch war, hielt vor. Den Fachmännern seit Kraut, blieb das eigentliche Geldbeschaffen überlassen. Unter dem unselbstständigen Friedrich Wilhelm II. brach schon die Verwirrung herein. Jetzt, da ganz außerordentliche Maßnahmen zu nehmen waren, befand sich Altenstein, der gelehrte Herr, auf dem sturmbewegten Meere in seinem Finanz-Admiralschiff ohne Compaß, ohne Steuerruder, ohne Segel. Das Ministerium Altenstein ist übrigens das zum erstenmal nach strenger Facheintheilung geordnete Ministerium in Preußen: es bestand aus folgenden Personen:

1. Finanzen: Freiherr Carl Stein zum Altenstein.

2. Inneres, das zweite nächst den Finanzen wichtigste Ministerium: Alexander, Graf Dohna-Schlobitten. War Altenstein unerfahren und unpraktisch, so war Dohna — als gemüthvoller, edler Mensch höchst achtungswerth — schwach, weich, ängstlich, ohne alle große Auffassung, ganz vom Detail, absorbirt — „aus Besorgniß in Dinge, die er nicht begriff, verwickelt zu werden, wie Pertz im Leben Stein's sagt, „ward er ein heftiger Gegner der Stein-schen Pläne für die innere Verwaltung." Sein ganzes Geschäft bestand in Stellenbesetzung, worin er öfters

höchst unglücklich war. Er stand wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, kam ganz in die Hände Altenstein's und Nagler's, suchte sich dann an Beyme anzulehnen und fiel endlich, als Hardenberg ans Ruder kam, nachdem er erst durch dessen Aufforderung sich gegen Beschwerden zu rechtfertigen aus der Illusion geweckt worden war, die er bis dahin immer noch festgehalten hatte, daß er nicht unter dem Staatskanzler, sondern unmittelbar unter dem König stehe. Er war schon seit 1802 Minister gewesen und starb im Privatstand 1831. Unter dem Dohna'schen Ministerium des Innern standen sechs verschiedene Sectionen: an der Spitze derjenigen für Cultus und Unterricht befand sich der schon oben als früherer Gesandter in Rom und Florenz aufgeführte, aus Italien rappellirte Wilhelm von Humboldt, der nachher unter Hardenberg als Gesandter nach Wien ging. Humboldt ließ die neue Universität Berlin ins Leben treten: ihm zur Seite standen Nicolovius und Süvern.

3. Das dritte Fachministerium war das der Justiz. An dessen Spitze ward der Liebling des Königs gestellt, sein früherer Cabinetsrath, der durch seinen starken Rival Stein ins Kammergerichtspräsidium nach Berlin verdrängte Beyme: er ward zum Großkanzler ernannt.

4. Das Kriegsdepartement ward Scharnhorst gegeben, der durch die von Stein in seinen Briefen so oft gerühmte Selbstverläugnung und Selbstentäußerung sich sehr edel in ihm oft in der Seele widerstrebende Verhältnisse fügte und blieb und aus-

hielt, um zu nützen, während andere, sowohl vom Civil, wie Schön und Barthold Niebuhr, der damals in seine berühmten römischen Studien sich zurückzog, als vom Militair, wie Gneisenau, Grolmann und Phul, der in russische Dienste trat, es als Hardenberg ans Ruder kam, nicht mit ihm wagten. „Einen großen Theil des jetzigen Mißvergnügens und seiner Gründe, schrieb Stein einmal im Anfang des Hardenbergschen Ministeriums 1811 an die Prinzessin Luise Radziwill, schreibe ich dem Umstande zu, daß die achtungswerthen Männer, welche Anfangs zur Theilnahme an den Geschäften berufen waren, sich aus Unbiegsamkeit ihrer Grundsätze abseits gehalten haben. — Wie anders hat der brave General Scharnhorst gehandelt, der durch weises kluges Betragen, durch gemäßigtes, beharrliches und folgerechtes Handeln, durch Selbstentäußerung, dahin gelangt ist, einen wohlthätigen und glücklichen Einfluß zu behaupten, viel Gutes zu thun und viel Uebles zu verhüten."

5. Das letzte Fachministerium im Ministerium Altenstein, das Auswärtige, war dem Grafen August von der Goltz übergeben, demselben, der früher Gesandter in Polen, Dänemark, Schweden, zuletzt seit 1802 in Petersburg gewesen war, später, 1815, Oberhofmarschall und Bundestagsgesandter ward und dessen Personalien schon oben beim Hof-Etat vorgekommen sind. Er hatte schon unter Stein fungirt und erhielt sich auch — wie man annahm, als geheimer Vermittler der Rückberufung Hardenberg's unter dessen Verwaltung. Stein, von dem schon oben das

„Pegasus und Rosinanten“ Urtheil über Gneisenau und Goltz erwähnt worden ist, bezeichnete ihn als „einen gutmüthigen aber grenzenlos nachgiebigen Mann.“ Er schrieb über ihn in der Verbannung in Brünn: „Ich halte den Herrn von V. (? Voß) und seine Anhänger als die ersten Prinzipien des Verläumdungs-Systems und die ersten Beweger seiner Verbreitung, der Gifttrank wirkt nun bei allen verschieden nach der Verschiedenheit der Naturen; viele ihrer Freunde nippen auch ein wenig vom süßen Gift, aus den reinsten Absichten; der vortreffliche Goltz hält sich gewiß ein Eckchen offen an dem neuen Freudenmahl.“ Als der Minister Goltz 1808 die Nachricht vom Auffangen des verhängnißvollen Briefs Stein's an Wittgenstein, der nachher seine Acht zur Folge hatte, mittheilte und verzagt klagend äußerte, Napoleon werde nun auch wohl die nassauischen Güter einziehen, hatte ihn Stein empört mit den Worten unterbrochen: „Glauben Sie, daß an dem Quark etwas gelegen ist, wo es aufs Vaterland ankommt?“

Dieses so componirte Ministerium Altenstein löste schon nach 1½ Jahren sich auf, wie Niebuhr und Pertz es dargelegt haben, weil Altenstein, der gar nichts von den Finanzen verstand, sich durchaus nicht zu helfen und kein Geld zu den französischen Verbindlichkeiten zu beschaffen wußte. Der Fall, den Hardenberg als er zur Wahl Altenstein's connivirte, vorausgesehen hatte, trat wirklich ein und das veranlaßte Hardenberg's Berufung. „Altenstein, schreibt Pertz, wußte die Finanzverwaltung weder mit den übrigen Ministerien, noch in sich selbst zu-

sammen zu halten. Ohne Plan, ohne Uebersicht wirthschaftete er von einem Tage zum andern, hielt Geben und Bewilligen besonders an Menschen von Einfluß für das beste Mittel sich überall Freunde zu machen und sich zu halten; Geschäftsordnung war nicht vorhanden, keine bestimmten Tage zum Vortrag, keine Conferenzen mit den Räthen; er wählte sich ungeeignete Menschen, die ihm durch Connexion zugeführt wurden und befand sich behaglich, daß er unter ihnen hervorstach und recht breit und selbstgefällig stets im Tone des „Ich will“ und „Ich werde“ sprechen konnte. Ohne Kenntniß vom Finanzwesen, von dem Zustande und den Kräften Preußens, von der Geschichte und Verfassung fremder Staaten glaubte er doch alles zu wissen und verlachte alles, was vor ihm gewußt war — in Bezug auf Selbstaufopferung der Völker, wenn es galt, einen großen Kampf zu kämpfen. Er folgte darin der Leitung seines Schwagers Nagler, der mit wachsendem Erfolge in der Hofgunst stieg, je mehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal des Hofs ausbreitete. Altenstein erklärte sich gegen alle Einwirkung auf das Volk. Oeffentlichkeit der Finanzangelegenheiten ward folgerecht auf's Aeußerste gehaßt und vermieden; Niemand erfuhr, wie es stand und der letzte Entscheidungsgrund schien immer: „Stat pro ratione voluntas.“ Als Altenstein sich gar nicht mehr zu helfen gewußt hatte, hatte er sogar — die Abtretung Schlesiens als Aushülfe empfohlen, dem König gerathen,

Jemanden nach Paris zu schicken, um dort deshalb zu „sondiren." „Nirgends Kraft und Leben, schrieb damals der Präsident Merkel in Breslau, überall sondirt man, man sucht die Schäden auf, aber der Arzt fehlt." Mit jener eignen Unfähigkeitserklärung trat Altenstein ab, „dessen Vortrefflichkeit bisher die Herren und Frauen am Hofe aus einem Munde gepriesen hatten," wie Pertz schreibt. Die Minister wurden entlassen, Altenstein, Nagler und Beyme erhielten jeder 3000 Thaler Ruhegehalt. Dohna für die Kosten seiner Einrichtung in Berlin 3000 Thaler Ersatz, eben so viel, auf sein Ansuchen, der reiche Beyme.

Am 7. Juni 1810 ward das Ministerium Altenstein aufgelöst und Hardenberg trat, wie gesagt, als Staatskanzler ein. Unter ihm fungirten:

1. im Departement des Auswärtigen: Graf Goltz.

2. im Departement der Justiz: Friedrich Leopold von Kircheisen, Sohn des Stadtpräsidenten und Polizeichefs von Berlin unter Friedrich dem Großen, belobt von Lang in seinen Memoiren als stattlicher milder und angenehmer Mann.

Endlich:

3. im Departement des Kriegs: Carl Georg Albrecht Ernst von Haake; doch blieb hier Scharnhorst immer noch die Hauptperson, die hinter dem Fachminister stand und wirkte.

Für die beiden wichtigsten Branchen, für die Finanzen und fürs Innere wurden keine Fach-

minister ernannt: Hardenberg behielt sie allein in seiner Hand. Nachdem das neue Finanzsystem sich eingerüttelt hatte, ich schalie das vorausnehmend ein, ward auch hier wieder die alte Maxime inne gehalten, einen universell gebildeten Mann, großen Edelmann oder beliebten General zum Repräsentiren als politischen Träger des Systems voranzustellen: bis zur Märzrevolution, wo Hansemann kam, war kein Finanzminister ein eigentlich geschulter Finanzmann, das Geldbeschaffen blieb den Fachmännern, den Rother u. s. w. überlassen. Von Hardenberg datirt übrigens das neue System, daß im Ministerium des Innern oder der Polizei die preußische Politik sich concentrirt: die Rochow, Graf Arnim und Bodelschwingh, und seit 1848 die Auerswald, Kühlwetter, Eichmann und im eminenten Grade Baron Otto Manteuffel, ehe er Premier ward, hatten als Minister des Innern größeren Antheil am Fortgange der Staatsgeschäfte als alle ihre Collegen.

Als Hardenberg seinen neuen Finanzplan ausgearbeitet hatte, worauf wie gesagt, gegenwärtig Alles ankam, übersandte er ihn an Stein und dieser begutachtete ihn und machte Veränderungen dabei. Hardenberg nahm nicht nur die vorgeschlagenen Veränderungen seines Plans an, indem er Stein für seinen Meister in Finanzsachen erklärte, und namentlich das von Stein empfohlene, von Schön und Niebuhr widerrathene Papiergeld emittirte, sondern er kam auch im tiefsten Geheimniß mit dem Verbannten auf dem Böhmen von Schlesien scheidenden Gebirgskamm in einer

einsamen Wohnung im September 1810 zusammen, um sich noch ausführlich mündlich mit ihm zu besprechen. Stein schied von Hardenberg mit dem Rathe: „die alten Weiber aus dem Ministerium zu entfernen.“ Was er darunter verstand erklärte er einmal Scharnhorst in den Worten: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß ich übereilt und heftig bin? aber wenn ich das ablegen könnte, so wäre ich ein altes Weib.“ Stein wollte energische Administration.

Hardenberg blieb dem Stein'schen Systeme der Staatsverwaltung in der Hauptsache treu. In der Ausführung der großen Pläne seines Vorgängers kam aber freilich manche nur halbe Ausführung, wie die beim Staatsrath, der übrigens erst im Jahre 1817 ins Leben trat, und ganz unausgeführt blieb Stein's Hauptidee: die Reichsstände.

Patriotische Männer von der Adelspartei erhoben gleich im Anfang der Hardenberg'schen Verwaltung Klagen. Graf Arnim Boitzenburg schrieb an Stein: „In der großen Nationalsache der Constitution, die man dem Volk versprochen hat — die erste offizielle Piece enthielt diese heilige Zusage — ist bis jetzt auch nicht ein Schritt geschehen &c. es ist keine Rede mehr davon, selbst von einem solchen **Project**. Die Nation glaubt auch nicht mehr daran, sie sagt sich: man will nur unser Geld, man will nur vermehrte Auflagen — der Roman einer Constitution ist uns nur hingeworfen worden, um uns zu ködern &c. Man hält den Chef für edel, aber schwach — warum einen **Wülknitz**, einen Krelinger und andere in seiner

Nähe dulden? warum sie brauchen? vorzugsweise brauchen? warum sich Menschen, wie Kölln (den Verfasser der Vertrauten Briefe, dem Stein noch im November 1808 wegen dieser hatte nach der Räumung Schlesiens einen Criminalproceß machen lassen wollen), Adam Müller (den Freund von Gentz), Friedrich Buchholtz (den Geschichtsschreiber) ꝛc. durch Pensionen und Zuvorkommenheit attachiren? — wie kann aus so unreinen Quellen je Gutes hervorgehen und besäßen diese Menschen auch die höchste Intelligenz?" u. s. w. Ein andrer „bedeutender Mann," den Pertz anführt, schrieb über Hardenberg: „Ein veralteter höfischer Geist der Ehre genügt nicht in Lagen der Verzweiflung, Reichthum an angenehmen Formen entschädigt nicht für Mangel an Energie, die nur zu bald dem Einfluß anderer ein weites Feld geöffnet, in dem Terrorismus, Anglomanie, revolutionäres und der Zeit nachgebendes Wesen sich auf eine Weise umhertummeln, die man lustig nennen könnte, wenn sie nicht allzutraurig wäre ꝛc. Die Zeit der Nüchternheit ist einheimisch geworden, der ritterliche Sinn ist durch das Unglück des letzten Kriegs untergegangen, ein höherer vaterländischer hat ihn nicht ersetzt. Subordination und Disciplin sind gesunkner, als jemals und es fehlt uns entweder begeisterter Enthusiasmus oder — die russische Knute. Zu jenem sind wir zu sehr Philister, zu dieser zu human."

Gleich im Anfang seiner Verwaltung im Februar 1811 berief Hardenberg gegen sechzig Notabeln, meist Rittergutsbesitzer, über die Gneisenau aus Breslau

26. Juni 1811 an Stein schrieb: „Zur Unzeit hat man Abgeordnete aus der Nation zusammenberufen, nicht sowohl um über das Beste des Staats sich zu berathen, sondern vielmehr, um solche als einen Regierungsapparat zu gebrauchen, womit man dem Volke die neuen Auflagen und Einrichtungen in einem milderen Lichte erscheinen lassen wollte. Es ist dieses nicht gelungen, diese Abgeordneten haben mit ihren Standesgenossen in lebhaftem Briefwechsel gestanden und dadurch die Erbitterung verbreitet und gesteigert ꝛc. Wären diese Menschen nicht so schlaff und fürchteten sie nicht die strenge Polizei des an unsern Thoren lauernden Marschall Davoust, sie möchten wohl einmal versuchen, sich in Aufstand zu erheben.“

Gneisenau hatte damals den Plan, im Fall kein Krieg das Joch abschüttelte, „aus Abneigung gegen Sclaverei oder Müssiggang“ nach Spanien auszuwandern. Stein aber schrieb an Prinzessin Luise Radziwill: „Es scheint mir, die wohldenkenden Personen sollen sich Herrn von Hardenberg nähern, mit ihm offne und von Theilnahme zeugende Erklärungen haben, frei von Pedanterie und Rechthaberei; wenn man sich an einen Mann von Geist wendet, der das Gute will und dem es in den zahlreichen Einzelheiten der Ausführung entgehen kann, so ist es unmöglich ihn nicht zu überzeugen und zu bewegen.“

Die „neuen Einrichtungen“ Hardenberg's waren: die endliche gänzliche Abschaffung der mittelalterlichen Steuerfreiheit des Adels, die schon Friedrich Wilhelm I.

von „Rocher von Bronze“ herunter angetastet hatte, die endliche ordentliche Herbeiziehung des Adels zur Mitleidenheit zu allen Staatslasten, ausgesprochen im Finanz-Edict vom 27. October 1810 — ferner: die Einziehung der geistlichen Güter zur Tilgung der Staatsschuld unterm 30. Oct. 1810 — und endlich die Aufhebung der Zunftverfassung und die Einführung einer allgemeinen Gewerbefreiheit unterm 2. Nov. 1810. Die Gewerbefreiheit war eine Maßregel, die sich freilich für die Gegenwart sehr belebend erwies, auch in die Staatscassen ein gut Theil freilich sehr nöthiges Geld führte, nachher aber in der Friedenszeit schwere Mißverhältnisse nach sich brachte. Namentlich kam dadurch die so stark berüchtigte und noch immer nicht berichtigte Judenwirthschaft empor: die geschäftigen Hebräer, die bereits in Masse Güter namentlich in Preußen, Polen, Litthauen, Schlesien an sich gezogen hatten, zogen nun auch durch colossale Gewerbeetablissements von dieser Seite her Geld in Scheffeln an sich. Wehmüthigste Klagen ließ der Adel darüber vernehmen. „In meinem Lande, in dem Sie leben und schreiben, schreibt der ehemalige Gesandte in Dresden Graf Geßler im Jahre 1818 an Arndt, hat der Adel keine Gewalt zu fluchen, nur zu segnen. Als Güterbesitzer ist er jetzt auch mit allen begüterten Bürgerlichen, auch den Juden, in so fern sie Güterbesitzer sind, al pari. In Preußen, meinem Vaterlande, haben die Juden einen sehr großen Theil der vormaligen adeligen Güter, und der durch den Krieg zu Grunde gerichtete Adel hat sein Letztes hergegeben das Vater-

land zu retten, während die Juden ihn aussogen. Daß die Herren Schriftgelehrten über das Judenunwesen — das wirklich schimpflich und unverantwortlich ist, nichts sagen, sondern immer fortfahren, wider den Schatten Adel zu fechten, wundert mich nicht, weil ich sie kenne." Größern Grund zu klagen als der Adel, hatten jedenfalls die Bürger: die Juden erdrückten fast manche Gewerbe.

Die Widerhaarigkeiten gegen die neuen Gesetze bei der Notabeln-Versammlung gingen von der Adelspartei, namentlich der Adelspartei in der Mark und in Schlesien aus. Hardenberg griff aber doch hier energisch durch, es ward gegen diese Herren sehr ernst eingeschritten: die Cabinetsordre vom 24. Junius 1811 verordnete die Abführung von zwei Rittergutsbesitzern — es war ein General von der Morwitz (? der Tafelanrichter, bei der Hochzeit der Königin Luise) und ein Finkenstein — auf die Festung, die Suspension von zwei Landräthen und die Entlassung, ohne Pension, des königlichen Hofmarschalls (? Massow). Die beiden Rittergutsbesitzer kamen nach fünf Wochen aus ihrer Haft wieder frei und Hardenberg begnügte sich, ihnen den Ernst der Sache gezeigt zu haben, er suchte sich so viel möglich gütlich mit ihnen zu stellen. Er balancirte immer zwischen dem alten Feudalismus und den neuen Repräsentativ- und Gleichheitsmaßregeln. Stein schrieb damals über den entlassenen Hofmarschall an Prinzessin Luise Radziwill: „Ein „patriotischer" Hofmarschall ist ein so außerordentliches Wesen, daß man ihn in Weingeist aufbehalten sollte,

oder, da das zu theuer ist, ihn ausstopfen.“ Und an die Gräfin Carl Brühl, geborene Sophie Gomm, eine Engländerin, schrieb er: „Diese Herren Notabeln haben, wie man mir sagt, bisher nur Unverstand und üblen Willen gezeigt; ich muß jedoch Arnim (den erwähnten Grafen Arnim-Boitzenburg) ausnehmen, dessen Betragen in jeder Hinsicht Lob verdient. Was kann man erwarten von den Einwohnern dieser sandigen Steppen, diesen pfiffigen, herzlosen, hölzernen, halbgebildeten Menschen — die doch eigentlich nur zu Corporals und Calculatoren gemacht sind?“ Stein bezeichnete diese Rittergutsbesitzer-Notabeln als „dünkelvolle, egoistische Halbwisser, Menschen, die nach Stellen, Vortheilen und Gehaltszulagen streben, als einen Haufen bösartiger, oder dummer Schreier, welche die durch die Nothwendigkeit gebotenen Opfer nicht tragen wollen, sondern jedes Mittel ergreifen, um sich den Lasten zu entziehen und sie auf die Schultern ihrer Mitbürger zu wälzen.“

In der Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans hatte Stein unter andern die Worte fallen lassen: „Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr als auf andre Nationen wegen seiner Leselust und die große Anzahl von Menschen, auf die die öffentlichen Lehranstalten einen Einfluß irgend einer Art haben. Die Leselust der Nation ist eine Folge ihrer Gemüthsruhe, ihrer Neigung zu einem inneren besonnenen Leben und ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut.

Die Anzahl der Schriftsteller ist in Deutschland größer als in irgend einem andern europäischen Lande ꝛc. Die Regenten sind daher dringend aufgefordert, durch Leitung der Literatur und der Erziehung dahin zu wirken, daß die öffentliche Meinung rein und kräftig erhalten werde."

Hardenberg ließ diese Worte Stein's nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein: er wirkte, wirkte aber nach seiner Charaktereigenthümlichkeit nur still und geräuschlos. Hardenberg hatte den feinen Tact und die schlaue Kunst, den gescheiten und nicht ohne Grund sehr argwöhnischen Franzosen die neue Bewegung des Volksgeists durch die Literatur und alles, was sonst im Sinne der Kräftigung der Nation geschah, in ein unscheinbares Helldunkel zn rücken.

Für die Hebung des Volksgeists wirkte Hardenberg besonders, indem er die beiden neuen Universitäten zu Berlin und Breslau auf den liberalsten, großartigsten Fuß schuf. Von diesen beiden Universitäten ging hauptsächlich der Enthusiasmus der Jugend hervor, der später die Corps der Freiwilligen füllte. In Berlin hatte der Philosoph Fichte den Muth gehabt, schon 1808 seine berühmten Reden an die deutsche Nation inmitten der französischen Besatzung zu halten. Unter der Censur Bignon's, des Intendanten, wurden sie gedruckt. Diese Reden wirkten ungeheuer, auch sind sie weit das Beste, was Fichte geschrieben hat. Er empfahl darin, wie früher schon Gneisenau in seinem Schreiben vom Frühjahr 1803 an den König gethan hatte, die Einführung der

Pestalozzi'schen Lehrmethode, die später auch noch Stein in der Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans 1810 empfahl. Als die Universität gestiftet war, wirkte Fichte in demselben Geiste weiter. In Breslau war Steffens an der Spitze. Auch dieser hatte den Muth, während noch der französische Gesandte St. Marsan sich in der Hauptstadt Schlesiens im Gefolge des Königs aufhielt, die Studierenden zur freiwilligen Bewaffnung aufzurufen, nachdem die rechte Stunde gekommen war. Um das gute Vernehmen mit Oestreich und einen darauf zu gründenden spätern Bund einzuleiten, ward Wilhelm von Humboldt als Gesandter nach Wien geschickt: es war jedoch davon die Rede, daß Alexander, sein Bruder, für ihn im Unterrichts-Departement eintreten solle. Er blieb aber in Paris und ward erst siebzehn Jahre später für den Hof gewonnen.

Noch 1812, als Napoleon zum großen russischen Feldzuge auszog, mußte Preußen schwere Demüthigungen hinnehmen. Durch den Pariser Vertrag vom 24. Febr. 1812 mußte Preußen sich anheischig machen, 20,000 Mann unter York zur Disposition des Kaisers für den russischen Feldzug zu stellen, welche den linken Flügel der großen französischen Armee bilden und unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald die russischen Ostseeprovinzen Liefland, Kurland und Esthland erobern sollten. Auf Einverleibung dieser Ostseeprovinzen in den preußischen Staat verwies Napoleon Friedrich Wilhelm. Aber unterdessen mußte er sich gefallen lassen, seine ganze Monarchie zur Verfügung Napoleon's zu stellen. Nichts blieb dem König als die

Fürstenthümer Breslau, Brieg und Oels, Oberschlesien und die Grafschaft Glatz, dazu die Festungen Kolberg in Pommern und Graudenz in Preußen. Als im Mai 1812 sich das Parterre der Könige wiederholte, das Napoleon schon einmal 1808 in Erfurt um sich versammelt hatte, erschien der König von Preußen fast wie ein Vasall des mächtigen Imperators im Vorzimmer desselben im königlichen Schlosse zu Dresden inmitten der französischen Marschälle und Generale. Napoleon empfing ihn höflich, aber frostig. Er hatte seiner persönlichen Empfindlichkeit gegen ihn kein Hehl, er äußerte laut sein Mißtrauen und seinen Haß gegen das preußische Volk, er nannte es gegen den Fürsten Schwarzenberg nur „die Jacobiner des Nordens.“ General Rapp berichtet in seinen Memoiren, daß schon 1811 im Werke gewesen sei, sich sogar der Person Friedrich Wilhelm's zu versichern. Davoust hatte schon den Befehl dazu erhalten, als Napoleon andern Sinnes ward und den Vertrag vom 24. Februar 1812 schloß. Gegen den Abbé de Pradt äußerte Napoleon aber noch am 24. Mai zu Dresden, daß er entschlossen sei, Friedrich Wilhelm Schlesien und Preußen zu nehmen. Die Katastrophe auf den Eisfeldern von Rußland rettete Preußen von noch herberer Schmach und vielleicht vom völligen Verderben.

Nach Abschluß der Allianz mit Frankreich nahmen dreihundert Offiziere, darunter Scharnhorst, der nach Breslau ging, Gneisenau, Boyen, Clausewitz u. s. w., denen das Herz zu schwer ward, den Abschied

und gingen nach Rußland und Spanien. Sie gingen gegen den Willen des Königs, der in seiner Armee nicht mehr Herr war. Es war ein Viertheil des gesammten Offiziercorps.

Die Preußen unter York und Macdonald waren bis Riga vorgedrungen, sie bildeten den Haupttheil des linken Flügels der großen französischen Armee. Als Macdonald den Rückzug des Kaisers aus Moskau erfuhr, erhielt York den Befehl, den Rückzug des Marschalls auf Tilsit gegen die überlegene russische Armee unter Wittgenstein zu decken. Hier war es nun, wo York den kühnen und eine unermeßliche Verantwortlichkeit in sich fassenden Entschluß faßte, den Gehorsam zu verweigern. Hans Ludwig David von York war, wie Blücher, ein Pommer. Er hatte, wie dieser, schon in früher Jugend einen seltenen Beweis von Unabhängigkeit und Unerschrockenheit gegeben; als Lieutenant hatte er das unwürdige Benehmen eines Oberen gerügt, deshalb ein Duell bekommen, war darauf auf eine Festung gesetzt worden und aus seinem Vaterlande gegangen. Er hatte sich in holländische Dienste begeben, erst nach dem Cap, dann nach Ceylon, hatte gegen die Maratten gefochten, war verwundet worden und nach Europa zurückgekehrt, wo er seit 1794 wieder in preußische Dienste eingetreten war. York schloß am 30. December 1812 in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen ohnfern Tilsit mit dem russischen General Diebitsch, den Wittgenstein abgeordnet hatte, einen Neutralitätsvertrag ab und blieb in Ostpreußen stehen zwischen Tilsit und Memel.

Es war eine merkwürdige Fügung, daß gerade der Mann, der den unbedingten militairischen Gehorsam als erstes Princip verfocht, dazu kommen mußte, eine so insigne Uebertretung dieses Gehorsams zu wagen. York wußte recht wohl, was er that: noch zu Ende des Decembers 1812 hatte der König ihm von „seinem und des Kaisers von Frankreich engverbundenem Interesse“ geschrieben; er sprach es auch laut aus zu seinen Offizieren in Tauroggen: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern.“ Er wagte aber das Aeußerste; an seinem Patriotismus ist nicht zu zweifeln, eben so wenig aber kann man sich bergen, daß bei diesem Charakter der Drang gedrängt habe, „die Standesehre,“ die 1806 so einen gewaltigen Stoß erhalten hatte, dadurch auf insigne Weise wieder zur Reputation zu bringen.

York, „der alte Isegrimm,“ „scharf wie gehacktes Eisen“ — wie ihn die Armee betitelte — schrieb aus Tilsit unterm 3. Januar 1813 an den König, fünf Tage nach dem Abschluß mit Diebitsch zu Tauroggen vom 30. December 1812:

„So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Kön. Maj. gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Maj. zeigen, was von diesem Alliirten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Wagschale werfen könnte,

die Staaten Ew. Maj. würden das Lösungspfand zum Frieden werden."

„Das Schicksal will es anders. Ew. Kön. Maj. Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. — Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Maj. liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiations, so Ew. Maj. Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Maj. einen kraftvollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Oestreich wird dem Wege folgen, den Ew. Maj. bahnen."

„Ew. Kön. Maj. kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Maj. wird alles neu beleben und enthusiasmiren; wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Maj.

wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen."

"Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Maj., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew Maj. mich verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten nnd ich schwöre Ew. Kön. Maj. daß ich auf dem Sandhaufen eben so ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Maj. um die Gnade, bei dem Urtheil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie

Ew. Majestät

allerunterthänigster
und getreuester Unterthan

Tilsit den 3. Januar 1813. York."

Noch war Berlin und der König in den Händen der Franzosen. Dieser war über York's Abfall nicht wenig betroffen und entrüstet. Seine ersten Worte waren: „Da möchte einen ja der Schlag treffen. — Was ist nun zu thun?" Auf Hardenberg's Vorschlag mußte York's Schritt öffentlich gemißbilligt werden und der dereinst von Napoleon pardonirte Fürst Hatzfeld nach Paris reisen, um dem Kaiser des Königs Entrüstung zu bezeigen und durch diese glänzende Sendung ganz Europa dieselben Gesinnungen zu erkennen zu geben.

Der preußische Landtag sanctionirte den Schritt York's. „Dieser Landtag, schrieb der Oberpräsident Schön aus Gumbinnen an Arndt unterm 9. März 1814, war wichtiger, als der Brand von Moskau und die sechsundzwanzig Grad Kälte. Die York'sche Convention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war: er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosackenoperation, die eben so schnell rückwärts als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach. Ferner: was auf dem Landtage beschlossen wurde, ist Regel bis an den Rhein geworden. Man wählte Dohna zum Präsidenten des Landtags und er sprach: „Bevor ich den Platz einnehme, muß ich überzeugt sein, daß jeder weiß, was wir thun. Werden unsre Wünsche nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, so verlieren wir nicht allein alles, was wir haben, sondern sind mit allen, die uns nahe stehen, vertrieben und verfolgt. Das müssen wir uns klar vorstellen!" Und nun, da die Pflicht rief, nahm er den Platz ein und: „Es lebe der König!" war die Antwort. Nachdem York als Feldherr zu dem Landtage gesprochen hatte und dieser begeistert: „Es lebe York!" rief, gebot derselbe mit aller Stärke der Stimme Stille und setzte dazu: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!"

Bereits am 22. Januar 1813 verließ der König Berlin und wandte sich nach Breslau in das treue Schlesien. Die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an seiner Seite, die höchsten

Beamten, eine Menge Generale drängten sich hier zusammen, Scharnhorst und Blücher waren da, Gneisenau ward von seinen schon seit dem Jahre 1809 nach London, Wien, Petersburg und Stockholm unternommenen Missionen zurück erwartet. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, strömten nach Breslau, alle Häuser waren angefüllt, es wimmelte auf den Straßen. Es drängten sich heranziehende Truppen, Kanonen, Munitionswagen, Ladungen von Waffen aller Art. Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles fluthete hin und her. Die Wogen einer großen Zukunft drängten sich heran, alle Gemüther waren in der höchsten Spannung. Noch aber schwebte ein geheimnißvolles, ja grauenhaftes Dunkel über dem mächtigen Gedanken, der ausgeboren werden sollte. Noch war das entscheidende Wort nicht ausgesprochen, noch hielten die Franzosen in Preußen und Polen acht Festungen mit 65,000 Mann besetzt, noch waren die Ufer der Elbe in ihren Händen, noch war der französische Gesandte Graf St. Marsan in der Umgebung des Königs in Breslau. Am 3. Febr. endlich erließ Friedrich Wilhelm einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlands zu rüsten. Es war aber auch jetzt noch nicht gesagt, daß der Krieg gegen die französischen Unterdrücker geführt werden solle, nur im Allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlands als das große Ziel bezeichnet. Aber die treuen Herzen verstanden das treue königliche Wort, jedermann wußte, daß der Rettungstag von Deutschland da war. Stef-

fens bestieg am 5. März den Katheder seines Hörsaals und rief, ohne Napoleon zu nennen, in einer seiner feurigsten Reden, die ungeheuren Eindruck machten, die Jugend zum freiwilligen Kampf auf, er erklärte seinen Entschluß, den Kampf selbst mit ihnen zu theilen.*) Breslau ward das Herz von Deutschland, ja gewissermaßen das Centrum von Europa.

Am 27. Februar hatte Hardenberg zu Kalisch den Allianzvertrag mit Rußland abgeschlossen. Am 15. März kam der Kaiser Alexander aus seinem Hauptquartier Kalisch selbst nach Breslau, feierlich eingeholt von dem König und den Prinzen des königlichen Hauses, am 17. März endlich, sechs lange und bange Wochen nach dem ersten Aufruf vom 3. Februar, ward der Krieg gegen Frankreich erklärt; es war der Tag, an dem der Mann, der den entscheidenden Anstoß zum Kriege gegeben hatte, York, mit seinem Corps in Breslau einzog. Der König erließ an demselben Tage den berühmten Aufruf: „An mein Volk" aus Hippel's, Staatsraths und Günstlings Hardenberg's, eines Verwandten des berühmten Autors in Königsberg, kräftiger Feder geflossen: er ward von allen Kanzeln verlesen.

Schon in der Nacht vom 4. zum 5. März hatten die Franzosen Berlin geräumt und sich hinter die Elbe

*) Er ging auch als Freiwilliger mit in den Krieg, versteht sich ohne große Kriegsthaten zu verrichten, was auch gar nicht seines Fachs war. In Breslau coursirte über ihn der Vers:

„Im Anfang des Treffens
Drückte sich Steffens."

zurückgezogen, unter den Mauern von Magdeburg lagerte mit 30,000 Mann der Vicekönig von Italien Eugen. Der König kam am 23. März in Potsdam wieder an, am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Berlin. Unterm 25. März erschien die berühmte Proclamation von Kalisch, worin dem deutschen Volke äußere und innere Freiheit verheißen wurde. Ende April ging der König, nachdem er nochmals in Breslau gewesen, von hier zur Armee ab, 24. April traf er mit Alexander in Dresden zusammen.

---

8. Die Befreiungskriege. Blücher.

Es ist gewissermaßen unmöglich, an die Darstellung unserer s. g. Befreiungskriege zu gehen und dabei ein Raisonnement über den Gesichtspunkt, aus dem man sie darstellt, sich aus der Hand gehen zu lassen. Und so will ich mit diesem kurzen Raisonnement über den Gesichtspunkt die nachfolgende Darstellung bestiften.

Wenn es irgend Jemand giebt, der von der Schärfe und Tiefe des bitter ernsten Hohns durchdrungen ist, der in der klaren Thatsache liegt, daß der hohe Flug der Bewegung in den s. g. Befreiungskriegen ein so niedrig kleinliches Verkommniß „im

Sande" gehabt hat, so bin ich es. Goethe sagte über die Befreiungskriege zu Luden: „Was haben wir denn erlangt? Die Freiheit nicht, nur die Befreiung und nur die Befreiung von einem fremden Joche!" Börne hat für dieses Moment den ganz adäquaten Ausdruck in der Gleichstellung der Bewegung der deutschen Völker mit der „Drehkrankheit der Schafe" gefunden. Ich kenne und würdige also die ganze spaßhafte Seite des Dings. Nichts desto weniger ist es bei einer ernsten wissenschaftlichen Darstellung Pflicht, sich in die Grundstimmung hinein zu versetzen, aus der heraus gehandelt wurde und wo diese Grundstimmung eine so über die Maßen edle und aufopfernde von Seiten des Volks und des Hofs war, ist diese Pflicht zugleich eine Erquickung. Der große Zweck, das Loskommen vom französischen Druck und vom Franzosengeist, ward erreicht; der Hof und die Hofumgebung geriethen aber durch die s. g. Befreiungskriege in ganz andere Abhängigkeiten. Das lange Zusammenleben in der intimsten Nähe mit dem Hofe des durch und durch elegant und galant durchdüftelten und mystisch-romantisch tingirten, aber unter dieser parfümirten Nebelkappe eines rêve chevalier wunderbar fein praktisch diplomatisirenden und dissimulirenden Alexander — so wie die nicht minder wunderbar imponirenden Anschauungen der ultrafashionablen Zustände am glänzendsten Hofe der Welt, dem des Prinz Regenten auf der kurzen englischen Reise nach dem ersten Pariser Frieden — endlich das acht Monate lange Treiben auf dem Congresse in

Wien, wo Metternich und Talleyrand damals ihre Glorie sehen ließen — alles das brachte den Berliner Hof in ganz neue Abhängigkeiten von fremden Einflüssen.

Was den rein diplomatischen Ausgang der heroischen Bewegung betrifft, so muß man, um gerecht zu sein, in der neueren Geschichte seit 1789 immer und immer bedenken, daß eine gewisse zwingende Nothwendigkeit in den Dingen, in den Zuständen liegt, wie dieselben durch die Demoralisation, die in alle Stände nach und nach von Hof und Adel herunter gekommen ist, sich fest gerüttelt haben: von oben zu viel Drücken, von unten zu viel Bücken. Alle unsere nationalen Bewegungen sind übrigens zeither enthusiastisch ergriffen und kleinlich ausgebeutet worden — ich erinnere nur an die Kreuzzüge, die doch zuletzt auf nichts weiter hinausgelaufen sind, als um den Rittern in Palästina wie an der Ostsee Land und Leute zu verschaffen, Land und Leute, die wie in den Deutsch-Ordens-Provinzen geschehen ist, gehörig egoistisch gedrückt worden sind von den „christlichen Glaubensrittern," bis der große Kurfürst in dem ihm zugefallnen Stücke dieser Provinzen Hülfe gab. Ich erinnere an die Reformation, die in Luther glorreich anhob und im dreißigjährigen s. g. Glaubens-Kriege, einem Kriege in der Hauptsache nur um Land und Leute für die deutschen Fürsten, schmählichen Ausgang nahm. Ich erinnere endlich an die Bewegung von 1848, wo freilich der bestimmte Enthusiasmus von allen Seiten fehlte. Zu fürchten ist, daß nach den

neuen und neuesten Freiheitskriegen die Erscheinungen sich wiederholen, wie sie in der Berserkerwuth nach dem Druck der Römer — im furore tedesco nach dem Druck der Päpste — in den Bauernkriegen und dem dreißigjährigen Kriege nach dem Druck der deutsch-christlichen Ritter und Pfaffen vorliegen. Es kommt alles darauf an, den Geist zu leiten — nicht zu dämpfen — und Preußen hat seit der glorreichen „Rebellion" im siebenjährigen Kriege immer noch in erster Linie diese Aufgabe.

Die Zeit der Rache war gekommen. Das von den Franzosen so lange brutalisirte Preußen brannte vor Begierde, das ehrlose Joch abzuwerfen. Die Saat, die Stein ausgestreut, ging auf, der Hauptenthusiasmus ging aus von den von Hardenberg neu gegründeten Universitäten. Napoleon's bewundernswürdiger geistiger Instinct hatte sehr richtig den Feind, der ihn einst tödten würde, in Stein und den Universitäten erkannt. Die Ideologen verlachte er, aber gegen den concreten Haß nahm er Maßregeln. Als nach der Schlacht bei Jena in Halle, wo damals Steffens und Schleiermacher waren, die Studenten sich auf dem Markte unbefangen zu ihm drängten, schien ihm das bedenklich. Er hob die Universität Halle auf. Er ließ aus Dessau durch Berthier schreiben: „Die Professoren haben sich nicht um die Politik zu bekümmern, sondern sie haben nur die Wissenschaften zu cultiviren." Der Enthusiasmus der Jugend, die sich zu Freiwilligen schaarte, durchdrang auch die Männer in der Armee. Sie war

durch Scharnhorst und Gneisenau trefflich organisirt. Den Befehl über die preußischen Truppen übernahmen Blücher, York und Kleist. Scharnhorst, dann Gneisenau waren die ersten in Blücher's Generalstab der schlesischen Armee. Später nach dem Waffenstillstand übernahmen auch noch Bülow und Tauentzien den Befehl über die neugebildeten Heerestheile. Vorerst standen Blücher, York und Kleist unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein. Das ganze preußische Volk, von einer erhabenen Zuversicht durchglüht, daß Gott den eisernen Kreuzen den Sieg verleihen werde, leistete dem Aufgebote des Königs freudige Folge, es rüstete sich zur Landwehr, die älteren Leute sogar, die nicht ins Feld rückten, zum Landsturm. Das ganze Volk trat wie ein einiger Mann für Rettung des Vaterlandes in die Waffen. Die Dichter Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Stägemann sangen ihre Freiheitslieder. Körner's „Lützow's wilde Jagd“ drang unwiderstehlich in die Herzen. Es wirkte jetzt das alles zusammen, was für deutsche Gesinnung, deutsche Poesie, deutsche Philosophie, deutsche Geschichte, Sprache und Alterthum die Classiker, vor allen Schiller, dann Kant, Fichte, namentlich mit seinen Reden an die deutsche Nation, Arndt, Görres, Arnim, Brentano, Hagen, die Gebrüder Grimm, der Turnmeister Jahn und so viele andere wackere Männer lange zuvor im Keime gepflegt hatten. Wo die deutschen Männer etwas Gemeinsames für das Vaterland wirkten, sind

die deutschen Frauen und Jungfrauen nie zurückgeblieben, auch sie glühten von einem schönen Enthusiasmus, auch sie thaten alles, was sie konnten, sie rührten die fleißigen Hände, sie traten zu Vereinen für Hülfe für die Kranken und Verwundeten zusammen. Unter diesen patriotischen Frauen glänzt besonders der Name Rahel Levin, spätere Varnhagen, hervor, die zu Prag mit der aufopferndsten und umsichtigsten Thätigkeit wirkte. Frauen, wie die edle Bettina von Arnim, geborne Brentano, hatten schon, als die Tyroler für ihre Freiheit kämpften, Männer, wie Goethe, angerufen, der deutschen Sache eingedenk zu sein, aber Goethe sagte noch im Frühjahr 1813 auf seiner Flucht nach Böhmen zu Theodor Körner, der das Wiener Theaterspiel verlassen hatte und todesernster freiwilliger Jäger geworden war, und zu Professor Arndt, mit denen er in Dresden zusammentraf: „Schüttelt nur Eure Ketten, der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ So tief war bei den ersten Geistern Deutschlands der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleon's eingewurzelt. Napoleon selbst glaubte noch an seinen Stern und verachtete die Deutschen, wie er immer gethan hatte. Er sagte damals zu Davoust, als ihm Rapp aus Danzig Warnungen über die bedrohliche Volksstimmung in Preußen zugehen ließ: „Pah, die Deutschen werden niemals Spanier werden.“

Spanier wurden die Deutschen nicht, aber sie wurden endlich wieder Deutsche, sie hörten auf das zu

sein, was sie so lange gewesen waren, stumme Anbeter und Nachahmer der Franzosen. Es drang endlich wieder eine selbstständige deutsche Gesinnung durch und Preußen gebührt das unsterbliche Verdienst, sie am kräftigsten und treusten gepflegt zu haben. Fichte, Stein und Blücher, Scharnhorst und Gneisenau waren echt deutsche Männer. Der einflußreichste und populairste Repräsentant der deutschen Gesinnung in dem Heere war Blücher, der alte siebzigjährige Vater Blücher, der ehemalige rothe „Husarengeneral," wie Napoleon ihn nannte, der jetzt der Marschall Vorwärts und der Hauptheld des Befreiungskrieges werden sollte.

Gebhard Leberecht von Blücher, aus einem alten pommerschen Geschlechte stammend, war im Jahre 1742 zu Rostock geboren, seine militairische Laufbahn hatte er im siebenjährigen Kriege erst bei den Schweden, dann, als er 1758 gefangen genommen worden war, unter den Preußen unter Friedrich II. genommen, sie aber 1773 wieder verlassen, weil man ihn übergangen hatte. Er heirathete eine schöne Polin, die Tochter des sächsischen Obersten von Mehling, der als Generalpächter in Polen noch von der Zeit August's II. her lebte, ward Unterpächter seines Schwiegervaters, kaufte sich von den Ersparungen ein Gut in Pommern und trieb bis zu Friedrich's des Großen Tod Landwirthschaft mit Glück. Nachdem Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen, verschaffte ihm Bischofswerder die Wiederanstellung als Major in der richtigen Altersstelle 1787. In

diesem Jahre machte er den Feldzug nach Holland und seit 1793 die Feldzüge gegen die Franzosen im Revolutionskriege mit, er stieg hier bis zum General. Nach Abschluß des Friedens von Basel eroberte er 1798, obgleich schon sechsundfunfzigjährig, unterdeß Wittwer geworden, durch seine imponirende Persönlichkeit seine zweite Frau, die Tochter des Kammerpräsidenten von Colomb in Aurich.

Die Unglücksjahre von 1806 und 1807 fanden ihn tapfer mit dem Schwert und tapfer von innerster Seele.

Zwei Briefe Blücher's von Pertz im Leben Stein's mitgetheilt, lassen am Besten die tapfere Ausdrucksweise des Generals und eine der tüchtigsten Gesinnungen des Jahrhunderts erkennen, verbunden mit einer der untüchtigsten Orthographieen desselben Jahrhunderts:

Blücher an Stein. Münster, September 1806.

Ich breche morgen mit meinem ganzen Corps auf, und marchire nach Brackell und Beverungen, kan in diesen augenblick nicht vihle brife schreiben.

Ihnen und Rüchell, schätze und libe ich gleich; was ich nun diesen augenblick an letzsten schreibe, erhallten sie in abschrifft; sagen sie mich im negsten briff, ob sie meinen briff den ich an könig geschrieben und ihnen in abschrift geschickt erhallten haben. ich schickte ihnen solchen ohngefehr unter d. 21sten July.

abschrifft am Generall v. Rüchell.

Alles mich so gütig zu gewante hat meine Sehle mit Innigsten kummer erfühlt; gott wie weit es mit

uns gekommen. auch ich bin ihrer meinung daß eine öffentliche verbindung nun nuhr erbittert. es ist noch nicht alles verlohren, da wihr wahrscheinlich den könig in unsre mitte sehen werden, er wird täglich, stündlig, andre meinungen hören, als sie ihm bis jeztst von einer boßhafften Rotte niedere Faull thiere vorgetragen worden, wird auch selbst eine andre ansicht bekommen, wenn er selbst laichter leben und entschlossen unter seine Menschen sieht; es kan ihm doch nicht entgehen welcher allgemeine haß, und verfluchung die wenigen trifft die ihm biß hehr teüschten und betrogen. aber diese verfluchte muß man wenn sie wie ich doch nicht glaube den Monarchen begleitten wollen, selbst sagen, welche gefahr sie droht, und daß ihre vernichtung jede minute entstehen kan, und entstehen wird; man muß sie dahin bringen, daß sie selbst uf ihre Rettung bedacht nehmen, und ihre entlassung als ihr rettungsmittell betrachten, an H. v. Stein schreibe ich meine meinung, daß man die majestet stets ins Auge behallte, die bösewigter aber alles schrecklige ihrer lage stündlich vor augen hallte; übrigens bin ich fest entschlossen, mit die wenigen, die sich zu solchen Ehrerbittigen aber auch festen entschlossenen Maßregelln verbunden haben, zu vereinigen mit diesen Ehdeln menschen, vor die erhalltung des Vaterlandes, Freiheit und leben zum Opffer dahr zu bringen (bis hierher eigenhändig).

(Von der Hand des Adjutanten)

Der Herr General wird so eben abgerufen — ich schreibe also seinen Brief ab: Was ich vor ungefähr

sechs Wochen am Könige eigenhändig geschrieben, habe ich dem Minister von Stein damals mitgeteilt aber keine Nachricht von Ihnen erhalten ob er mein Schreiben und das vom Könige erhalten habe. Dieser mein Brief muß Sie überzeugt haben, daß unsere Ideen, Wünsche und Ansichten ganz gleich sind.

Ich bitte mir vor Allem Nachricht zu geben was Sie thun wollen, diesem trete ich gänzlich bei.

Sollte etwas mit allgemeiner Unterschrift an S. Maj. dem Könige ergehn, so würde es gut sein, es ebenfalls vom Kuhrfürst von Hessen und Herzoge von Braunschweig mit unterschreiben zu lassen. Der Erstere glaube ich, würde wohl dazu zu bringen sein.

Vom Niederlegen des Commando im jetzigen Augenblick ist ganz gegen meine Meinung. Jetzt muß man dienen, so lange der König unser bedarf, und als diese kriegerische Krisis dauert. Ist Friede — so sticht man den Degen ein und fordert seinen Abschied.

Die Antwort von Kleist auf mein Schreiben am Könige — lege ich bei — bemerke aber, daß ich von S. Maj. selbst nichts erhalten habe, wie der Brief von Kleist versprach.

(eigenhändig) Blücher.

Blücher an Stein, Bartenstein, den .. ten April 1807.

Gestern bin ich hir angekommen, bin von meiner aufnahme zufriden, von manches andre aber nicht, in dessen finde ich unseren gemeinschaftligen Freundt

(Hardenberg) an der spitze der gescheffte, und daß macht mich muht, und gewehrt eine frohe auß sicht, der zweite unserer Freunde in Königsberg (Schön) soll morgen hir komen, diese beiden Ehdeln Patrioten, Harmonieren, ich schlisse mich an sie an, der Herr von Z...row (Zastrow) und Herr B... m (Beyme) musten absitzen, der letzste hat noch den linken Fuß im bügell aber bey gott er wird nicht wieder auf sitzen; der keißer Alexander bezeugt mich vile Gnade, beweist ein unbegräntztes zu trauen an unsern Freund H.....beg (Hardenberg), daß ist den vihle werth; ihnen mein verEhrter Freund beschwöre ich zu uns zu kommen so balld sie verlangt werden, waß gewiß geschehen wird; sind wihr durch ihnen versterckt, so sollen uns die noch übrigen an geist und leib kranken Faul tihre, keinen Schritt Terain mehr streitig machen. ins feindliche haupt quartir habe ich vor meiner auswecksselung 14 Tage zu bringen müssen; der große man (Napoleon) hat sich eine gantze stunde gantz allein mit mich unterhallten, er hatte vihl mühe mich alles verstendlig zu machen da ich der Sprache nicht megtig bin, liß sich aber nicht abhallten es mich begreifflich zu machen, daß er Fride wollte. unsre gegner habe ich auf meiner Reiße durch und durch gesehen, kein Schandrebild kan ich von ihren zu stande nicht machen, mangell ist allgemein, kranckheit, und todt sind tagesordnung bei ihnen, ich muß aber auch gestehen, daß ich hier nicht alles gläntzend finde, alles übrige wird H.....beg ihnen woll schreiben, mein Respect an dero von mich verEhrte Frau gemahlin, und so schlisse ich mit den

heißen Wunsch sie ballde ja ballde in unsrer mitte zu sehen, ich hoffe negstens wider auf der Bühne zu er scheinen, und werde meine Rolle wen nicht geschickt doch treu und Eiffrig spihlen, gott gebe daß der bekannte man in Danzig (Graf Kalkreuth, der die Stadt übergab), uns nuhr nicht einen üblen streich magt, — —

meine beiden söhne sind bei mich und Empheblen sich zu gnaden, unsren Freund Kamptz beweine ich nig, der kleine B...ck (Bincke) fühlt sich sehr unglücklig. Sp...l (Spiegel, Domdechant zu Münster) hat sich wie ein Ehren man bis auf diese stunde benomen, sonst hat sich zu Mu-ster (Münster) vill Schurkerey gezeigt, aber doch nuhr von die so wihr auch immer vor Schurken gehallten, ich lebe und sterbe als dero

treuster Freund und
Diener B.

Nach den Unglücksjahren 1806 und 1807, wo Blücher nach der Capitulation von Prenzlau gegen den nachmaligen Marschall Victor ausgewechselt worden war, ward er General-Commandant in Pommern, mußte aber Anfang 1812 abberufen werden, weil er das Schelten und Toben gegen die Franzosen nicht lassen konnte. Der König schenkte ihm damals das Gut Kunzendorf bei Neisse. Professor Arndt sah den Helden damals in Breslau und schildert ihn in seinen Memoiren also: „Trotz seines Alters trug Blücher eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine

Arme, Beine und Schenkel fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten. Auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen — um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich, der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meeresschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern (als Gouverneur zu Stargard während der französischen Occupation) befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe: Napoleon mit dem gezückten Schwerte gestoßen. — Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußern Formen mit den obern Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügespiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, hier saß etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht."

„Blücher, sagt Professor Steffens in seiner Lebensbeschreibung und er kannte den alten Helden wohl,

da er während der Zeit des Befreiungskriegs seinem Hauptquartiere folgte — Blücher war in jeder Rücksicht eine incorrecte Erscheinung und es war eben diese Incorrectheit, die seine Größe ausmachte. Blücher stellte das völlig Incommensurable des wunderbaren Kriegs dar. Der strenge Sittenrichter wird Manches an ihm zu tadeln finden und dennoch bildete eben Er den intensiven moralischen Mittelpunkt des ganzen Kriegs."

„Man kann Blücher, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegsführung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben."

„Blücher besaß eine bewundernswürdige Beredtsamkeit, Leichtigkeit der Rede, edlen, einfachen Ausdruck und große Gewandtheit. Er ließ sich in seiner Rede unbefangen gehn, und man glaubte den rohen ungebildeten Husarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Die Gestalt des greisen Helden, wie er auf die Truppen zuritt und die laute Stimme sich erhob, gab der Rede erst den rechten, gewichtigen Inhalt. Blücher war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber als solcher von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark und so konnte er fast bis zur

Verzweiflung gebracht, in kurzen Momenten Alles als verloren betrachten, aber diese Verzweiflung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzutheilen."

„Dieser Entschluß war aber Napoleon's Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinct gewordenen Ueberzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs Engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instincts."

„Eben daher bildete er den reinsten Gegensatz gegen Napoleon. Wie dieser jede Phase der Revolution berechnend benutzte, und von früher Jugend an die Umgebung und die nächsten Verhältnisse erst im engen, dann in immer weitern und weitern Kreisen zu beherrschen verstand — wie er der wilden, nach allen Richtungen sich ergießenden Ueberschwemmung der Revolution die bestimmte Richtung eines mächtigen Stroms zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigenthümlicher Nationalität aus der Geschichte zu vernichten drohte: so trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflexion hervor, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeisterung in seinem siebzigsten Jahre. Blücher schien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichterischen Umschwung zu bezeichnen, der bestimmt war, die Nichtigkeit der mächtigsten Ueberlegung und Reflexion, welche die Geschichte sah, zu verkündigen."

„Blücher's mächtige Persönlichkeit wußte die Momente einer lange erwogenen, durch die bedeutendsten Männer und durch die Gunst geschicht-

licher Ereignisse reifgewordenen That bis zu einer Begeisterung zu steigern, die sich dem ganzen Heere mittheilte. Napoleon war eine Gestalt des Entsetzens, besonders für die Großen und Mächtigen geworden. Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände sich geistig untergeordnet hatten, glaubten sie — und nicht mit Unrecht — die Axt, über die halbverweste Wurzel eines verfallenen Daseins geschwungen, zu erblicken. So lange die Revolution sich in sich selbst zu vernichten schien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die sich nicht auf das Bewußtsein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachsende Ohnmacht des Feinds gründete. Aber diese Hoffnung verschwand, als die Revolution selber eine Gestalt gewann, die als ein mahnender, verhängnißvoller Geist dem ganzen verfallenen Dasein mit Vernichtung drohte. Eine abergläubische Furcht hatte sich aller derer bemeistert, die, französisch gebildet, durch die Franzosen entwaffnet und gefesselt, ihr ganzes Dasein von der Gnade des Mannes erwarteten, der sie so innerlich wie äußerlich beherrschte. Daß in dem seit Jahrhunderten getäuschten, verführten und gedrückten Volke noch ein selbstständiges Deuschland lebe, glaubten diese Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als das Vornehmste und Geistreichste, mißlungene und ungeschickte Nachahmer des fremden Volkes zu sein. Wer im deutschen Sinne lebte, handelte, sprach, der erschien wie damals der gläubige Christ, als ein Abergläubischer, Beschränkter,

der in der herrschenden Gesellschaft nicht zu dulden war. Diese Deutschland verläugnende Gesinnung, diese innere, mit dem Feinde verbundene Knechtschaft, die seit langen Zeiten und in den verschiedensten Richtungen genährt war, konnte nicht so schnell verschwinden. Die durch sie schon Unterworfenen drängten sich um die Könige, sie konnten den Glauben nicht fassen, daß der Geist, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich stritt, sondern innerlich alle Seelen beherrschte, jemals sterben könne. Selbst als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten sie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Kriegs, selbst als die siegreichen Heere sich Paris näherten, suchten diese Knechte, in abergläubischer Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten zu gewinnen."

„Diesen Knechten gegenüber erwachte Deutschland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es sich selber treuer, als seit Jahrhunderten. Und was in so vielen Gemüthern, ihnen selbst ein Geheimniß, schlummerte, gestaltete sich zum klaren Bewußtsein, zum engen, besonnenen Bündniß. Dieses Bündniß wurde nicht überflüssig durch Preußens Bündniß mit Rußland. Der Einfluß des dunkeln Aberglaubens der höhern Stände verzögerte die Verbündung mit Oestreich, ja machte sie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edlen verbündeten deutschen Männer und waren darauf gefaßt, diesem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entschiedene Weise entgegenzutreten."

„Blücher war seit seinem kühnen Kampfe in Lübeck, während so viele Befehlshaber, von einem dunkeln

panischen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch seine wunderbar mächtige Persönlichkeit, der Mann des Volks. Eine unerklärbare, unbestimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte sich an seinen Namen. In ihm lebten die alten Erinnerungen des preußischen Heeres eben so wohl, als die flammende Begeisterung der Gegenwart. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefste Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunst des Kriegs, wohl aber durch den rücksichtslosen Muth, der, durch das erworbene militairische Geschick unterstützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als Alles gestürzt schien, war Er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heers. Um ihn versammelte sich die Armee, so wie die höchst bedeutenden Männer, die ganz in seinem Sinne thätig waren; das geheime Bündniß, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger sich gebildet hatte, gestaltete sich in dieser Vereinigung als eine persönliche Macht, die der im Verborgenen schleichenden, den Feind stärkenden Intrigue Trotz bieten konnte. Es war die Gesammtmacht des Volkes, wie sie unaufhaltsam die Vernichtung des Feindes forderte, und von keiner Uebereinkunft irgend einer Art etwas wissen wollte. Ein jeder Vorschlag, der den Napoleon als eine Macht stehen lassen wollte, äußerte sich immer leiser, furchtsamer, und wo er laut ward — er wagte sich selbst in den späteren glänzenden Momenten des Kriegs, wenn irgend eine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte,

obgleich immer scheuer hervor — wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeisterung überrannt. Das war das „Vorwärts," dessen Seele Deutschlands edelster, selbstständiger Geist war."

Blücher war mit sich, mit seinem treuen gescheiten Freunde Gneisenau und mit Gott eins. So zog er gegen den Weltfeind in den Krieg. Als man ihn nach einer gewonnenen Schlacht rühmte, rief er: „Was ist's, daß ihr rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Bereits am 29. April langte Napoleon an der Spitze seiner neugeworbenen jungen Truppen an den Ufern der Saale in Naumburg an. Er traf auf die Verbündeten unter dem Oberbefehl des Grafen Wittgenstein in der Gegend von Pegau, Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm befanden sich in der Mitte ihrer Krieger. Die erste Schlacht des neuen Feldzugs, die Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813 gewann Napoleon, indem er die Verbündeten umging und unvermuthet überfiel; aber der Sturm Blücher's auf Großgörschen und die Reiterattaque des alten Feldherrn in der Nacht auf die kaiserlichen Garden zeigten ihm, daß die Deutschen Deutsche geworden seien. Bei Napoleon dämmerte eine bange Ahnung zum erstenmale an diesem Tage, daß sein Stern untergehe, er erzwang aber den Sieg durch sein Hauptmanöver: er ließ durch seinen Artilleriegeneral Drouot achtzig Stück Kanonen auf den rechten Hauptpunkt des Schlachtfelds auffahren. In dieser ersten Schlacht ward der

edelste Mann Preußens, Scharnhorst verwundet und starb in Folge der Wunde am 28. Juni auf der Wiener Reise zu Prag. Gneisenau war sein Nachfolger als Chef im Blücherschen Generalstab. Die Verbündeten nahmen ihren ungehinderten Rückzug über die Elbe in die feste Stellung von Bautzen. Hier erfolgte die zweite Schlacht am 20. und 21. Mai. Auch diese gewann Napoleon, aber wieder nahmen die Verbündeten ihren ruhigen Rückzug nach Schlesien, hier fiel der Marschall Duroc, Napoleon's Liebling, an seiner Seite. Der Krieg war ein anderer geworden, als ihn Napoleon früher in Deutschland gefunden hatte: er machte keine Gefangenen mehr, er eroberte keine Kanonen mehr, wie früher. Sein Cabinetssecretair, Baron Fain sagt in seinem Manuscript von 1813: „Große Siege ohne Trophäen! Alle Dörfer vor uns in Brand, deren Flammen uns den Weg streitig machen! Die besten Marschälle, wie Duroc, gleichsam durch verlorne Kugeln getödtet! Welch ein Krieg! — Wir werden alle in ihm untergehen, diese Seufzer hört man von vielen, denn Frankreichs ehrne Kriegerseelen sind gerostet!"

Duroc, Napoleon's Freund und Jugendgenosse, war am 22. Abends, wo Napoleon selbst den Befehl der Avantgarde übernommen und den Nachtrab der Verbündeten angegriffen hatte, an der Seite des Kaisers getödtet worden. Napoleon ward durch diesen Tod so ergriffen, daß er keinen Befehl mehr ertheilen konnte, alles „auf morgen" verschob. Das Heer der Verbündeten hatte sich hinter die Festung Schweidnitz

gezogen seitwärts ans Riesengebirge, ohnfern der böhmischen Grenze, um mit Oestreich zu unterhandeln: der Graf Stadion befand sich als östreichischer Botschafter im Lager der Alliirten. Napoleon bot einen Waffenstillstand an, er ward am 4. Junius zu Pläswitz bei Striegau auf sechs Wochen abgeschlossen und zu Poischwitz bei Jauer bis zum 10. August verlängert, am 17. August, dem Todestage des großen Friedrich, sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen. Das bereits besetzte Breslau räumten die Franzosen.

Das Schicksal Europas ruhte jetzt in Oestreichs Händen. Napoleon war des östreichischen Kaisers Schwiegersohn, er bot Oestreich Schlesien und Illyrien an, Rußland sollte ganz Polen erhalten, der Rheinbund sollte bis zur Oder ausgedehnt werden, Preußen, das verhaßte Preußen nur, sollte aufgeopfert werden; Napoleon hatte das ausdrücklich bereits zu Anfang April dem östreichischen Cabinette eröffnen lassen. Oestreich aber entschied sich anders, es ließ die Eifersucht auf Preußen fallen, es entschied sich für die Sache Deutschlands. Der Friedenscongreß versammelte sich zu Prag unter Oestreichs Vermittlung; Napoleon wartete die Entscheidung in seinem Hauptquartiere zu Dresden ungeduldig ab. Endlich am 15. August kehrte sein Botschafter, der Graf von Narbonne, aus Prag zurück. Napoleon beredete mit ihm und seinem Minister des Aeußern die Bedingungen, die Oestreich stellte. Es verlangte die Aufgabe Polens, das wieder unter die drei nordischen Mächte getheilt werden sollte und die Freilassung Deutschlands mit dem Rhein als

Grenze. Oestreich erklärte später in seinem Kriegsmanifeste ausdrücklich: „Der Kaiser hielt die Wiederherstellung der preußischen Macht für den ersten Schritt zur Wiederherstellung des politischen Systems von Europa; die Gefahr in der sie jetzt schwebte, sah er ganz wie seine eigne an.“ Man sah Napoleon mit seinen beiden Ministern mit großen Schritten auf dem Rasen vor dem Marcolinischen Palais, in dem er damals wohnte, auf und nieder gehen, ihn selbst nachdenklich mit auf den Rücken gelegten Händen in der Mitte der beiden Minister. Plötzlich blieb er stehen und machte eine Bewegung mit der Hand, als stieße er die angebotenen Friedensvorschläge von sich. Er ging dann mit funkelnden Augen durch den Saal der Marschälle, stieg in den Wagen und fuhr in die Lausitz nach Schlesien zu.

Der Zutritt Oestreichs zu den Verbündeten verstärkte ihre Macht um 200,000 Mann. Der Kaiser Franz hatte schon zu Anfang Juni Wien verlassen und sich, um den Alliirten nahe zu sein, nach Gitschin, der ehemaligen Residenz Wallenstein's, in Böhmen begeben. Das Hauptquartier Alexander's war auf dem Stolberg'schen Schlosse Peterswaldau bei Reichenbach in Schlesien, das Friedrich Wilhelm's in Neudorf. Der östreichische Feldmarschall Fürst Carl von Schwarzenberg übernahm den Oberbefehl über sämmtliche Bundestruppen. Sie theilten sich in drei Armeecorps. Fürst Schwarzenberg übernahm den Befehl der Hauptarmee des böhmischen Heers von 237,000 Mann. Es waren meist Oestreicher, die Corps von Liechtenstein, Colloredo, Klenau, Bi-

anchi, Langenau, Radeczky, Hardegg, Mesko. Dazu kamen noch 80,000 Preußen und Russen, die preußischen Corps von Kleist, Ziethen und Prinz August von Preußen und die russischen von Wittgenstein, Barclay de Tolly, Miloradowitsch, Ostermann, Jermoloff und Knorring, nebst den russischen Garden unter dem Großfürsten Constantin. Außerdem arbeiteten noch im Hauptquartier Schwarzenberg's, dem die drei Monarchen folgten, Moreau, Jomini, Wolkonsky, Neworowsky, Toll, Lanskoy, der russische Staatssecretair Nesselrode und der englische Gesandte Cathcart. Das Commando der zweiten schlesischen Armee kam an Blücher, sie bestand aus 95,000 Mann, dem preußischen Corps von York und dem russischen unter Sacken, Langeron und St. Priest. Die dritte, die Nordarmee endlich, 150,000 Mann befehligte der Kronprinz Bernadotte von Schweden. Hierzu gehörten 24,000 Schweden, die preußischen Armeecorps von Bülow und Tauentzien, das russische von Winzingerode und das des hannöverischen Generals Grafen Wallmoden, der 25,000 Mann Hannoveranern, Engländer, Mecklenburger und Russen, die russisch-deutsche Legion und das Lützow'sche Freicorps unter sich hatte. Der Operationsplan, am 12. Juli bereits zu Trachenberg in Schlesien entworfen, ging dahin: Napoleon, sobald er gegen eines der drei verbündeten Heere vorbreche, mit den beiden andern in die Flanke und in den Rücken zu fallen.

Norddeutschland war während der Tage des Augusts 1813, wo der Krieg wieder losbrach, durch

wochenlange Regen und Stürme, wie dereinst zur Zeit der Römerschlacht im Teutoberger Walde heimgesucht. Wie in Rußland durch das Eis und den Schnee, so litten die Franzosen durch den Regen, sie blieben im feuchten Boden stecken oder ertranken in den angeschwollenen Flüssen. Die Gewehre gingen in der Nässe nicht los, die Schlachten mußten mit dem Bajonnette und mit der Kolbe ausgefochten werden.

Napoleon war nach Schlesien aufgebrochen, er wollte Blücher'n mit der schlesischen Armee zuerst in einer Hauptschlacht vernichten. Dem Plane gemäß wich aber Blücher dieser aus, er zog sich, als er nach mehreren Gefechten vom 18. bis 23. August merkte, daß die französische Hauptschlacht ihm gegenüberstehe, aus seiner Stellung bei Löwenberg am Bober hinter Jauer zurück. Unterdessen brach das Schwarzenbergische böhmische Heer über das Erzgebirge nach Sachsen herein und auf Dresden los, Napoleon mußte von Blücher ablassen und am 23. August nach der Elbe zurückgehn, er ließ Macdonald mit 80,000 Mann in Schlesien zurück. Sobald Blücher Kunde von dieser Veränderung erhielt, ging er wieder vorwärts. Macdonald setzte über die Pässe der Katzbach, in der Nähe von Jauer; man ließ ihn ruhig hinüber, um ihn in eben diese Pässe, wenn man ihn geschlagen, zurückzuwerfen. Als Macdonald seinen Uebergang bewerkstelligt hatte, rief Blücher: „Nun habe ich genug Franzosen herüber, nun Kinder, frisch vorwärts!“ Es war am 26. August, Nachmittags 2 Uhr. Ein furchtbares Regenwetter brauste, der Erdboden war mit Schlamm bedeckt oder von den Fluthen weggeschwemmt, die Flüsse

und Bäche tosten schäumend von den Bergen herab, die ganze Gegend war wie mit einen düstern Schleier eingehüllt. In diesem Wetter entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Blücher selbst, den richtigen Augenblick erfassend, zog seinen Degen und führte seine Schaaren zu einem Reiterangriff in Macdonald's Flanke. Dieser Angriff entschied die Schlacht, der Marschall ward von den steilen Ufern herab in die übergetretenen Wasser der Katzbach und der Neisse, über die die Brücken fortgeschwemmt waren, gesprengt, das ganze französische Corps löste sich in wilder Flucht auf; ein Quarée der französischen Grenadiere ward von den Preußen mit der Kolbe förmlich erschlagen, es deckte zur Pyramide verwandelt den Boden. Blücher erbeutete 103 Kanonen und machte 18,000 Gefangene. Macdonald mußte dem Kaiser berichten: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus!" Von dieser Schlacht an der Katzbach an hieß Blücher „der Marschall Vorwärts": er ward zum Feldmarschall von dem König ernannt und später von der Stätte dieses ersten wichtigen Siegs zum Fürsten von Wahlstadt. Die Russen aber nannten Blücher den kleinen Suwarow. Mit der Schlacht an der Katzbach ward Schlesien befreit.

Während hier in Schlesien einer der französischen Generale durch die preußischen Waffen der schlesischen Armee besiegt ward, ward auch ein anderer von der Nordarmee geschlagen. Der Marschall Oudinot hatte von Napoleon den Befehl erhalten, mit 80,000 Mann nach Berlin zu ziehen und es wegzunehmen. Am

23. August traf ihn Friedrich von Bülow, der Bruder des genialen unglücklichen Dietrich Bülow bei Groß-Beeren, ganz in der Nähe, nur zwei Meilen südlich von Berlin. Im Regen gingen auch hier die Gewehre nicht los, die brandenburgische und pommersche Landwehr schlug mit der Kolbe darein. Das Dorf ward von Bülow genommen, die Franzosen mußten fliehen, draußen zerstreute sich alles in Busch und Sumpf und in die düstere Heide. Bülow erbeutete sechsundzwanzig Kanonen und machte mehrere Tausend Gefangene. Oudinot ging über die Elbe nach Torgau zurück, Berlin war gerettet.

Nicht so glücklich, als die preußischen Waffen bei Groß-Beeren und an der Katzbach, war das böhmische Heer unter Schwarzenberg, das am 25. August Abends mit dem Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm vor Dresden eintraf. Napoleon war am 26. aus Schlesien wieder angekommen, früh neun Uhr war er in Dresden. Nachmittag vier Uhr begann die Schlacht gleichzeitig mit der an der Katzbach. Die Verbündeten standen in einem großen Halbkreis, den vor Dresden die Elbe von Blasewitz bis Priesnitz macht. Der Mittelpunkt ihrer Stellung waren die Höhen von Räcknitz: rechts davon bis Blasewitz standen die Russen und Preußen; links davon bis Priesnitz die Oestreicher. Kaiser Alexander's und Schwarzenberg's Hauptquartier war in Nöthnitz, das Friedrich Wilhelm's in Lockwitz. Sechs große Angriffszüge von 300 Kanonen begleitet, rückten auf die befestigte Stadt los, um die vor den Schlägen aufgeführten französischen

Redouten zu beschießen und zu erstürmen. Der Hauptkampf war zwischen dem großen und Moszinskyschen Garten; ein Bataillon Oestreicher unter Colloredo eroberte die Redoute vor dem letzteren Garten; die Preußen unter Kleist rückten bis zum Dohnaischen Schlage, aber die junge und endlich die alte Garde Napoleon's warfen Preußen wie Oestreicher zurück, die Verbündeten mußten auf allen Punkten wieder in ihre Stellungen auf den Anhöhen weichen. Der Hauptverlust traf die Alliirten am folgenden Tage, Murat umging sie auf der Straße nach Freiberg und nahm ihren äußersten linken Flügel, 12,000 M. Oestreicher mit ihrem General Mesko gefangen. An demselben Tage, den 27. um Mittag, fiel Moreau an der Seite Alexander's auf dem Hügel bei Räcknitz. Schwarzenberg mußte über die Gebirgsstraßen das Heer nach Böhmen zurückführen, sein Nachtquartier war am Schlachtabend mit dem Kaiser Alexander im Dorfe Reichstedt bei Dippoldiswalde, in diesem Städtchen übernachtete der König von Preußen. Das Heer nahm den Rückzug unter großen Gefahren und nur zwei Glücksfälle rettete es vor der völligen Vernichtung. Der eine war die glückliche Besiegung Vandamme's im Treffen bei Kulm am 30. August durch Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Kleist von Nollendorf, der den bei Magdeburg geschändeten Namen Kleist wieder zu Ruhm und Ehren brachte. Vandamme hatte schon am Tage vor der Dresdner Schlacht mit der Hinweisung darauf, den Marschallsstab sich zu verdienen, den Befehl erhalten, mit 30,000 Mann auf der

Pirnaischen Straße über Berggießübel, Peterswalde und die Nollendorfer Höhe vorzugehen, um Schwarzenberg den Weg nach Böhmen zu verlegen. Er trieb den äußersten rechten Flügel der Verbündeten unter dem russischen Grafen Ostermann vor sich her. Sein Hauptquartier war am zweiten Tage der Dresdner Schlacht auf dem Schlosse Sonnenstein bei Pirna. Im Eingang des Töplitzer Thales nahm Ostermann am 29. August mit seinen russischen Garden bei Kulm eine feste Stellung und er hielt hier, wie ein zweiter Leonidas, Vandamme den ganzen Tag auf. Von der Behauptung dieses Punktes hing das Heil der verbündeten Heere, der Erfolg des Feldzugs und das Bestehen des großen Völkerbunds ab. Schwarzenberg war noch in Altenberg mit Alexander, Friedrich Wilhelm, bei dem Hardenberg war, hatte sein Hauptquartier mit Kaiser Franz und Metternich in Töplitz. Während Franz nach Laun zurückging, begab sich der König von Preußen selbst nach dem Schlachtfeld, den Muth der Truppen in dem kritischen Momente, wo alles auf dem Spiele stand, befeuernd. Vandamme stand auf den Höhen von Kulm und Arbesau, der steile Geiersberg schützte seine rechte Flanke. Vom Geiersberg und von der Nollendorfer Gebirgsstraße herab erwartete er die Hülfe des Kaisers, der mit gesammter Heeresmacht das Bundesheer verfolgte. Um Mittag des 30. Augusts erschien aber, mitten im Gefecht Vandamme's mit dem von Schwarzenberg mit dem Oberbefehl betrauten Barclay de Tolly, Kleist in Vandamme's Rücken. Er war von Fürstenwalde oberhalb des Geiersbergs

über Streckenwalde quer übers Gebirg auf Rollendorf gegangen. Oberst Carl Wilhelm Georg Grolmann, jetzt Chef des Generalstabs Kleist's, hatte sich durch genaues Studium der Feldzüge des siebenjährigen Kriegs diese bei der Gefangennehmung des Finkschen Corps bei Maxen wichtig gewordene Straße eingeprägt, die Erinnerung daran tauchte im glücklichen Momente empor. Von drei Seiten, den Preußen, Oestreichern und Russen gefaßt, mußte nun Vandamme mit 8—10,000 Mann und einundachtzig Kanonen sich ergeben. Der zweite Glücksfall, der die Verbündeten auf dem gefährlichen Gebirgsrückzuge rettete — die Verwirrung war schon so groß, daß drei Tage die Lebensmittel ausgegangen und 112 preußische Kanonen ohne Bespannung auf dem Gebirge stehen geblieben waren — war die plötzliche Abspannung, die Napoleon traf und ihn in der Verfolgung mit gesammter Macht, die Vandamme mit Recht erwarten mußte, aufhielt. Seine Absicht war die Zurückziehenden gänzlich abzuschneiden. Er zog deshalb am 28. August am Tage nach der Schlacht die Pirnaische Straße. Da auf einmal gegen Abend in Berggieshübel, man sagt in Folge der hier ihm zugekommenen Depesche Macdonald's von der Schlacht an der Katzbach, die mit den Worten anfing: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus" überfiel ihn ein Erbrechen und ein plötzlicher Wahn vergiftet zu sein. Er verlor acht kostbare Stunden in einem elenden Waldwirthhause an der Straße, wo er im heftigsten Schweiße liegend, durchaus unzugänglich war. Er kehrte sodann nach Dresden zurück, die

schon von Dresden nach Böhmen ausgerückten Garden erhielten Gegenbefehl. Die weitere Verfolgung ward Murat und den Marschällen Marmont, St. Cyr und Victor überlassen. Diese Marschälle bewiesen bei weitem weniger Nachdruck dabei, als Vandamme und so ward dieser, allein vorgeschoben, Preis gegeben. Hätten die Garden Napoleons, die von Dresden über Nollendorf Vandamme nachgesandt worden waren, keinen Gegenbefehl erhalten, so hätten dieselben Kleist auf den Höhen von Nollendorf getroffen. Solche plötzliche Abwechselungen der gänzlichen Abspannung mit der vorhergehenden höchsten Spannung waren Napoleon schon früher zugestoßen; sie hatten ihn verhindert, bei Wagram die Oestreicher völlig zu vernichten, wie Wrede ihm angedeutet hatte und eben so an der Moskwa die Russen, wie Ney rieth. Eine solche Abspannung ging auch später dem entscheidensten Augenblicke seines Lebens, der Abdankung in Fontainebleau, voraus, wo er Alles verloren gab, während er sich noch hinter die Loire zurückziehen konnte.

Die Gefangennehmung Vandamme's war besonders durch den moralischen Eindruck wichtig, den sie unmittelbar nach der verlorenen Dresdner Schlacht auf die Armee und die öffentliche Meinung in Deutschland machte. Zwei andere günstige Ereignisse, die die Sache der Verbündeten hoben, waren — wieder durch preußische Waffen — die Siege bei Dennewitz ohnfern Jüterbock 6. Septbr. durch Bülow, der seitdem von Dennewitz hieß, gegen Ney und bei Wartenburg zwischen Wittenberg und Torgau 3. Oct. durch York, der seitdem von Wartenburg hieß, gegen Bertrand.

Bülow erfocht den Sieg bei Dennewitz gegen Ney, der den Plan, Berlin zu nehmen, welcher Oudinot mißlungen war, wieder aufnehmen sollte, mit nur 40,000 gegen 80,000. Er nahm achtzig Kanonen und machte mehrere tausend Gefangene. Der Sieg bei Wartenburg war der Ehrentag der schlesischen Landwehr. Die Folge desselben und des bewundernswürdigen Elbübergangs Blücher's bei Wartenburg am 3. October nach dem Eilmarsche von Bautzen her, womit er Napoleon sehr unangenehm überraschte, war die Vereinigung des schlesischen Heers mit dem Nordheer, dessen Führer, der schwedische Kronprinz, bisher den Krieg sehr lau geführt hatte und der nun genöthigt war, Ehren halber am zu gehen. Die Vereinigung beider Heere erfolgte in 4. October bei Acken und bei Dessau Elbe über die Düben mitternächtlich von Leipzig.

Diese Bewegung Blücher's brachte die Entscheidung, mit welcher Schwarzenberg eben so wie Napoleon zurückhielt. Raumer erzählt in seinen Erinnerungen, ohne es zu verbürgen, daß der König von Preußen an Gneisenau von Töplitz aus nach Bautzen dreimal Befehl geschickt habe, links zu marschiren, um sich mit der großen böhmischen Armee zu vereinigen. Gneisenau soll das drittemal zurückgeschrieben haben: „Ew. Maj., mein Kopf steht zu ihrem Befehl, aber wir kommen nicht." — Blücher marschirte statt links rechts. Ganz dasselbe wiederholte sich noch einmal im Februar 1814 in Frankreich.

Schwarzenberg brach mit der böhmischen Armee übers Erzgebirge, Dresden rechts lassend, in der Rich-

tung auf Leipzig herein, sein Hauptquartier war zu Marienberg am 5. October. Napoleon aber mußte Dresden und die Elbe verlassen, um nicht in seinem Rücken von Frankreich abgeschnitten zu werden. Er war, immer im Gefolge seiner 58,000 Mann starken Garden, zehnmal und immer ohne Erfolg aus Dresden, dem Centrum seiner Stellung, herausgebrochen: östlich nach Breslau und Schlesien gegen den alten Blücher, nördlich gegen den Kronprinzen nach Berlin und den Marken und südlich gegen die große Armee von Schwarzenberg in Böhmen. Funfzig Tage hatten diese steten Hin- und Hermärsche gedauert. Wie in Moskau verweilte er auch zu lange in Dresden. Seine Zufuhr war ihm schon abgeschnitten, viele Mannschaft gefangen oder getödtet worden, alle Wege waren unsicher, das Lützow'sche Freicorps fing seine Couriere auf und man erfuhr aus den Briefen die mißliche Stimmung in seinem Heere. Nach einer aufgefangenen Liste waren von 350,000 Mann nur noch 208,000 übrig. Zu dem allen kam noch der drohende Abfall der Baiern unter Wrede. Er konnte nun nicht länger in Dresden bleiben. Am 7. October verließ Napoleon Dresden in Begleitung des Königs von Sachsen, St. Cyr mit 30,000 Mann blieb, weil er, wie immer, Alles erhalten wollte, als Besatzung zurück. Zum Gouverneur von Torgau ernannte Napoleon den Diplomat Narbonne. „Hierin, schrieb Gentz an Rahel, wittern seine eignen Leute, wie aus einem aufgefangenen Briefe hervorgeht, Wahnsinn. Die Franzosen sind sehr herunter, moralisch und physisch;

Napoleon selbst aber immer problematischer. Metternich (der, als Gentz schrieb, mit ihm in Prag war) bleibt dabei, daß man sein heutiges Benehmen eben so wenig erklären kann, als warum zuweilen eine hübsche Frau einen häßlichen Kerl liebt, daß es umsonst ist, darüber viel zu spintisiren. Es ist so. Gott hat ihn geschlagen. Er soll zu Grunde gehen. Metternich ist äußerst heiter und muthig. Er geht nicht mehr nach Töplitz, indem der Kaiser sich morgen früh (7. October) mit Sack und Pack nach Kommotau begiebt. Das Töplitzer Stück ist ausgespielt. Eine neue Scene beginnt. — Man fängt sehr stark an zu glauben, daß Napoleon ohne ein Wunder seine Person nicht mehr retten kann. Klar ist, daß das Wasser ihm an die Seele geht; denn zwischen dem 8. u. 9. Oct. sollen die Vorposten der drei großen Armeen in Leipzig zusammentreffen, und dazwischen haben die Partisane alle Straßen, Flüsse, Brücken 2c. besetzt."

Napoleon zog jetzt auf Düben, er hoffte hier Blücher zu treffen, er wollte ihn vernichten. Aber als er am 10. Octobe in Düben eintraf, erfuhr er, Blücher sei bereits über die Saale gegangen. Mißmuthig mußte Napoleon vier langweilige Tage in dem kleinen Städtchen zubringen, bis seine Armeen in Leipzig, wohin er nun ziehen mußte, sich gesammelt hatten. Man hat ihn in diesen Tagen vor einem großen Tische sitzend und tief in Gedanken versunken, geschäftslos große Fracturbuchstaben malend gesehen. Am 14. Oct. Mittags war er in Leipzig, am 15. ordnete er die Schlachtordnung an. Sein Heer, 180,000 Mann

stark, war rund um die Stadt aufgestellt in einer Entfernung von 1½ Stunden, allein das Corps Bertrand's stand bei Lindenau, nur eine halbe Stunde von Leipzig. Der Kern der Franzosen befand sich süd-östlich von der Stadt, dem heranziehenden Heere Schwarzenberg's entgegen, zu Wachau. Napoleon's Hauptquartier war am 15. zu Reudnitz auf der Straße nach Dresden in dem Landhause des Kaufmann Vetter.

Schwarzenberg war über Marienberg, Chemnitz und Borna herangekommen. Am 14. erfolgte auf der hohen Ebene zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit Murat's Schaaren eins der glänzendsten und größten Reitergefechte, die die Geschichte jemals aufzählt. Am 15. empfing Napoleon die Nachricht von der Vereinigung der Baiern mit Oestreich in Folge des Rieder Vertrags vom 8. October. An demselben 15. Abends acht Uhr ließ Schwarzenberg drei große weiße Racketen in den dunkeln Himmel aufsteigen, um an der andern Seite von Leipzig dem schlesischen Heere Blücher's das verabredete Zeichen zu geben. Blücher meldete sich, als bei Skeuditz eingetroffen, durch vier rothe Racketen, die gegenüber im Norden aufstiegen. Dagegen fehlten noch in der Schlachtlinie der Verbündeten der Kronprinz von Schweden, der noch nordwärts von Leipzig am 14. bei Köthen stand — von Morgen her das russische Armeecorps Bennigsen's — und von Mittag her das östreichische Hieronymus Colloredo's, die beide aus Böhmen nachgerückt waren. Sie trafen erst am 17. Abends auf dem Schlachtfelde

ein. Die Gesammtmacht der Alliirten betrug über 300,000 Mann. Schwarzenberg drang darauf, immer doppelt so stark als Napoleon zu sein, er meinte, Napoleon allein ist 100,000 Mann.

Der Morgen des 16. Octobers, der Morgen des ersten Tags der dreitägigen Entscheidungs- und Befreiungsschlacht brach an; er war düster und ein eisiger Octobernebel bedeckte die Gegend. Bald nach neun Uhr gaben drei Kanonenschüsse das Zeichen, da theilten sich die Wolken, der Himmel wurde und blieb den ganzen Tag über heiter. Der Geschützesdonner erhob sich: 800—1000 Kanonen der Alliirten brüllten gegen 600 der Franzosen. Die Erde erbebte davon im wörtlichen Sinne, in Leipzig klirrten davon fortwährend die Fenster. Die ältesten Soldaten versicherten ein solches entsetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Napoleon befand sich hinter Wachau, dem Centrum seiner Stellung, nördlich von diesem Dorfe in der Allee stand sein roth saffianener Feldsessel und war sein mit Landkarten belegter Feldtisch aufgeschlagen; Schwarzenberg leitete die Schlacht von dem Kirchthurme zu Gautsch; Alexander und Friedrich Wilhelm befanden sich auf dem Hügel hinter Güldengossa. An diesem Tage waren eigentlich zwei Schlachten: die Schlacht bei Wachau zwischen Schwarzenberg und Napoleon und die Schlacht bei Möckern zwischen Blücher und Marmont, jene im Süden, diese im Norden von Leipzig; den Raum zwischen Schwarzenberg und Blücher, die Stellung im Osten der Stadt, sollten die noch nicht eingetroffenen

Corps des Kronprinzen von Schweden und Bennigsen's einnehmen. Schwarzenberg ließ das Centrum Napoleon's in Wachau durch den Prinzen Eugen von Würtemberg angreifen, sein rechter Flügel unter Klenau bemächtigte sich des Kolmbergs bei Liebertwolkwitz und der linke Flügel unter Kleist nahm Markleeberg. Die französische Schlachtlinie wich zurück, selbst Napoleon mußte mit den Garden nach der Schäferei von Meusdorf zurückgehen. Aber um Mittag ordnete er einen furchtbaren Angriff, indem er rechts und links von Wachau aus dem Kerne seines Fußvolks, seiner Reiterei und seiner Geschütze zwei starke Schlachtkeile bilden ließ, die so unwiderstehlich vorrückten, daß die Mitte der Schlachtlinie Schwarzenberg's hinter die beiden Flügel geworfen und von ihnen beinahe abgeschnitten wurde. Nachmittags drei Uhr sandte Napoleon schon die Siegesbotschaft nach Leipzig an den König von Sachsen, er schrieb ihm: „on se cassera le nez;“ er ließ in Leipzig und allen umliegenden Dörfern alle Glocken läuten und rief fröhlich aus: „le monde tourne encore pour nous!“ Indeß gelang es Schwarzenberg, die Gefahr abzuwenden, indem er die östreichische Reserve unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg gegen den rechten Schlachtkeil Napoleon's vorrücken ließ und dadurch die Verbindung seines Centrums mit dem linken Flügel wieder herstellte. Den linken Schlachtkeil der Franzosen, den 150 zusammengebrachte Kanonen unterstützten, unter dem Artilleriegeneral Drouot, warf Schwarzenberg selbst aus dem schon halb eroberten Dorfe

Güldengossa heraus. Hier hatten die französischen Kuirassiere unter Murat bereits eine Batterie von sechsundzwanzig Stücken genommen, nur noch einige hundert Schritte waren sie von dem Hügel entfernt, wo Alexander und Friedrich Wilhelm die Schlacht überblickten, nur der sumpfige Bach von Güldengossa lag noch dazwischen; da stellte sich Schwarzenberg, selbst den Degen ziehend, an die Spitze der Donschen Leibgarde-Kosacken Alexander's, die Franzosen wurden geworfen, die Geschütze bis auf zwei wieder erobert. Ein zweiter Angriff Murat's auf Güldengossa Abends fünf Uhr wurde ebenfalls zurückgeschlagen. Abends sieben Uhr standen die beiden Armeen fast in denselben Stellungen, wie sie am Morgen gestanden hatten. Der Vortheil des Tags war aber entscheidend für Napoleon, er hatte sich gegen den Angriff Schwarzenberg's behauptet. Eben so glücklich, wie Napoleon selbst, waren rechts neben ihm Poniatowsky in Dölitz und Bertrand in Lindenau gewesen. Poniatowsky nahm in Dölitz den östreichischen General Meerveldt gefangen, Bertrand schlug den östreichischen General Giulay von Lindenau zurück. Meerveldt hatte Poniatowsky von der Pleisse nach Leipzig zurückwerfen, Giulay die Hand reichen und so Napoleon von seinem Rückzuge nach der Saale abschneiden sollen. Poniatowsky ward zur Ehre dieses Tages von Napoleon zum Marschall erhoben: es war der letzte Marschall des Grand Empire.

Während im Süden und Westen von Leipzig von den Oestreichern bei Lindenau und Dölitz unglücklich,

bei Wachau ohne Erfolg gekämpft wurde, erfochten dagegen die Preußen unter Blücher im Norden der Stadt bei Möckern einen desto glänzenderen Sieg. Blücher kam mit dem preußischen Corps York und den russischen Corps Langeron und Sacken von Halle und war bald nach Mittag zur Stelle. Gerade als Napoleon in Leipzig die Glocken läuten ließ, ward der Marschall Marmont aus Möckern geworfen. Zwar war der Kampf ungemein blutig, dreimal ward das brennende Dorf, wo funfzig französische Kanonen aufgestellt waren, von York im Sturme genommen und dreimal wieder verloren, endlich gelang es der letzten Reservebrigade Horn, die Batterien links vom Dorfe in der Waldgegend nach Eutritsch mit dem Bajonnette zu nehmen; einige Pulverwagen der Franzosen flogen auf und vermehrten die Verwirrung derselben; noch widerstanden die Bataillone der Garde-Mariniers, da kamen die brandenburgischen Husaren in ihren Rücken und vernichteten sie. Die Franzosen wurden über die Parthe geworfen, bis dicht an Leipzig herangedrängt, vierundsechzig Kanonen erobert. An diesem Tage legitimirte sich York zu dem mit einer ungeheuern Verantwortlichkeit begleitet gewesenen grimmig ernsten Schritte der Convention von Tauroggen: York's Sieg bei Möckern war entscheidend für die ganze Leipziger Schlacht. Blücher's Nachtquartier war am Abend zu Groß-Wideritzsch, das Marmont's zu Schönfeld. Napoleon brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu: in einem der ausgetrockneten Teiche bei Meusdorf ohnfern Wachau in seinem blau aus-

geschlagenen Zelte. Er empfing hier den General Meerveldt und ernannte Poniatowsky zum Marschall. Alexander brachte die Nacht mit Schwarzenberg in Rötha, Friedrich Wilhelm in Borna zu.

Der 17. October war ein Sonntag. An demselben that Napoleon unbegreiflicher Weise nichts. Er ließ die Verstärkungen der Verbündeten eintreffen. Er schickte den gefangenen General Meerveldt an seinen Schwiegervater Kaiser Franz, um mit ihm zu unterhandeln. Dieser General hatte schon dreimal sich als Unterhändler bewährt: er hatte den Waffenstillstand von Leoben ausgewirkt, den darauf abgeschlossenen Frieden von Campo Formio nach Wien gebracht und endlich in der Nacht von Austerlitz das mit Bleistift geschriebene Zettelchen mit den ersten Waffenstillstandsanträgen des östreichischen und russischen Kaisers Napoleon eingehändigt. Kaiser Franz aber ging diesmal nicht auf die durch Meerveldt überbrachten Friedensvorschläge ein.

Am 18. October war der große Kreis um Napoleon geschlossen, der ihm nur einen schmalen Weg zum Rückzuge nach der Saale über Weißenfels beließ. Mit Blücher hatte sich der Kronprinz von Schweden vereinigt, der am 17. Abends zu Breitenfeld eingetroffen war. Zwischen diesem vereinigten schlesischen und Nordheer im Norden der Stadt und der böhmischen Armee Schwarzenberg's im Süden, war Bennigsen im Morgen der Stadt in Naunhof eingerückt und verband nun diese beiden Armeen. Von allen diesen drei Seiten, von Mitternacht über die

Parthe herüber gegen Ney und Marmont, von Morgen über Holzhausen gegen Macdonald und von Süden gegen Napoleon selbst geschah der Angriff. Napoleon hatte seine Linien von Wachau und Liebertwolkwitz nach Probstheyde zurückgezogen und dieses Dorf zum Mittelpunkt seiner Stellung gemacht. Hier standen 20,000 Mann Garden und Murat befehligte hier. Der rechte Flügel unter Poniatowsky lehnte sich noch immer an die Pleisse. Napoleon selbst hielt zwischen Poniatowsky und Probstheyde auf der Straße dahin auf einem Hügel bei der durchschossenen Quandt'schen holländischen Tabaksmühle ohnfern vom Thonberg vor dem Grimmaischen Thore. Seit zwei Uhr Nachts war er vor den Teichen von Meusdorf zu Pferde gestiegen, hatte das Schlachtfeld durchritten, in Reudnitz den Marschall Ney, in Lindenau Bertrand besucht. Gegen acht Uhr war er wieder in Stötteritz und nahm in einem der dortigen Landhäuser das Frühstück. Schlag acht Uhr begann die Schlacht. Die Nacht war dunkel und regnicht gewesen, der Tag ward heiter und sonnenbeglänzt. Auf dem linken Flügel der Verbündeten eroberte der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Poniatowsky das Dorf Dölitz, das am 16. nicht hatte erobert werden können. Der Hauptkampf war im Centrum der französischen Stellung in Probstheyde. Auf der Erhaltung dieses Dorfs beruhte Napoleon's Rettung. Wittgenstein und Kleist marschirten gegen diesen Schlüssel der französischen Stellung, der mit vielen Schanzen gedeckt war. Nachmittags zwei Uhr drangen die Preußen

unter Prinz August und Pirch ein, aber sie konnten sich nicht behaupten. Napoleon sprengte im Galopp herbei und ließ wieder 150 Kanonen auffühਰen. Das Blutbad war hier so entsetzlich, daß die Truppen der Verbündeten nicht mehr über die Todtenhaufen hinwegsteigen konnten. Die halbe preußische Garde fand hier ihr Grab. Die drei Monarchen, die in der Nähe auf dem s. g. Monarchenhügel bei Meusdorf links von der Straße von Borna nach Leipzig hielten, wo Schwarzenberg die Schlacht lenkte, gaben Nachmittags 4½ Uhr selbst den Befehl, das Stürmen des Dorfs aufhören zu lassen. Von allen Punkten des Schlachtfelds, ausgenommen Probstheyde, waren Siegesnachrichten zu Schwarzenberg eingelaufen.

Rechts von Schwarzenberg im Morgen der Stadt, stand Bennigsen mit seinen Russen, dem östreichischen Corps Klenau und dem preußischen Corps Ziethen gegen Macdonald. Die Oestreicher und Russen eroberten Holzhausen, die Preußen Zuckelhausen, der Marschall Macdonald ward nach Stötteritz in der Nähe von Probstheyde gedrängt.

Am glücklichsten wieder focht das schlesische Heer unter Blücher, vereinigt mit dem Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden. Beide Feldherren hatten zeither wegen den Operationen Zerwürfnisse mit einander gehabt, sich aber am Morgen zu Breitenfeld in des Kronprinzen Hauptquartier gesprochen. Dieser wollte seine Schweden schonen, weil er sie zum Kriege gegen das mit Frankreich verbündete Dänemark brauchte, dem er Norwegen abgewinnen wollte. Er verlangte

30,000 Mann von Blücher, um an der Schlacht Theil zu nehmen und Ney herzhaft anzugreifen. Blücher willigte ein, stellte sich aber unter des Kronprinzen Befehl, um seine Truppen selbst anzuführen. Der Kronprinz wollte auf einem weiten Umwege über die Brücke bei Taucha über die Parthe setzen, Blücher ließ ihm wissen, er werde ihn bei Abtnaundorf erwarten und ging mit den Russen unter Langeron viel näher bei Leipzig, bei Mockau sofort über den Fluß, obgleich das Fußvolk bis an den Gürtel ins Wasser gehen mußte. Die Franzosen wichen vor Blücher nach Schönfeld zurück; als sie verfolgt wurden, ging hier das sächsische Husaren- und Uhlanenregiment zu den Verbündeten über. Um Mittag hatte der Kronprinz Taucha erreicht und drang nun zwischen Blücher rechts und Bennigsen links vor, so daß der Angriffsring von der Parthe bis zur Elster vollständig sich schloß. Abends zwischen fünf und sechs Uhr ward Schönfeld nach vierstündigem Kampfe von Langeron erstürmt, Marmont wich nach Reudnitz dicht an die Thore von Leipzig zurück. Der Kronprinz war unterdessen auf Ney bei Paunsdorf an der Dresdner Straße gestoßen. Nachmittags drei Uhr nahm Bülow das Dorf. Vier Uhr gingen die sächsischen und würtembergischen Truppen, aus der Schlachtlinie zwischen Paunsdorf und Sellerhausen austretend, zu den Verbündeten über. Dies war die Krisis. Napoleon konnte jetzt nur noch für den Rückzug kämpfen. Er sprengte, als er die Nachricht von dem Austreten der Sachsen und Würtemberger erhielt, in Galopp von

der Tabaksmühle nach Reudnitz und sandte, um die Lücke auszufüllen, seine ganze reitende Garde unter Nansouty mit vielem Geschütz dem unter Bülow vordringenden Nordheere des Kronprinzen über Mölkau in die linke Flanke und in den Rücken. Aber der östreichische General Bubna, der vor Stötteritz stand, änderte schnell seine Fronte und warf sich den Franzosen entgegen. Der Engländer Bogue, der bei dem Kronprinzen sich befand, lud das Geschütz der übergetretenen Sachsen mit den Congrevschen Raketen und feuerte sie auf die französischen Gardereiter und die Vierecke des Fußvolks Ney's. Sieben dieser Raketen platzten in den Vierecken und die Franzosen, brennend wie Kerzen, bei lebendigem Leibe, rasten im Felde herum, die Vierecke lösten sich auf, die russischen Reiterschaaren unter Orourk, Pahlen, Manteuffel und Benkendorf vernichteten sie. Immer weiter auf der Dresdner Straße nach Leipzig zu drang nun Bülow vor, er nahm auch noch Sellerhausen, die Franzosen wurden bis nach Volkmarsdorf unter die Thore Leipzigs zurückgedrängt.

Am Abend des heißen Tages war Napoleon's Halbkreis um Leipzig herum in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in Probstheida auf der Grimmaischen Straße seine Spitze hatte und mit einer Seite rechts nach der Pleiße bei Connewitz an der Bornaischen Straße hinlief, mit der andern Seite links über Stötteritz nach Volkmarsdorf an der Dresdner Straße dicht vor Leipzig. Wurde einer der Schenkel

dieses Dreiecks am 18. October durchbrochen, Leipzig erstürmt, so war Napoleon verloren.

Schon von zehn Uhr Morgens an war General Bertrand mit seinem Corps aus Lindenau auf Weißenfels nach der Saale zu zum Rückzug aufgebrochen. Hinter ihm zogen der Troß und das Geschütz, die Armeebeamten, die Ordonnateurs en chef, die Kriegscommissaire, die Blutsauger der verschiedensten Art. Alle diese Gäste zogen jetzt ab, um nicht wieder zu kommen. Das siebenjährige Reich Frankreichs in Deutschland war zu Ende. Gerade sieben Jahre vor dem 18. October 1813 waren im Jahre 1806 nach der Jenaischen Schlacht die ersten Franzosen in Leipzig unter Davoust eingerückt.

Am Abend dieses 18. saß Napoleon, überwältigt von den Anstrengungen auf dem am Tage von ihm eingenommenen Posten auf dem Hügel beim Thonberg vor dem Grimmaischen Thore neben der zerstörten Quandt'schen Tabaksmühle. Er hatte sich ein Wachtfeuer anzünden lassen und weil sein Feldgepäck schon vorausgeschickt war, einen hölzernen Schemel und ein kleines Tischchen aus einem benachbarten Gartenhause bringen lassen. Berthier dictirte den Adjutanten die Rückzugsbefehle. Rings herum in der Nacht brannten die unzähligen Wachtfeuer seiner eignen Armee und der dicht davor stehenden Alliirten. Der Schlummer dauerte etwa eine Viertelstunde, dann erhob er sich, blickte verwundert im Kreise umher und ritt sodann nach Leipzig hinein, wo er gegen neun Uhr eintraf

und zum letztenmal im Hôtel de Prusse vorm Petersthore schlief.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, setzte sich das ganze französische Heer durch den Rannstädter Steinweg und Lindenau nach der Saale zu in Bewegung, voran die Garden. Am Morgen des 19. neun Uhr kam Napoleon zur Stadt, um noch einen Abschiedsbesuch bei dem König von Sachsen zu machen; dann gegen zehn Uhr brach er von Leipzig auf. Er wollte mit Murat durchs Rannstädter Thor nach Lindenau, wo die vorausgesandte alte Garde seiner harrte. Er ritt vom Thomäischen Hause, wo der König von Sachsen wohnte, über den Markt nach der Hainstraße, um zu dem Thore zu kommen. Aber es war von dem flüchtenden Trosse gesperrt, weder die Furcht vor seinem Anblick, noch die Säbelhiebe seines Gefolgs konnten Bahn machen. Napoleon mußte umkehren und auf einem langen Umwege durch die beiden Fleischergassen zum inneren Petersthor und durch dasselbe um die Stadt herum nach dem äußeren Rannstädter Thor reiten. Schon zeigten sich hier die russischen Scharfschützen Langeron's vom schlesischen Heere, die durch das Rosenthal vorgedrungen waren: Blücher war überall am rüstigsten hinter Napoleon her. Napoleon blieb, wie immer, kühl und gelassen, bediente sich jedoch öfters eines Riechfläschchens. Kaum hatte er bei der kleinen Funkenburg die Elsterbrücke passirt, so flog sie hinter ihm auf; in Lindenau blieb er, so in Sicherheit, sodann noch bis Nachmittag drei Uhr. Mehrere Schriftsteller, unter

andern auch der russische General Danielewsky Michailowsky in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge von 1813 sind der Meinung, daß Napoleon nur wegen seiner persönlichen Rettung die Brücke habe sprengen lassen. Eine spätere, im dritten Band des Spectateur militaire mitgetheilte amtliche Erörterung hat aber dargethan, daß der von Napoleon am 18. erlassene Befehl dahin gelautet habe, die Brücke erst dann zu sprengen, wenn das ganze Heer in Sicherheit sein würde. Die Brücke am Elstermühlgraben war dem Oberstlieutenant Montfort untergeben. Er begab sich gegen Mittag zum Fürsten von Neufchatel nach Lindenau, um zu erfahren, welcher Theil des Heeres den Nachtrab bilden werde. Er ließ einen Sappeur-Corporal mit drei Sappeurs an der Brücke zurück mit dem Befehle, diese nicht eher als bei Annäherung des Feinds und nur auf den Befehl eines Stabsoffiziers zu sprengen. Während dem erschienen die Langeron'schen Scharfschützen und Niemand war da, sie zu vertreiben. Der Sergeant glaubte, der Augenblick sei gekommen; er ließ die gelegten Flatterminen anzünden. Dadurch wurden 10,000 Mann abgeschnitten. Unter ihnen befanden sich die Marschälle Macdonald und Fürst Poniatowsky. Beide hatten sich nach der Pleissenburg zurückgezogen, von hier suchten sie den Weg nach Lindenau auf. Macdonald entkam mit Hülfe seines guten Pferds über Pleisse und Elster. Poniatowsky bahnte sich mit gezogenem Degen mit seinem Gefolge und einigen polnischen Kuirassieren einen Weg durch die ihn

verfolgenden Russen. Zweimal verwundet rettet er sich durch die Pleisse, verliert hier aber sein Pferd und besteigt ein andres. Er reitet nun durch die zwischen Pleisse und Elster befindlichen Gärten, ohne eine Brücke über die Elster zu treffen. Er wagt, die russischen Scharfschützen hier erblickend, an der Stelle des Reichenbach'schen Gartens vor dem Japanischen Hause, wo ihm nachher das Denkmal errichtet wurde, den Satz über den hochgeschwollenen, schlammigen Fluß, aber sein Pferd schlägt im Wasser mit ihm über, den zweimal Verwundeten verläßt die letzte Kraft, Roß und Reiter verschwinden und kommen nicht wieder zum Vorschein. Erst fünf Tage darauf, am 24. October ward sein Leichnam aufgefunden. Schon bei seiner Geburt, sagt man, soll ihm der Tod „durch eine Elster" geweissagt worden sein.

Während dieser Vorfälle auf der Fluchtseite der französischen Armee am westlichen Thore der Stadt nach Lindenau zu, waren die verbündeten Heere nach und nach auf die andern drei Stadtthore im Osten, Süden und Norden losgedrungen, nachdem sie sich der hartnäckig vertheidigten Außenwerke und Vorstädte bemächtigt hatten. Der Kampf war hier noch einmal furchtbar, Angriff und Vertheidigung wurden mit Erbitterung, Wuth, ja wahrem Blutdurst unternommen; von 10,000 Mann, die gegen 10,000 Mann fochten, wurden noch 5000 kampfunfähig gemacht. Die preußischen Truppen des Bülow'schen Corps vom Nordheer des Kronprinzen von Schweden, die von Schönfeld und Reudnitz nach dem östlichen Grimmaischen

Thor vordrangen, waren die ersten, die in der Nähe des Schönfelder Schlags durch ein hölzernes Thor und dann durch eine Quergasse in die Stadt brachen. Halbzwölf Uhr ertönte der tiefe Hörnerklang der pommerschen Scharfschützen durch die Straßen Leipzigs. Bald darauf erstürmte der Prinz von Hessen-Homburg an der Spitze der ostpreußischen Landwehr, von Schweden und Russen unterstützt, das äußere Grimmaische Thor. Nach einem heißen Kampfe wurden die französischen Kanonen am innern Grimmaischen Thore genommen und das Nordheer hielt seinen Einzug. Mit aus den Fenstern wehenden Tüchern empfing man die Befreier, Jungfrauen und Frauen erschienen mitten unter dem Kugelregen, um die Stürmenden mit Wein und Branntwein zu erquicken. Die Franzosen wehrten sich von Straße zu Straße mit der höchsten Tapferkeit. Ein Bataillon junger Garde hielt sich, während die Preußen schon in die Stadt vorgedrungen waren, noch immer lange auf dem Johanniskirchhof in der Grimmaischen Vorstadt gegen die andrängenden preußischen Tirailleurs. Heldenmüthig brach das Bataillon zuletzt in geschlossenen Gliedern im Sturmschritte vor, um sich durch die Stadt mit dem Bayonnete durchzuschlagen. Wohl geordnet kamen sie die Grimmaische Gasse herab, wurden aber hier von Preußen und Schweden wieder zurück nach dem Kirchhof getrieben und retteten sich nun in die Kirche, wo sie zum Theil hinter dem Altar hervorgezogen wurden; was nicht niedergehauen war, mußte sich ergeben. Eben so ward die Bürger-

schule durch die Franzosen von Stockwerk zu Stockwerk, von Classe zu Classe vertheidigt, die letzten Franzosen mußten aus den Fenstern herabgestürzt werden, man erstach sie unten mit den Bayonneten.

Gleichzeitig mit dem Nordheer war links von demselben das Corps Bennigsen's über Stötteritz nach dem Grimmaischen Thore vorgedrungen. Klassig, ein Freiwilliger, ein geborner Leipziger, zeigte die gelegensten Stellen, um vorwärts zu kommen. Das Bennigsen'sche Corps zog theils durch das Grimmaische Thor, theils links über den Roßplatz hinweg durch das Petersthor in Leipzig ein. Bennigsen stellte sofort, nachdem er auf dem Markte die sächsische Wache das Gewehr hatte strecken lassen, dem König von Sachsen ein Bataillon zur Deckung.

Das Hauptheer Schwarzenberg's, bei welchem die Monarchen sich befanden, war über Probstheida vorgerückt. Beim Thonberge, wo Tags vorher Napoleon seinen Standpunkt gehabt hatte, machten die verbündeten Herrscher Halt, um mit den Abgeordneten des Königs von Sachsen, des Leipziger Magistrats und des Marschall Macdonald zu unterhandeln. In Folge dieser Unterhandlung ward beschlossen, die Stadt mit dem Sturme zu verschonen und sich mit der Erzwingung der Thore zu begnügen. Die Angriffssäulen setzten sich hierauf nach dem Petersthore, dem südlichen Thore Leipzigs, in Bewegung. Voran rückte das Wittgenstein'sche Corps. Als es mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen defilirte, ritt Alexander an jeden einzelnen Schlachthaufen heran

und nahm seinen Soldaten das feierliche Versprechen ab, sich großmüthig gegen die Besiegten zu bezeigen und den bisher ohnehin hart gedrückten Einwohnern Leipzigs nicht beschwerlich zu fallen. Nach dem Wittgenstein'schen Corps zogen die Preußen vom Kleist-schen Corps. Auf dem Wege erhielt man die Nachricht, daß das Grimmaische Thor schon von Bülow und Bennigsen genommen sei, der am Petersthore aufgestellte Feind ward von Bennigsen in den Rücken genommen, so ging auch das Petersthor an die Verbündeten über.

Etwas später rückte das schlesische Heer unter Blücher über Pfaffendorf durch das nördliche Hallesche Thor in Leipzig ein. Der Posten von Pfaffendorf und der Halleschen Vorstadt lag der französischen Rückzugslinie von Lindenau am nächsten, ward also mit der möglichsten Hartnäckigkeit vertheidigt. Erst als die Preußen des Nordheers unter Bülow eingerückt waren und die Franzosen sich im Rücken bedrängt sahen, gaben sie ihre Stellung auf und nahmen nach Lindenau ihre Flucht.

Es war Mittags um ein Uhr, als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, während am Halleschen und Rannstädter Thore der Kampf noch fortwährte, ihren Einzug durch das Grimmaische Thor hielten. Vor ihnen war schon der Kronprinz von Schweden durch dasselbe Thor eingeritten. Etwas später traf Kaiser Franz ein. Die eingerückten Truppencorps der Verbündeten bildeten Reihen und ließen ihre Kriegsmusik schallen. Auch die französischen und

Rheinbundstruppen, die gefangen genommen worden waren, begrüßten nach Kriegsweise die Sieger und ließen ihr Spiel rühren. Das eroberte Geschütz — 350 Kanonen wurden erbeutet und vor dem Petersthore aufgefahren — gab die Ehrenschüsse. In die Musik und in den Donner der Kanonen mischte sich der Jubel der Einwohner der Stadt, die aus den bis in die höchsten Stockwerke mit Menschen gefüllten Fenstern jedem vorübergehenden Zuge ihr Lebehoch zuriefen. Auf dem Markte am Thomäischen Hause, wo der König von Sachsen wohnte, kam der Kronprinz von Schweden den beiden Monarchen entgegen. Er hatte sich lange und freundlich mit dem König Friedrich August unterhalten, um ihm die Entfernung anzudeuten und zu vermitteln, in die er zu den alliirten Fürsten durch die Verhältnisse und sein Verhalten gekommen sei. Während Alexander vom Pferde stieg und auf der Straße mit dem Kronprinzen einige Worte wechselte, blieb Friedrich August in der Hausflur des Thomäischen Hauses stehen. Alexander bemerkte ihn nicht. Der König ließ dann um eine persönliche Zusammenkunft bitten, man antwortete ihm aber nicht und einige Stunden später überbrachte ihm der Geh. Rath von Anstetten die Erklärung des russischen Kaisers, daß er ihn als seinen Gefangenen betrachte.

Auf dem Marktplatz umarmten sich die verbündeten Monarchen und Feldherrn und dankten Gott für den verliehenen Sieg. Unterdessen kam Blücher vom Halleschen Thor her. Der Kaiser Alexander ging ihm entgegen und führte ihn König Friedrich Wilhelm

als den Befreier Deutschlands auf und entgegen. Friedrich Wilhelm dankte ihm mit Rührung.

Die Truppen bezogen ein Bivouac rings um die eroberte Stadt. Die preußischen und russischen Garden bildeten die Besatzung von Leipzig. Noch an dem Siegestage musterten die drei Monarchen ihre noch vom Pulverdampf geschwärzten Truppen. Ein langer Zug bewegte sich aus der Stadt, voran eine Abtheilung der ungarischen Nobelgarde, von oben bis unten mit Silber bedeckt, so daß man kaum die Farbe ihrer Uniform entdecken konnte; hierauf die drei Monarchen, rechts Alexander, in der Mitte Franz, links Friedrich Wilhelm; dann die Prinzen der verschiedenen Häuser, an der Spitze die Kronprinzen von Schweden und Preußen und der Großfürst Constantin; dann die commandirenden Generale, unter denen besonders Blücher neben Schwarzenberg hervorleuchtete; endlich die große Zahl von Divisions- und Brigadegeneralen und Adjutanten; den Zug beschloß eine Abtheilung preußischer Garde du Corps, die bei Probstheida Wunder gethan hatte und vom Schlachtfeld gerade zur Parade kam, und von den russischen Gardekosacken, die selbst von riesenhafter Länge auch noch auf sehr hohen Satteln saßen, so daß sie, wie Augenzeugen versichern, wie die Napoleonische Dromedar-Cavalerie in Aegypten sich ausnahmen.

Die drei Monarchen durchzogen die Reihen der Truppen: bei jedem Bataillon schlugen die Tambours, rührte die Feldmusik das Spiel und ein enthusiastisches Hurrah empfing die Herrscher und Heerführer. Kaiser Franz ritt ein schönes Pferd, aber es ging ruhig und

der Kaiser saß ruhig, fast theilnahmlos auf demselben, der lange Paradezug schien ihn zu langweilen; er trug einen einfachen grauen Rock über seiner weißen Uniform, rothe Beinkleider und einen Hut brodirt mit Tressen. Der schöne ritterliche Alexander ritt einen herrlichen, dunkelbraunen Engländer, sein Pferd courbettirte und er selbst machte fortwährend rechts und links verbindliche Complimente. Der König Friedrich Wilhelm, stets ein vorzüglicher Reiter, saß mit königlichem Anstand auf seinem Lichtbraunen und das Pferd ging auch, als wüßte es, daß es einen König trage, stolz und sicher; in dem König war eine liebenswürdige Freundlichkeit mit dem gewöhnlichen Ernste gemischt, es stand eine gewisse Genugthuung in seinem Gesichte zu lesen, daß seine Preußen die Hauptsache zu dem Siege gethan hatten.

Aber der Sieg hatte große Opfer verlangt. Noch sieben Tage nach der Schlacht fand Dr. Reil, dessen Bericht Droysen im Leben York's giebt, 20,000 Verwundete von allen Nationen. Sie wurden „wie die Kälber auf Schubkarren zusammengeklumpt“ eingebracht und lagen, „eingeschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, in ihren blutigen Gewändern in dumpfen Spelunken, scheibenleeren Schulen, wölbischen Kirchen.“ „Nicht ein einziges Bürgerhaus war den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. Der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, dazu Hunger, Kälte, Stickluft und Dünste, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann. Dachschindeln zum Schienen der zerbrochnen Glieder. Amputationen mit stumpfen

Messern. Die zügelloseste Phantasie kann sich nicht ein Bild des Jammers in so grellen Zügen ausmalen."

Der Kaiser von Oestreich kehrte nach der Parade wieder nach seinem Hoflager in Rötha zurück, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen übernachteten in der Stadt, ersterer im Hause des Doctor Hillich.

Nach wenigen Tagen Aufenthalt in Leipzig begab sich der König nach Berlin, um Gott an demselben Tage, wo vor sieben Jahren die Franzosen zuerst in Berlin eingerückt waren, für ihre Vertreibung zu danken; er sank am 24. October im Dome mit allem Volke auf die Kniee; er reiste dann nach Breslau und begab sich am 8. November wieder zur Armee ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main.

Die Verfolgung Napoleon's wurde von den Alliirten mit Nachdruck betrieben, Blücher war es auch hier wieder, der vorzüglich eifrig hinter seinen Fersen her war. Er sagte immer: „wenn ich den Bonaparte kriege, lasse ich ihn aushauen." Schon in der Nacht vom 18. zum 19. hatte er den York'schen Heerhaufen gen Halle entsendet, um hier die Franzosen bei ihrem Rückzuge zu erwarten. Napoleon ging am 20. October über die Saale bei Weißenfels und weil der Kösener Paß bei Naumburg verlegt war, zog er sich rechts auf Freiburg, um von da auf Nebenwegen nach Erfurt zu kommen. Schon bei Weißenfels an der Saale und noch mehr bei Freiburg an der Unstrut erneuerten sich die Scenen der Beresina. Die Franzosen selbst riefen: Voilà cet homme, de la même manière qu'il est sorti de la Russie! Die

Mannszucht war entschwunden. Waffen, Kanonen, Munitionswagen bedeckten die Chaussée und die Felder neben ihr weit und breit. In Weißenfels nahm Napoleon Quartier am 20. in dem kleinen Lusthause eines Weinbergs des Bürgermeisters. Er litt unsäglich, er konnte die finstern, vorwurfsvollen Gesichter seiner Soldaten nicht ertragen. Sein sonst so hartes Gemüth war jetzt erweicht. Er enthielt sich aller Anklagen und klagte nur mit seinen Getreuen. In Freiburg hielt er eine kurze Rast. Man will ihn hier durch ein Fenster erblickt haben, wie er, den Kopf auf den Arm gestützt, wie in dumpfe Verzweiflung versunken, dasaß; ihm gegenüber Berthier in einer gleichen Stellung. Beide blieben stumm, Offiziere, die hereintraten, wurden durch eine Handbewegung stillschweigend abgewiesen. Erfurt erreichte Napoleon am 23. October, blieb zwei Tage und zog dann weiter auf der Straße nach Hanau, um Mainz zu gewinnen. Als er den Werthheimer Paß bei Gelnhausen von den Baiern unter Wrede nicht besetzt fand, rief er zufrieden aus: „Der Weg ist frei, jetzt findet unser Rheinübergang kein Hinderniß mehr!“ Am 30. und 31. October schlug er sich bei Hanau durch Wrede durch, am 2. November erreichte er Mainz. Hier blieb er sechs Tage, am 9. November war er wieder in Paris. Von 300,000 Mann brachte er nur noch 70,000 über den Rhein.

Durch Baierns Uebertritt im Rieder Vertrag vom 8. October war der Rheinbund aufgelöst worden. Am 2. November trat auch Würtemberg zu den Alliirten.

Deutschland wurde nach und nach von den Franzosen gesäubert, die Festungen capitulirten, zuletzt erst nach abgeschlossenem Frieden Erfurt, Magdeburg und das von Tettenborn im Anfang des Jahrs befreite, aber von Davoust wieder besetzte Hamburg. Auch Holland, die Schweiz und Italien fielen ab von Frankreich.

Das Hauptquartier der verbündeten Monarchen blieb bis gegen Ausgang des Jahres zu Frankfurt am Main. Hier bot man Napoleon nochmals die Rheingrenze an. Oestreich wünschte den Krieg bald beendigt, es wünschte nicht einmal den Rhein zu überschreiten. Metternich gab Napoleon zu verstehen, daß es höchlich unangenehm sei, „einen Krieg mit Baschkiren und Kosacken führen zu sollen.“ Preußen dagegen war dafür, Napoleon dürfe nicht geschont werden, und nicht bloß Napoleon, Frankreich müsse gedemüthigt werden. So war wenigstens die Meinung der Energischen unter den preußischen Staatsmännern und die Meinung des Heers, namentlich des schlesischen Heers und Blücher's. Napoleon versäumte, den günstigen Augenblick zu benutzen, er ernannte nur, um Oestreich zu gewinnen, Coulaincourt, der das Vertrauen Metternich's erworben, zum Minister des Auswärtigen, es ward ein Friedenscongreß zu Chatillon an der Seine anberaumt. Unterdeß aber nahm der Krieg seinen Fortgang. Es ward in einem großen Kriegsrathe, dem außer den beiden Kaisern und König Friedrich Wilhelm, der Fürst Schwarzenberg, Graf Barclay de Tolly, Graf Pozzo di Borgo, Feldmarschall Blücher, der Kronprinz von Würtemberg und

Graf Wrede beiwohnten, der Winterfeldzug, der ungesäumte Weiterangriff Napoleon's in Frankreich beschlossen. Es ward beschlossen, mitten durch den stählernen Gürtel, den Frankreich in seinen dreiundsiebzig festen Plätzen von Dünkirchen bis zu den Alpen um sich hat, auf den kürzesten Wegen nach Paris vorzugehen. Und zwar in drei großen Armeecorps: südlich bei Basel durch die Schweiz Fürst Schwarzenberg mit der Hauptmacht, bei welcher sich auch wieder die Monarchen befinden sollten — nördlich durch die Niederlande das Nordheer unter Bülow, der sich schon in Göttingen von dem nach Holstein und Dänemark ziehenden Kronprinzen von Schweden getrennt hatte — endlich in der Mitte das schlesische Heer unter Blücher. Die Hauptmacht unter Schwarzenberg sollte auf der einen Seite durch das südliche Frankreich sich mit Italien und auf der andern Seite mit den Engländern und Spaniern, die über die Pyrenäen eingedrungen waren, in Verbindung setzen, in den Ebenen der Champagne aber mit dem schlesischen Heere Blücher's zusammentreffen und dieses Heer wieder seine Verbindung mit dem Nordheer Bülow's in den Niederlanden zu gewinnen suchen. Das Gesammtheer, welches in Rüstung stand, betrug eine Million, die Hälfte davon betrat das Kampffeld in Frankreich. Zwei Monate hatte man gezaudert, wie aus einem gewissen Grauen, den französischen Boden zu betreten.

Der Hauptheld des Kriegs in Frankreich ward wieder Blücher. Mit einem kräftigen Aufrufe an seine alten Truppen, mit einem herzlichen Gruße an

die nachrückenden neuen, nahm er am Jahresschluß Abschied vom deutschen Boden und setzte gerade in der Neujahrsnacht 1814 bei Koblenz und bei Mannheim über den Rhein. Auf französischem Boden angelangt, suchte er nun unaufhaltsam vorwärts auf die Hauptstadt loszukommen. Er bemächtigte sich Lothringens und stand am 19. Januar mit Schwarzenberg in den Ebenen der Champagne. Napoleon ging am 23. Januar von Paris nach dem Kriegsschauplatz ab, am 25. Januar war er in Chalons an der Marne, hier war der Mittelpunkt der Stellung seines Heers, das 60,000 Mann stark war. Ihm standen die Verbündeten mit 200,000 Mann entgegen. Blücher's Plan war, schnell auf Chalons vorzudringen, um Napoleon's Gesammtmacht auf sich zu lenken und sie dann links auf das Hauptheer Schwarzenberg's zu ziehen. So nur und nicht anders hoffte er diesen zu einer thätigen Mitwirkung zu drängen. Schwarzenberg war gerade das Gegentheil von Blücher. So lebhaft und stürmisch Blücher war, so bedächtig und langsam bewegte Schwarzenberg sich. Er ward durch eine Menge Rücksichten zum Zögern und Zaudern, Bedenken und Rasten, Abwarten und Ausweichen bestimmt. Das Hauptaugenmerk der östreichischen Politik war Italien; ehe man nicht zuverlässige Nachricht erhielt, daß die Eroberung dieses Landes geglückt sei, war der östreichische Feldherr im Interesse seines Cabinets in den Angriffsplänen auf Paris nicht zu beflügeln. Eine nicht minder dringende Rücksicht für

Oestreich, dessen Kaiser der Vater der Gemahlin Napoleon's, der Großvater des Königs von Rom war, war, die Dinge nicht auf das Aeußerste kommen zu lassen. Oestreich suchte Napoleon zu halten, um ein Gegengewicht gegen Rußlands steigenden Einfluß zu behalten. Endlich mochte wohl auch Oestreich über Preußens Popularität bange werden, die immer mehr und mehr in Deutschland überhand nahm.

Den ersten großen Zusammenstoß mit Napoleon auf französischen Boden hatte Blücher am 1. und 2. Febr. zu Brienne, einem Schlosse, wo einst Napoleon die Kriegsschule besucht hatte, das die Wiege seiner kriegerischen Laufbahn gewesen war. Blücher war so glücklich die Schlacht bei Brienne, freilich mit 80,000 M. gegen 36,000, zu gewinnen, Napoleon büßte 6000 Menschen und dreiundsiebzig Geschützstücke ein und was weit wichtiger war, er verlor immer mehr den Nimbus der Unbesiegbarkeit, der ihn in der Meinung des französischen Volks so hoch erhoben hatte. Alexander, von der Wichtigkeit des glücklichen Ausgangs der ersten Schlacht in Frankreich durchdrungen, umarmte damals auf der Höhe von Trannes, wo er mit Franz und Friedrich Wilhelm dem Verlaufe des Kampfes zugesehen hatte, den Siegesboten Blücher's, seinen Adjutanten, Grafen Nostitz, mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarschall, daß er allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt hat!“

Blücher's Meinung vor und nach der Schlacht bei Brienne war und blieb es, daß man mit vereinter

Macht geraden Wegs nach Paris vordringen solle, wodurch der Krieg nach wenig Märschen beendigt sein würde. Im Hauptquartier der verbündeten Monarchen war aber eine große Anzahl Stimmen fürs Diplomatisiren, sowohl mit Napoleon, als mit der bourbonischen Partei ir Paris. Am 5. Februar begannen die Verhandlungen des Congresses zu Chatillon an der Seine. Von Seiten Napoleons erschien hier Coulaincourt, Herzog von Vicenza, dem der Kaiser, wie erwähnt, weil er nicht nur Metternich, sondern auch Alexandern angenehmer war, an Maret's Stelle das Ministerium des Aeußern vertraut und dem er carle blanche gegeben hatte. Von Seiten der Großmächte erschienen zwar nicht die Minister des Auswärtigen selbst, obwohl sie, Metternich, Hardenberg, Nesselrode, sämmtlich im Hauptquartier waren, oder wie Castlereagh erwartet wurden, aber die nächststehenden, einflußreichsten Diplomaten, für Rußland der Graf Rasumoffsky, für Oestreich der Graf Stadion, für Preußen der Freiherr Wilhelm von Humboldt, für England die Lords Aberdeen und Cathcart, und der General Stewart, Castlereagh's des Ministers des Aeußern Bruder. Man bot Napoleon nicht mehr die Rheingrenze, wie in Frankfurt, sondern die Grenzen von 1792. Das glaubte Vicenza nicht annehmen zu dürfen. Er holte neue Instructionen ein und sie lauteten dahin: „Napoleon begehre die Rheingrenze, das Königreich Italien für Eugen und Entschädigungen für die übrigen Napoleonischen Dynastien.“ Das ward abgeschlagen, damit hatte der Congreß ein Ende

— die Unterhandlungen dauerten aber noch bis gegen März; von Seiten Oestreichs wünschte man den Frieden, namentlich um Rußlands Einfluß, der auf dem Congreß zu Chatillon der überwiegende war, zu begegnen. Wie mit Napoleon, unterhandelte man mit den Abgesandten der bourbonischen Partei in Paris. Wenige Tage vor der Schlacht bei Brienne war la Harpe, zeither Gesandter der Schweiz bei der französischen Regierung, einst Lehrer des Kaisers Alexander, in Bar-sur Aube eingetroffen und hatte die Versicherung überbracht, daß ein großer Theil des französischen Senats gegen Napoleon gestimmt sei. Die Diplomaten suchten nun Blücher zu beweisen, daß Napoleon auch ohne Krieg vom Throne werde herunter steigen müssen, da in Frankreich eine Partei zu Gunsten der Bourbons aufgestanden sei, die ihn stürzen wolle. Blücher aber sagte ihnen ins Gesicht: „Die Hundsfötterei der Franzosen ist keine Revanche für uns. Wir müssen ihn herunterwerfen, wir. Aber ihr meint Wunder, wie klug ihr seid — man Geduld! Sie werden euch schon die gehörigen Nasen drehen und ihr werdet noch so lange fuchsschwänzen und politisiren, bis wir die Nation wieder auf dem Halse haben. Aber dann fährt euch das Donnerwetter an den Kopf.“ Er schrieb von Brienne aus an Schwarzenberg: „Wir müssen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptstädten von Europa seine Visite gemacht; sollen wir weniger höflich sein als er?“ Blücher drang aber diesmal noch nicht durch. In dem am 2. Februar im Schloß zu Brienne

abgehaltenen Kriegsrathe ward beschlossen, daß, da man für die vereinigten Armeen auf einer einzigen Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel finden könne, man sich trennen müsse. Blücher erhielt den Befehl an der Marne über Chalons, Chateau Thierry und Meaux zu operiren, während Schwarzenberg an der Seine über Troyes und Fontainebleau vorgehen wolle.

Es folgten auf diesen Beschluß die Gefahren des Februars. Napoleon entfaltete nach der Schlacht von Brienne noch einmal das große alte Feldherrngenie von 1796. Die beiden Armeen zogen getrennt und ohne Verbindung unter einander ihren Weg nach Paris. Blücher's Vortrab erreichte die Gegend von Meaux und war noch kaum zwei Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt. Gleichzeitig näherte sich die Spitze des Schwarzenbergischen Heers längs der Seine und Yonne dem Ziele, sie drang bis Monterau, wo die Yonne in die Seine einfällt, auf der Straße nach Fontainebleau vor. Aber jetzt wendete sich das Kriegsglück. Die Absonderung der beiden großen Heere wurde das Verderben Blücher's und brachte auch Schwarzenberg um alle Vortheile. Napoleon warf sich auf die getrennten Corps der nach Paris marschirenden schlesischen Armee, er vernichtet den General Olsufiew mit dem Nachtrab des vorausziehenden Sacken'schen Corps, am 10. Februar bei Champaubert, er schlägt sodann entscheidend Sacken selbst am 11. bei Montmirail, dann den Sacken nachfolgenden York am 12. bei Chateau Thierry, am 13. Ziethen mit der Avantgarde des Kleist'schen Corps, und Blücher endlich mit

dem Kleist'schen Corps zuletzt ziehend, wird am 14. über den Wald von Etoges nach Chalons zurückgeworfen. „Das war, schreibt Raumer als Augenzeuge in seinen Erinnerungen, der bedenklichste, verhängnißvollste Augenblick im ganzen Krieg. Blücher, Gneisenau, Prinz August Ferdinand, Kleist, Grolmann und viele andere höchst bedeutende Männer schienen dem Tode verfallen: große Massen französischer Reiterei waren vorausgeeilt und hatten den Rückzug abgeschnitten. Der Prinz August Ferdinand zog den Degen und rief: „Lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen, als uns ergeben!" Ein Viereck preußischer Infanterie wurde gebildet, ich sehe noch die hohe Heldengestalt Grolmann's, der mit großer und muthiger Ruhe den Soldaten Muth einsprach. Wir setzten uns nun mit dieser Infanterie in Marsch und schlugen uns durch die französische Cavalerie durch, wobei eine russische Batterie mit wohlgerichtetem Kartätschenfeuer uns unterstützte. So kamen wir in den Wald und glaubten die Gefahr hinter uns zu haben. Allein vorgeeilte französische Cavaleristen waren im Walde abgesessen und schossen mit Carabinern auf uns. Russische Artillerie schlug sich auf der Straße retirirend, wir ritten zwischen ihrem Zuge und dem Chausséegraben; es ist ein Wunder, daß wir nicht alle fielen." Darauf warf sich Napoleon auf das Schwarzenbergische Heer, er schlägt am 18. den Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau über die Seine zurück, das ganze Schwarzenbergische Heer machte eine

[illegible]

ch am 14.
ens zurück
als Augen-
r, verhäng-
Blücher,
n, Kleist,
e Männer
Rückzug
rend zog
nun alle
n Sturm
noch die
cher und
h. Wir
sch und
e durch.
r in den
haben.
ren im
uf uns.
hausse-
t alle
Schmer-
prinzen
Seine
e eine

s
n
es
abe
in
in-
en.
den
tlich
neue
Mann
Mann
Laon
Sieg zu,
aten ein-
en: „daß
aden habe.“
alb Blücher den
aumer in seinen

rückgängige Bewegung bis hinter Troyes. In diesen Tagen war es, wo die Verbündeten den Kaiser Napoleon den letzten Friedensantrag machten, mit der Grenze Frankreichs vom Jahre 1792. Napoleon erhielt diesen Friedensantrag auf dem Schlosse Sürville bei Montereau, er rief voll Unwillen aus: „Die Verbündeten vergessen, daß ich Wien näher bin, als sie Paris.“ Es ward darauf von den verbündeten Monarchen und Feldherrn am 23. Februar ein Kriegsrath gehalten und in diesem beschlossen, daß das Schwarzenbergische Heer den Rückzug bis Chaumont und Langres an der Marne fortsetzen solle. Dagegen verbanden sich die drei Monarchen mit England am 1. März 1814 zu Chaumont zu einem neuen Bündniß gegen Napoleon auf zwanzig Jahre, jede der vier Großmächte versprach 150,000 Mann streitfertig zu halten. Nichtsdestoweniger erklärte Metternich noch am 8. März: „er hoffe doch den Frieden, England sei stark genug, ihn wollen zu können. Schließe Napoleon ihn aber jetzt nicht, so würden die durchdringen, die einen Vernichtungskampf wollten.“ Ja selbst am 18. März, da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten, versicherte er noch: „daß er alles thue, um Castlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten.“ Sei dieser abgereist, so werde kein Friede mehr geschlossen. Auch Blücher hatte zufolge des Kriegsrathsbeschlusses vom 23. Februar zurückgehen sollen, er hatte aber mit Bestimmtheit erklärt, daß er einen weitern Rückzug nicht mitmachen werde. Er äußerte damals, als er den Befehl zum Rückzug erhalten hatte: „Wir müssen allen beiden ein

septleva biegen, dem Bonaparte und unsern lieben Brüdern, daß ihnen die Augen über- und ufgehn, das hilft nu Alles mal nichts. Druf, das hilft!" Er pflegte „die Wische" wie er die einlaufenden Depeschen in seiner starken Sprache nannte, schon lange vorher erst dann, wenn ihm seine einmal beschlossenen Manövres gelungen waren, zu öffnen nnd darauf sich in sehr expressive Herzensergießungen auszuströmen: „Hab ich's doch gesagt, das ist gewiß wieder von dem überschlauen Metternich, dem listigen Esel, ausgeheckt; hätt' ich dem Schafskopf gefolgt, so wäre schon längst das ganze Hauptquartier zum Teufel!" Der Oberst von Grolmann erwirkte Blüchern in Bar sur Aube die Zustimmung der Monarchen zu seinem Plane, in Vereinigung mit dem Nordheer Bülow's und Winzingerode's den Marsch nach Paris zu unternehmen. Die Vereinigung mit dem Nordheer, welches aus den Niederlanden vorgerückt war, gelang ihm glücklich am 3. März. Dadurch hatte nun Blücher eine neue Basis gewonnen. Er lieferte, freilich 100,000 Mann stark, Napoleon, der nur etwas über 50,000 Mann unter sich hatte, am 9. März die Schlacht bei Laon und gewann sie. Napoleon schrieb sich zwar den Sieg zu, hatte aber sechzig Kanonen und 8000 Soldaten eingebüßt und mußte in seinem Bülletin zugeben: „daß er die Höhen von Laon unangreifbar gefunden habe."

Den unbegreiflichen Umstand, weshalb Blücher den Sieg bei Laon nicht verfolgte, hat Raumer in seinen

Erinnerungen aus einer Mittheilung aus Gneisenau's Munde begreiflich gemacht. Gneisenau brachte noch in Laon dem an einem Augenübel erkrankten Feldmarschall eine Ordre an General York zur Unterschrift. Er lag im Bett. Gneisenau sandte die Ordre, ohne sie noch einmal anzusehen, fort. York fand, daß der Feldmarschall seinen Namen umgekehrt unterzeichnet hatte. Er ging zu Kleist und sagte ihm: „Da sieht man's, der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern! So ist's eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt, das müssen wir nicht leiden." Beide wollten Prinz Wilhelm an Blücher's Stelle bringen, aber da es nach dem Alter des Patents ging, wäre ein russischer General an Blücher's Stelle gekommen. So unterblieb der Plan und Gneisenau, der sich erbot zurückzutreten, erhielt Befehl zu bleiben. Nur am ersten Schlachttage von Laon war Blücher einige Stunden zu Pferde, von Laon bis Paris mußte er im Wagen gefahren werden. Die Mißverhältnisse bei der Blücher'schen Armee vermehrten noch die Reibungen derselben mit der niederländischen Armee Bülow's. Diese war bei weitem nicht so angegriffen, hatte gute Tage in Belgien gehabt, war trefflich ausgestattet, mit reichlichen Vorräthen versehen und wollte doch von diesen nichts abgeben. „Alle Bülow's sind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich," urtheilte Scharnhorst in einem Briefe vom Jahre 1811 an York und von Bülow-Dennewitz insbesondere sein genialer Bruder: „unter uns Brüdern ist er der Beschränkteste, aber darum immer noch der klügste Offizier in der Armee."

Die größte Freude erlebte der alte Blücher, als die frohe Nachricht an ihm gelangte, daß auch nun endlich am 23. März im Hauptquartier zu Pougy in der Champagne nach einem in der Wohnung des Kaisers Alexander abgehaltenen Kriegsrathe der Entschluß durchgedrungen sei, die Unterhandlungen ganz abzubrechen und mit gesammter vereinigter Heeresmacht auf Paris loszurücken, weshalb das Hauptheer, mit ihm Friedrich Wilhelm und Alexander, die Richtung nach Chalons einschlagen und sich mit Blücher vereinigen solle. Kaiser Franz begab sich, aus Rücksicht für seine Tochter, die Kaiserin Marie Luise, nicht mit nach Paris, sondern zu dem Südheer nach Lyon: er ritt mit Metternich und den andern Diplomaten nach Dijon. Als Blücher diese frohe Nachricht erhielt, rief er aus: „Das ist doch einmal eine Nachricht! Nun heißt's nicht mehr blos bei uns, sondern überall: Vorwärts! Das wußte ich wohl, daß mein tapferer Bruder Schwarzenberg doch noch eines Sinnes mit mir werden würde. Nun wollen wir auch bald ein Ende machen!“

Napoleon war nach der gegen Blücher verlornen Schlacht bei Laon wieder gegen Schwarzenberg gezogen, sein Angriff auf denselben in den Gefechten bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März wurde aber mit Verlust zurückgewiesen. Nun befand er sich in einer mißlichen Lage, Paris war hinter ihm gefährdet. Um die Verbündeten von der Hauptstadt abzuziehen, beschloß er in ihren Rücken zu gehen und, indem er sie von Deutschland abschnitt, mit Hülfe des aufgeregten

Landvolks einen Gebirgskrieg in ihrem Rücken zu beginnen. Es ward aber, wie erwähnt, von den Verbündeten beschlossen, Napoleon hinter sich lassend, demohngeachtet nach Paris vorzugehen. Die unzufriedene Stimmung daselbst bestätigte sich immer mehr, einer der einflußreichsten Männer der Hauptstadt, Talleyrand, hatte den Verbündeten geschrieben: „Vous pouvez tout, et vous n'osez rien. Osez donc une fois!"

Der Ruf: „nach Paris!" electrisirte Alles. Das Schwarzenbergische Heer rückte, während Napoleon östlich gegen St. Dizier zog, westlich nach Vitry, am 24. März war die Verbindung mit dem schlesisch-niederländischen Heere hergestellt, das sich auf Chalons, Rheims, Epernay und Chateau Thierry vertheilt hatte. Am 25. traten beide Heere den Marsch nach Paris an, sie trafen auf die etwa 30,000 Mann starken Marmont und Mortier, die Napoleon zur Deckung der Hauptstadt hinterlassen hatte. Sie erschraken nicht wenig, als sie sich auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt sahen. Sie wurden, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit, mit Verlust von mehr als 10,000 Mann und über 100 Kanonen nach Paris zurückgedrängt. Am 29. März entfalteten sich die dunkeln Heersäulen der Alliirten an den Höhen des Montmartre. Der letzte Kriegsrath der verbündeten Fürsten und Feldherrn ward in dem letzten Nachtquartier der Monarchen zu Bondy auf der Straße von Chalons nach Paris gehalten; es wohnten ihm bei: Alexander, Friedrich Wilhelm — Franz kam erst am 15. April nach Paris — Schwarzenberg, Barclay de Tolly

und Nesselrode. Am 30. März, sechs Uhr Morgens, mit Aufgang der Sonne, die einen heitern, schönen Tag verkündigte, fiel der erste Kanonenschuß gegen die zeitherige Hauptstadt der Welt. Von Bondy her bewegten sich die Heersäulen Barclay de Tolly's, mit ihnen erschienen der König, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm von Preußen. Eine Stunde später folgte der Kaiser von Rußland. Die Oestreicher und Würtemberger, die sich nur langsam längs der Marne fortbewegen konnten, erschienen erst gegen Mittag auf dem Schlachtfeld, noch später Blücher, der aus einem Versehen den Plan zur Schlacht mit dem Befehle zum Aufbruch erst um sieben Uhr Morgens auf seinem Marsche auf der Straße von Soissons her erhielt. Zum letztenmal schlugen sich die Franzosen mit der heldenmüthigsten Tapferkeit bis Nachmittags drei Uhr, wo Unterhandlungen angeknüpft wurden. Noch einmal verloren die Alliirten gegen 10,000 Mann, darunter über 7000 Russen und gegen 2000 Preußen. Nachmittags drei Uhr, als Barclay de Tolly mit Marmont eine Waffenruhe auf zwei Stunden abgeschlossen hatten, bestiegen Friedrich Wilhelm und Alexander die vom Feinde verlassenen Höhen von Belleville. Vor ihnen lag der Häuser-Ocean der Weltgebieterin, des stolzen, großen, weiten Paris. Weiße Tücher wehten ihnen entgegen, nach allen Seiten ritten Offiziere, die ihre Taschentücher schwenkend, damit das Feuern eingestellt werde, den Truppen die Nachricht von der eben abgeschlossenen Waffenruhe überbrachten. An Blücher gelangten diese

Boten, als eben die Russen unter Langeron den von Mortier besetzten Montmartre zu stürmen sich in Marsch gesetzt hatten. Sie ließen sich, während Mortier mit Marmont wegen Anschluß an die von diesem eingegangene Waffenruhe in Unterhandlung trat, nicht abhalten vom Sturme, General Kapczewitsch bemächtigte sich des Montmartre mit neunundzwanzig Kanonen. Mortier wollte sich nun am Thore von Clichy hinter einer Wagenburg noch vertheidigen, da erschmetterten die Trompeten und verkündeten feierlich den definitiv erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes.

Die Unterhandlungen wegen der Capitulation von Paris, die erst zwei Uhr Nachts zum Schlusse kamen, waren nicht nach Blücher's Sinn. Er wollte die Unterwerfung rasch erzwungen wissen; nachher meinte er, könne man bewilligen, was man für gut halte. Indem er vom Montmartre herab die Stadt durch das Fernrohr sich betrachtete, rief er: „Lieber als das Fernrohr, richtete ich meine Kanonen auf das Nest.“ Als die Uebergabe sich länger verzog, als er glaubte, ließ er vierundachtzig schwere Geschützstücke aufpflanzen, und schickte sich zum Uebernachten auf dem Montmartre an. Während dem bestiegen Friedrich Wilhelm und Alexander die Höhe von Chaumont und warfen noch einen Blick auf die eroberte Stadt, die die Strahlen der untergehenden Sonne beschienen. Die auf den Höhen und in der Ebene gelagerten 150,000 M. Truppen stimmten Freuden-Musik und frohe Lieder an. Von den Thoren wehten weiße Tücher und Fahnen.

Die Monarchen kehrten dann mit dem Fürsten Schwarzenberg nach Bondy zurück.

Gegen Napoleon war der russische General Baron von Winzigerode mit 10,000 Mann Cavalerie und reitender Artillerie zurückgelassen worden, um ihn glauben zu machen, das ganze Hauptheer folge ihm. Zwei Tage nach dem Aufbruch der verbündeten Armeen von Vitry am 27. März erfuhr Napoleon nach einem Gefecht mit Winzingerode bei St. Dizier, aus der Aussage der Gefangenen, daß Schwarzenberg und Blücher auf die Hauptstadt losgerückt seien. Er schlug sofort den Weg über Vitry und Troyes ein, um vor ihnen in Paris anzukommen, er erreichte Troyes am 30. Morgens, ordnete hier alles so an, daß sein Heer am 2. April vor Paris eintreffen konnte, trennte sich von den Truppen und eilte nun mit Courierpferden in Begleitung Berthier's und Caulaincourt's auf einem schlechten zweispännigen Fuhrwerk über Feldwege der Straße von Paris zu, auf der ihn zwischen Essone und Villejuif sein Wagen erwartete. Abends zehn Uhr langte er in la Cour de France ohnweit Juvisy an, dem letzten Posthause vor Paris auf der Straße von Fontainebleau her. Die vor den Verbündeten fliehenden zerstreuten Truppenhaufen kamen ihm hier entgegen. General Belliard erscheint, um ihm Mittheilungen über die verlorene Schlacht und die von den Marschällen Marmont und Mortier getroffene Uebereinkunft zu machen. Sprachlos und mit bleichem Gesicht hört der Kaiser, was in seiner Abwesenheit vorgefallen ist. Dicke Schweißtropfen rinnen

ihm von der Stirn. Er entschließt sich endlich auf der Stelle nach Paris aufzubrechen. Man entgegnet ihm, daß dies nach dem geschlossenen Vertrage nicht geschehen könne. Er schickte nun den Herzog von Vicenza nach Paris, um wo möglich noch an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Er wartet, nur durch die Seine von den Vorposten der Verbündeten getrennt, mit zwei Postwagen und einigen Dienern, bis Caulaincourt zurück ist. Morgens vier Uhr trifft dieser ein, er berichtet, daß die Uebergabe der Hauptstadt zwei Uhr Morgens geschehen ist. Napoleon ist außer sich vor Schmerz. Aber er schickt Caulaincourt nochmals ab, um mit Alexander zu sprechen und unter jeder Bedingung ihm die Krone zu retten. Der Großstallmeister besteigt von Neuem das Pferd und verläßt den Kaiser mit den Worten: „Wohlan, todt oder lebendig, ich komme nach Paris und rede mit Alexander.“ Darauf setzt sich Napoleon in den Wagen und fährt zurück nach Fontainebleau. Caulaincourt traf die verbündeten Monarchen noch in Bondy, ward aber hier nicht von dem Kaiser von Rußland empfangen, sondern nach Paris beschieden. Eben als er in Bondy eintraf, wurden die Abgeordneten der Stadt, die Präfecten des Seinedepartements und der Polizei, Deputationen des Generalstabs, der Municipalität und des Offiziercorps der Nationalgarde mit den huldvollsten Versicherungen wieder nach Paris entlassen. Ihre Erzählungen von der freundlichen und gnädigen Aufnahme bei den Monarchen verbreiteten sich schnell durch die Stadt und erhöhten nicht wenig die Gefühle der Bewunderung

und des Vertrauens zu denselben. Man freute sich auf ihren Einzug und schmückte sich festlich zu demselben.

Es war am 31. März 1814 gegen Mittag als der König von Preußen und der Kaiser von Rußland diesen feierlichen Einzug in Paris hielten. Die Garden und die Grenadiere der verbündeten Armeen rückten ein, die andern Truppen, die Truppen, die die Schlachten geschlagen hatten, mußten in der Umgebung von Paris in den Dörfern und Landhäusern bleiben. Es geschah wegen ihres desperaten äußeren Ansehens. Namentlich die Truppen der Avantgarde, die in drei Monaten nicht unter Dach und Fach gekommen waren, kaum ein Hemd gewechselt und nie den Bart geschoren hatten, sahen aus wie Räuber. Aber es wurmte die tapfern Reiterherzen, als die Garden und die übrigen gutmontirten Truppen an ihnen vorüber in die Stadt zogen und ein Herr aus dem Generalstab zu ihnen heran ritt, um ihnen jene Bemerkung zu machen. Ein Oberst erwiederte: „Es mag sein, daß wir wie Räuber aussehen, aber wir sind gesund und können es noch mit allen geschniegelten Herren aufnehmen.“

Den Zug der verbündeten Monarchen eröffnete die preußische Gardereiterei. An ihrer Spitze ritten die Monarchen selbst, umgeben von allen in ihrem Hauptquartier befindlichen Prinzen und Generalen. Unter letzteren fehlte nur der Hauptheld, der alte Blücher. Seine Kränklichkeit hatte so zugenommen, daß er schon am vorigen Tage bei der Schlacht sich nicht hatte auf dem Pferde erhalten können, er hatte seine Befehle im

Wagen sitzend ertheilt, mit einem grünseidenen Damenhute auf dem Kopfe, der ihm als Augenschirm diente. Er blieb am 31. noch in seinem Lager, auf dem Montmartre. Der Empfang, den die Monarchen von den Parisern erhielten, war über alle Maßen ausschweifend, es schien, als sei selbst die Erinnerung an den großen Kaiser entschwunden. Augenzeugen, wie Steffens in seiner Lebensbeschreibung, versichern, daß sie sich des tiefsten Schamgefühls in die Seele dieser veränderlichen Bewohner der Hauptstadt der gebildeten Welt hinein nicht zu erwehren vermocht hätten. Diese Leute waren wie bezaubert durch den Glanz der einziehenden Monarchen, ihr Wohlwollen und ihre Huld, das schöne Ansehen und die gute Haltung der Truppen. Tausende waren bis weit vor die Thore entgegengekommen, man schwenkte die Hüte, alles rief: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben unsere Befreier!“ Man streute Blumen auf den Weg, in der Vorstadt St. Martin war der Andrang der jubelnden Menge so groß, daß die Truppen eine Zeit lang nicht weiter marschiren konnten. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren überfüllt, ebenso die Fenster bis zu den Dächern hinauf. Auf den Balconen grüßten die Damen mit ihren Tüchern und klatschten in die Hände. Die Leute auf den Straßen küßten den Monarchen die Füße und die Kleider, man bot den Truppen Erfrischungen an. Auf den elysäischen Feldern hielt der Zug an, es defilirten hier die Truppen in Parademarsch vor den Monarchen. Friedrich Wilhelm stieg

im Hôtel Villeroi in der Straße Bourbon ab, Alexander nahm im Palaste Talleyrand's seine Wohnung.

Caulaincourt ward, nachdem er zwei Tage auf Gehör gewartet, vom Kaiser Alexander mit vieler persönlicher Theilnahme empfangen, erhielt aber im Punkte der Fortdauer der Napoleonischen Herrschaft eine abschlägliche Antwort. Napoleon entschloß sich nun der Krone für seine Person zu entsagen; er wollte sie seinem Sohne unter seiner oder seiner Gemahlin Regentschaft erhalten wissen. Caulaincourt erschien mit diesem neuen Vorschlage vor Alexander, bei dem er Anklang zu finden schien. Aber Napoleon unterließ es, schnell die Entsagungsurkunde auszustellen und die übrigen Verbündeten zu gewinnen. Am 3. April sprach der Senat Frankreichs unter dem Vorsitze Talleyrand's, der der Hauptführer der politischen Bewegungen damals in Paris war und an die Spitze der provisorischen Regierung, die errichtet wurde, trat, die Entthronung Napoleon's für ihn und seine Erben aus. Die gesetzgebende Versammlung trat diesem Senatsbeschlusse bei. Napoleon war wieder in eine seiner Abspannungsperioden verfallen, die ihn lähmte und zu keinem klaren Entschlusse gelangen ließ. Noch immer hatte er eine Waffenmacht von 40,000 Mann in seiner Nähe, er konnte sich hinter die Loire ziehen, den Kriegsschauplatz nach dem innern Frankreich versetzen, die Heere von der Rhone und den Pyrenäen an sich ziehen, selbst nach Italien den Kampf versetzen. Den Zug ins innere Frankreich billigte ein am 2. April zu Fontainebleau gehaltener Kriegsrath. Aber Napoleon verfolgte diesen

Plan nicht, er wollte vielmehr nach Paris. Schon war Befehl ertheilt, am 4. von Fontainebleau aufzubrechen, als seine eigenen Marschälle ihm erklärten, daß sie nicht nach Paris marschiren würden, sie drangen in ihn, dem Throne zu entsagen. Er thut es in ihrer Gegenwart, aber mit Vorbehalt der Rechte seines Sohnes. Caulaincourt, Ney und Macdonald werden mit der Entsagungsurkunde an die Monarchen nach Paris entsendet. Unterdessen aber hat Marmont mit Schwarzenberg capitulirt und seine Truppen sind am 5. Morgens statt nach Fontainebleau nach Versailles aufgebrochen. Als die Marschälle Napoleon's das Entsagungsschreiben überreichten, entgegnete ihnen der König von Preußen: „Die Ereignisse, die einander drängen, gestatten den verbündeten Monarchen nicht, sich in Unterhandlungen mit dem Kaiser Napoleon einzulassen. Frankreichs Wünsche für die Rückkehr seiner angestammten Fürsten geben sich von allen Seiten immer deutlicher kund. Die erste Staatsbehörde, von der Zustimmung ihrer Mitbürger unterstützt, hat Napoleon des Thrones für verlustig erklärt. Es ist nicht Sache der verbündeten Mächte, sich in die Angelegenheiten der französischen Regierung zu mischen und der Erklärung des Senats entgegen dem vom Throne gestoßenen Kaiser Napoleon ein Recht zuzuerkennen, über die Krone Frankreichs zu verfügen.“ Die Marschälle wollten auf diese Erklärung Friedrich Wilhelm's Erörterungen anknüpfen, allein in jedem Augenblick langten Unterwürfigkeitsbezeugungen der Anführer der Truppen und der Verwaltungsbehörden an, die ihre Rede widerlegten. Die

Worte erstarben ihnen auf der Zunge, man entließ sie mit der einfachen Erklärung, daß Napoleon eine unbedingte, völlige Verzichtleistung auf den Thron Frankreichs für sich und seine Familie zu geben habe. Napoleon, in Kenntniß gesetzt, will nun noch einmal die ihm übrig gebliebene Umgebung für den Plan eines Rückzugs nach der Loire oder nach Italien gewinnen. Aber jetzt ist es vergebens, selbst Berthier bleibt kalt, es verläßt ihn einer nach dem andern. Da war es, wo, wenn die Berichte wahr sind, Napoleon, nachdem er am 9. auf der Jagd gewesen war, Gift nahm. Aber auch dieses Mittel schlug fehl. Nach einer gräßlich durchwachten Nacht erholte er sich wieder und stellte nun am 11. seine Abdankungsurkunde aus. Am 12. nahm er die ihm überlassene Insel Elba mit einem Jahrgehalt von zwei Millionen Franken und einer Leibwache von 400 Freiwilligen an. Neun Tage verzog er noch in Fontainebleau, immer auf irgend ein glückliches Ereigniß, auf eine Meinungsverschiedenheit der verbündeten Mächte wartend. Endlich am 20. April nahm er den berühmten Abschied von seiner alten Garde und setzte sich in den Wagen, um nach dem Hafen Frejus am Mittelmeer zu fahren. Im Anfang seiner Reise ward er überall mit Achtung und Theilnahme aufgenommen. Jenseits Lyon aber verstummte der Beifall. In der Provence, in Orgon, hinter Avignon, zeigte das Volk die heftigste Erbitterung, so daß Napoleon sogar zur Verkleidung seine Zuflucht nehmen mußte: sein Begleiter, der kluge Polizeimann seines Schwiegervaters, General Koller ließ ihn im

Kutscherpelz auf dem Kutschbocke sitzen, die weiße Kokarde an dem Hute. Am 27. April schiffte er sich mit dreißig Personen seines Gefolges in Frejus ein und landete am 4. Mai auf der Insel Elba. Achtzehn Jahre hatte seine glorreiche Feldherren- und Herrscherlaufbahn gedauert, achtzehn Jahre gerade vor dem 11. April 1814, dem Tage der Abdankung in Fontainebleau, hatte er sie mit dem Siege von Montenotte 1796 eröffnet.

Am 30. Mai 1814 schlossen die Diplomaten der acht europäischen Mächte, der fünf großen und Spaniens, Portugals und Schwedens, den ersten Pariser Frieden, von preußischer Seite Hardenberg, von russischer Rasumoffsky, von östreichischer Metternich, von englischer Castlereagh und von französischer Talleyrand. Blücher ward am 3. Juni zum Fürsten Blücher von Wahlstatt, Hardenberg ebenfalls zum Fürsten, Gneisenau, York, Kleist, Bülow zu Grafen erhoben. Dazu erhielt Blücher eine reiche Dotation an den Stift Trebnitzischen Gütern in Schlesien, Hardenberg die Johanniter-Comthurei Lietzen und die Domaine Quilitz, woraus die Standesherrschaft Neuhardenberg formirt ward; Gneisenau die Herrschaft Sommerschenburg bei Magdeburg, York die Maltheser-Commende Klein-Oels bei Ohlau in Schlesien, Kleist die Domaine Stötterlingenburg bei Halberstadt, Bülow Güter im Werth zu 200,000 Thaler, namentlich bei Königsberg in Preußen. Stein, der ebenfalls in Paris anwesend war, erhielt keine Auszeichnung, auch

nicht die Söhne Scharnhorst's. Blücher wollte nichts mit der Diplomatie zu thun haben. Er hatte das Hôtel Fouché bezogen, den Oberbefehl des schlesischen Heers einstweilen an Barclay de Tolly abgetreten und ließ sich von den Pariser Aerzten auscuriren. Er sagte den Diplomaten, die er „diese Schwerenöther von Federfuchsern" zu nennen pflegte: „Ich habe meine Sache gemacht, nun macht ihr die eure. Ihr habt es vor Gott und der Welt zu verantworten, wenn unsre Arbeit umsonst gethan ist und noch einmal gethan werden muß. Mich geht's weiter nichts an." Er äußerte aber gegen seine Vertrauten mit einer ganz richtigen Vorahnung: „Es ist eine Lust und Herrlichkeit, eine Großmuth und Menschenfreundlichkeit ohne Gleichen mit dem Franzosenvolk, daß man's kaum glauben könnte, wenn man's nicht sähe und hörte. Wenn das gut geht, — na, so ist mir's auch recht; mögen sie nur unsre braven Soldaten und das arme Vaterland nicht darüber vergessen."

Gewiß interessant ist die Herzensergießung, die einer der eingeweihtesten Diplomaten, Friedrich von Gentz, bereits am 20. April 1814 von Wien aus an seine Freundin Rahel in Prag gab: „Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern, und meiner eignen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nahmen. Das

ist ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie gewiß sich das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Gesundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächstens nach Baden und lasse die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen, wie sie will."

Blücher seinerseits suchte sich durch hohes Spiel an der grünen Tafel im Palais royal zu zerstreuen, er spielte so hoch, daß einmal auf einem Blatte 20,000 Louisd'or standen. Dabei war er übrigens so ungenirt, daß er einmal, als es ihm im Speisesaal zu warm ward, ganz ruhig seinen Rock auszog und die Herren bat, sich's auch bequem zu machen. Die Franzosen entsetzten sich über diesen Mangel an Politesse, sie konnten es auch gar nicht leiden, daß Blücher Tabak rauchte und starken Punsch trank. Die Engländer aber brachen in lauten Jubel aus. Einer von ihnen verließ, als Blücher den Rock auszog, sogleich den Saal, um sich nach England einzuschiffen und seinen Landsleuten über dieses Zusammentreffen mit dem old Blücher zu berichten.

In Paris verweilte Friedrich Wilhelm über zwei Monate, der in dieser Weltstadt ganz einheimische Alexander von Humboldt machte hier seinen Cicerone. Anfang Juni begab er sich auf eine Einladung des Prinz-Regenten über Boulogne mit Alexander nach London, um den Engländern, ihren ältesten und treuesten Bundesgenossen, einen Besuch

abzustatten. Sie machten hier einen Aufenthalt vom 7.—23. Juni. Die Diplomaten, Minister und Feldherren waren mit ihnen, auch Blücher. Blücher ward in England schon beim Aussteigen in Dover mit dem höchsten Enthusiasmus empfangen, eine Fluth von Menschen zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß geleitete seinen Wagen bis London, fortwährend rufend: „Hurrah! Blücher for ever!“ Ein Wagen des Prinz-Regenten führte ihn direct nach dessen Palais Carltonhouse: es war Abends gegen sechs Uhr. Unwiderstehlich brach das Volk durch die Wachen und Thore bis in die Zimmer des Prinz-Regenten. Da führte dieser den greisen Blücher an der Hand mitten durch das Volk und hing ihm sein mit Brillanten reich besetztes Bildniß um, wobei nach der englischen Hofsitte der alte Herr auf die Kniee niederfiel. In dem ihm neben der Wohnung seines Königs bereiteten Absteigequartier fand Blücher, als er eines Tages von einem Gastmahle in der Freimaurer Tavern zurückkehrte, sein Vorzimmer von Damen erfüllt, die ihn alle sehen wollten. Um sich des Besuchs zu entledigen, wählte er endlich eine List, er umarmte die nächststehenden, in der Hoffnung, die andern würden dann schon flüchten. Aber sie drängten nun nur noch heftiger auf ihn ein, alle wollten die Ehre haben, von dem old Blücher umarmt worden zu sein. Am andern Morgen fand sich wiederum zu seinem Lever ein Gedränge der elegantesten Damen ein, die gleiche Ansprüche machten. Der old Blücher mußte auch diesen Damen sich in die Arme werfen. Wo er

sich nur zeigte, zu Wagen, zu Pferde, im Theater, ward er mit Liebkosungen fast erdrückt. Das Volk stieg ihm in den Wagen, drückte ihm die Hände, spannte ihm die Pferde aus und zog ihn; einmal in Hydepark mußte er vom Pferde steigen und sich in den Garten von Kensington retten. Es gefiel dem old Blücher sehr in London, er äußerte: „Nein so eine Stadt wie London giebt's in der Welt nicht weiter.“ In Oxford machte ihn die Universität mit seinem König, Kaiser Alexander und Metternich zum Doctor. Er meinte: „macht Gneisenau zum Apotheker, der hat mir die Pillen gedreht. Wir zwei gehören einmal zusammen.“ Zu Ascott beim Pferderennen brach das Volk wieder durch die Schranken und rief: „Blücher heraus!“ Der Prinz-Regent trat hervor und erklärte artig, er sei noch nicht da. Er mußte nun den Kaiser Alexander vorführen, der mit lautem Beifall empfangen wurde. Aber als der alte Blücher selbst kam, wollte der Jubelruf gar kein Ende nehmen. In Portsmouth strömten 300,000 Menschen zusammen, um ihn zu sehen, zwei Matrosen tanzten auf seinem Wagen, Blücher trank vor der ungeheuern Volksmenge, die unter seinen Fenstern versammelt war, einen Becher auf das Wohl des englischen Volks. Noch in Dover, als er bei der Abreise nach Calais überfahren wollte, mußte er den ihn rings umwogenden Menschen fortwährend rechts und links die Hände reichen, bis er ins Boot stieg. Nur ein Engländer war nicht entzückt von dem old Blücher: der Dichter Lord Byron. Er schrieb in

sein Tagebuch: „Ich erinnere mich Blücher in einigen Londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und nie sah ich einen Mann seines Alters, der ein so wenig ehrwürdiges Ansehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werbe-Sergeanten macht er Ansprüche auf die Ehre eines Helden. Es ist gerade, als wenn ein Stein angebetet sein wollte, weil ein Mensch über ihn gestolpert ist.“

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in England traf Friedrich Wilhelm am 26. Juni wieder in Calais ein und ging als Graf von Ruppin nach der Schweiz, um von dem von Berthier wieder abgetretenen Neufchatel Besitz zu nehmen. Er besuchte hierauf das Berner Oberland und kehrte dann nach Berlin zurück. Am 7. August hielt er mit den Prinzen, dem alten Blücher, Bülow und Tauentzien seinen feierlichen Einzug durch das wieder mit dem aus Paris zurückgebrachten Siegeswagen geschmückte Brandenburger Thor. Von da ritt er durch die Linden zu einem im Lustgarten vor dem Schlosse errichteten Altar, an welchem die Geistlichen aller Confessionen versammelt waren. Es wurde hier ein feierlicher Gottesdienst und zum Schlusse ein Dankgebet gehalten und alles Volk fiel dabei mit dem König auf die Kniee. Gerade in diesem Augenblick brach nach einigen gefallenen Regentropfen die bis dahin verhüllte Sonne aus dem düstern Gewölke hervor und beleuchtete auf kurze Zeit die Scene. Am Abend war die Stadt so glänzend, wie

noch niemals, erleuchtet und der König ritt unter lautem Jubelruf, wie am Morgen, umher. Schon am 17. September wurden durch einen Ministerialerlaß die Vorbereitungen zu einer neuen Liturgie angekündigt, „die der Form des Gottesdienstes mehr Feierlichkeit geben solle, da der bisherige nicht genug anrege und ergreife.“

Für den Herbst zum 1. October war der große Monarchen- und Minister-Congreß in Wien bestimmt, wo über die durch Napoleon's Sturz herrenlos gewordenen Länder verfügt werden sollte. Friedrich Wilhelm kam am 25. September mit Hardenberg und Humboldt daselbst an. Stein trat in den Unterhandlungen als russischer Bevollmächtigter auf. Die Entschädigungsfrage Preußens wurde eine Hauptschwierigkeit des Fortgangs der Unterhandlung. Es war mit Worten vielfach anerkannt worden, daß Preußen die Hauptsache für die Befreiung Deutschlands gethan habe; sogar der Kaiser von Oestreich hatte bei seiner Anwesenheit in Paris, als nach der Entthronung Napoleon's die stellvertretende Regierung sich den Bundeshäuptern vorstellte und an ihn Worte des Dankes richtete, sie an den König von Preußen gewiesen und erklärt: „Diesem Fürsten habe ich und haben Sie die Rettung Europas und Frankreichs zu verdanken.“ Preußen hatte die Versicherung erhalten, seine Wiederherstellung in der Größe, die es vor dem Tilsiter Frieden gehabt hatte, zu erlangen. Man gewährte sie ihm zum Theil am Rhein und Westphalen, aber die Landestheile, die Preußen von Polen inne-

gehabt hatte, nahm Rußland für sich in Anspruch. Dafür sollte zur Entschädigung Sachsen an Preußen fallen. Fürst Hardenberg stellte die erste Forderung von Sachsen an die Bevollmächtigten Oestreichs und Großbritanniens am 9. u. 10. October. Lord Castlereagh gab schon unterm 11. October freudig seine Zustimmung, Metternich unterm 22. October dagegen nur auf den Fall, daß „die Gewalt der Umstände die Vereinigung Sachsens mit Preußen unvermeidlich machte,“ er bezog sich darauf, daß diese Vereinigung dem allgemeinen Gefühle widerspreche, er sprach den Wunsch aus, daß Sachsen der an Böhmen grenzende Theil erhalten werden möge. Entschieden erklärte sich Castlereagh für Herstellung Polens als eines unabhängigen Reichs unter einem besonderen Fürstenhause, entschieden Metternich, daß Oestreich lieber auf seine Unkosten ein neues polnisches Königshaus entstehen sehen werde, als zu einer ungemessenen Vergrößerung Rußlands beitragen. Der Kaiser von Rußland entgegnete darauf Castlereagh, „daß er sich die Unabhängigkeit Polens gefallen lassen und zur Herstellung derselben sogar alle seine in diesem Lande erworbenen Besitzungen zurückgeben wolle, wenn ganz Europa in die Lage zurück versetzt wurde, in der es sich vor den Theilungen Polens befunden habe. Allein Großbritannien werde am wenigsten die Ländermasse zurückerstatten wollen, die es seit jener Zeit an sich gebracht habe und wolle und könne es auch das, so behielte es doch immer noch ein unauf-

14*

wiegbares Uebergewicht durch den Abgang aller der fremden Flotten, deren Vernichtung es bewirkt habe."

Nach dieser Erklärung war es unvermeidlich, daß man auf die Theilung Polens zurückkommen mußte.

Jedenfalls hätte Preußen besser gethan, bei der großen Wiederherstellung seine Forderungen auf eine Vergrößerung an der Seite zu richten, wo sie ihm von der Natur geboten ist, nämlich im Nordwesten, es hätte eine Stellung seiner Hauptmasse an dem deutschen Hauptmeere der Nordsee verlangen sollen; es war in dieser Beziehung nöthig, Ostfriesland, dessen wackre Bewohner noch dazu mit Liebe an Preußen hingen, um jeden Preis fest zu halten und es nicht an Hannover, so wie Lauenburg nicht an die Dänen geben zu lassen; die Rheinprovinzen hätten namentlich mit Mainz besser abgerundet und die Maas hätte nicht den Holländern überlassen werden müssen. Statt dessen mattete Preußen sich um Sachsen ab. Es brachte sich, indem es diesen Staat vernichten oder entkräften wollte, um das öffentliche Vertrauen und bestand, ohne einmal die unumstößliche Nothwendigkeit dieser harten Maßregel für sich anführen zu können, nach gewichtigen Stimmen in der öffentlichen Meinung, auf einem Unrecht.

Für Sachsen verwandten sich die bei der Frage selbst betheiligten herzoglichen Häuser, namentlich Coburg, ferner die deutschen Fürsten zweiten Rangs, namentlich Baiern und Würtemberg und ganz besonders Talleyrand im Namen Frankreichs. Der

regierende Herzog von Sachsen-Coburg nahm die Geneigtheit des britischen Volkes in Anspruch. Das Parlament entschied sich in der Mehrheit für die Erhaltung Sachsens. Der Prinz-Regent, seit dem Besuch der Monarchen von Preußen und Rußland gegen diese und ganz für Metternich, der ihn bezaubert hatte, eingenommen, ließ an Castlereagh eine fulminante Depesche ergehen, worin er ihm bedeutete, „nicht im sansculottisch-monarchischen Sinne zu verfahren, sondern das Princip der Erhaltung der Dynastien aufrecht zu halten, keinen Ideen Eingang zu geben, die, wie die zeitherigen, revolutionairer Tendenz wären.“ Metternich, durch die gänzliche Umstimmung des nobeln Lords überrascht und noch weit mehr vergnügt, trat nun fest gegen den Kaiser Alexander auf, so fest, daß man Zank und Streit im Vorzimmer hörte. Mit Stein, den der Kaiser in die Unterhandlung darauf ziehen wollte, weigerte sich Metternich zu tractiren. Der Kaiser kam nun nicht mehr in seine Gesellschaften, ja so weit kam es, daß der Kaiser Alexander und der König von Preußen ihren Bruder Franz persönlich klagend gegen Metternich angingen. Aber Metternich wußte sich zu behaupten. Der alte Talleyrand verfocht mit ihm die Wiederherstellung des Königs von Sachsen durch den Grundsatz der Legitimität, er behauptete, daß der ungeschmälerte Sieg der gesetzmäßigen Thronfolge im Gegensatz der Gewaltherrschaft, nicht erreicht sei, wenn man den König von Sachsen nicht wieder in sein rechtmäßiges Besitzthum einsetze.

Dieser neue Gesichtspunkt, die Theorie der Legitimität, verfehlte ihre Wirkung nicht. Im Geheim schlossen am 6. Januar 1815 Oestreich, Großbritannien und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Preußen und Rußland. Baiern, Hannover, Holland und Sardinien traten diesem Bündnisse bei. Die Sache blieb ein Geheimniß und Alexander erhielt davon erst nach der Rückkehr des französischen Kaisers durch dessen Minister Kenntniß, wobei Napoleon stark hoffte, sich Rußland verbinden zu können. Rußland hatte im November 1814 Sachsen den Preußen geräumt, aber noch im Januar 1815 hatte der König, wie Nostitz in seinem Tagebuche berichtet, mit Hardenberg einen gewaltigen Auftritt. „Eine lange verhaltene Unzufriedenheit brach über die preußische Besetzung von Sachsen endlich aus. „„Ich hab's immer, hat der König in seinen gebrochenen Redensarten herausgeworfen, hab's immer gesagt, daß es ein voreiliger Schritt sei — haben aber Alle klüger sein wollen — nun ist die Prostitution fertig, wenn man wieder abziehen muß. Geschieht gar nichts Kluges mehr, soll aber Alles so aussehn."" Hardenberg hat gar nicht können zu Worte kommen." „Der König von Preußen, schreibt Nostitz an einer andern Stelle, sieht immer aus, wie Groll und Zorn. Wenn er auch von dieser Congreßkost sich zuweilen nährt, so täuscht das Ansehen doch gar sehr. Er ist im Gegentheil sehr empfänglich und bezeigt eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy (geborne Gräfin Festetics, des Geh. Raths

Grafen Carl Zichy Gemahlin seit 1806, gestorben 1816; Alexander nannte sie die „beauté céleste" des Congresses) die man auch für Gewöhnung auslegen möchte. Die Frau weiß, wie in Potsdam die Parade sich stellte, wie sonst und jetzt die Preußen angezogen waren u. s. w. Sie regalirt dafür die courtcisirende Majestät mit Erhabenheit und Religion. Diese Gespräche dauern oft ganze Abende, in traulichen, doch scheinbar finstern têtes à tête."

Am 1. Februar kam der an Castlereagh's Statt geschickte Wellington zum Congresse, die sächsische Frage wollte aber immer noch keine Entscheidung erlangen. Man fing nun schon mit Drohungen an, den bevorstehenden Bruch einzuleiten: Oestreich zog seine Truppen in Mähren zusammen, Frankreich berief seine entlassenen Truppen wieder ein, Rußland ließ durch den Grafen Nesselrode erklären, daß acht Millionen sich für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen rüsteten; schon am 11. December 1814 hatte der Großfürst Constantin die Polen eingeladen, sich mit ihm für ihre politische Existenz zu verbinden, er stellte ihnen die Wiederherstellung des alten Polens in Hoffnung.

Die Nachricht von der Rückkehr Napoleon's schlug endlich alles Drohen und Zaudern und Zögern nieder. Daß er Elba verlassen habe, erfuhr man durch den englischen Consul in Livorno über Florenz am 5. März Abends in Wien, als die Häupter des Congresses eben bei der Kaiserin von Oestreich versammelt waren, um der Darstellung eines lebenden Bildes bei-

zuwohnen. Der Herzog von Wellington soll vierundzwanzig Stunden früher unterrichtet gewesen sein. Erst am 8. März erfuhr man, daß sich Napoleon nach Frankreich gewendet habe und siegreich auf die Hauptstadt losgehe. Gerade an diesem Tage hatten sich die Fürsten Metternich und Talleyrand mit dem Herzog von Wellington zu dem König von Sachsen begeben, der auf Einladung der Großmächte von Friedrichsfelde bei Berlin nach Presburg gekommen war, um dem Congresse näher zu sein. Sie legten ihm die schon fertigen Beschlüsse desselben vor, kraft deren Sachsen getheilt werden solle. Rußland hatte in die Abtretung Posens gewilligt. In größter Einigkeit ward Napoleon darauf am 13. März in die Acht der acht Mächte, die den Parisen Frieden unterschrieben hatten, erklärt und aufs Schleunigste von Neuem die Kriegsheere gegen ihn in Bewegung gesetzt.

Napoleon, mit nur 1500 Mann am 2. März 1815 bei Cannes in Provence gelandet, war in Frankreich mit Enthusiasmus wieder aufgenommen worden. Seine Vorausverkündigung in den Manifesten, die er bei seiner Landung erließ, daß der Adler mit den Volksfarben vor ihm her von Thurm zu Thurm fliegen werde, bis er sich auf dem von Notre Dame niedergelassen habe, war in Erfüllung gegangen. In Zeit von drei Monaten stand über eine halbe Million Franzosen für ihn in den Waffen. Am 15. Juni, dem Jahrestage der Schlachten von Marengo und Friedland eröffnet er, nachdem er Paris am 12. Juni

Morgens verlassen, mit 120—130,000 Mann von der Seite von Maubeuge her in Belgien den Kampf. Gegen 220,000 Mann standen ihm hier entgegen, das britische Heer, 100,000 Mann stark, unter Wellington, der in Brüssel sein Hauptquartier hatte und das preußische Heer, gegen 120,000 Mann stark, unter Blücher, dessen Hauptquartier sich in Namur befand.

Blücher war, als die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich bekannt ward, gerade in Berlin. Sein erster Ausruf über die unerwartete Begebenheit war gewesen: „Nun da haben wir den Sallat!" Er war zum englischen Gesandten gegangen, hatte ihn aus dem Schlafe geweckt und ihm in die Ohren gerufen: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?" Er hatte sofort zum erstenmale wieder seine Marschallsuniform angelegt und verschwor sich hoch und theuer, „den Spitzbuben, wenn er ihn kriege, ohne Weiteres und ohne Anfrage erschießen zu lassen." Von Wien aus erließ der König unterm 7. April einen neuen Aufruf zur Bewaffnung des Volks. Am 15. Mai erfolgte der Aufruf der Landwehr zweiten Aufgebots und des Landsturms. An demselben Tage erschien Blücher in Namur. Gegen Ende des Monats kam er mit Wellington persönlich zusammen, beide Feldherren entwarfen gemeinschaftlich den Operationsplan. Man nahm an, daß Napoleon's Hauptabsicht dahin gehen werde, Brüssel zu nehmen. Er konnte von Maubeuge aus links über Bergen hervorbrechen: in diesem Falle sollte Wellington den ersten Angriff aufnehmen und

Blücher ihn dabei unterstützen. Im anderen Falle, wenn Napoleon von Maubeuge aus rechts über Charleroi komme, solle Blücher die Schlacht annehmen und von Wellington unterstützt werden.

Der letztere Fall trat ein. Napoleon wollte zuerst die Preußen angreifen und dann das britische Heer schlagen. Er berechnete sehr richtig, daß der vorsichtige und bedächtige Wellington nicht so schnelle und entscheidende Hülfe Blüchern leisten werde, als dieser jenem. Am 15. Juni, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, Morgens griff Napoleon die preußischen Vortruppen unter General Ziethen an und erzwang bei Charleroi den Uebergang über die Sambre. Blücher nahm für den 16. die Schlacht an, dabei auf die Mitwirkung des Wellington'schen Heeres rechnend. Er schickte im Laufe des 15. vier Eilboten nach Brüssel. Die erste Nachricht empfing der Herzog von Wellington Nachmittags vier Uhr, als er eben von Tische aufstand. Wellington aber, der den Angriff der Franzosen von Bergen her erwartete, glaubte, Blücher sei vielleicht durch Scheinbewegungen irre geführt, weil von den Vorposten von Bergen her noch keine Meldung eingetroffen war. Auf eine zweite Mittheilung Blücher's, die gegen Abend eintraf und die den Verlust der Sambre-Uebergänge bekannt machte, ließ Wellington den Befehl ertheilen, daß die Truppen zum Aufbruche bereit gehalten werden sollten. Er besuchte hierauf am 15. Abends spät noch einen Ball bei der Herzogin von Richmond. Um Mitternacht kam die amtliche Anzeige von den Vorposten bei Bergen, daß

die französischen Truppen sich rechts nach der Sambre gezogen hätten. Die dringenden Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig, der auf dem Balle mit zugegen war, bewogen endlich Wellington, den Befehl zum Abmarsch zu ertheilen. Er erfolgte mit Anbruch des Morgens. Zwölf kostbare Stunden waren verloren. Wellington's Zögerung bewirkte Blücher's Verderben, den Verlust der Schlacht bei Ligny am 16. Juni. Ein Uhr Mittags an diesem Tage, kurz vor dem Beginn der Action, erschien zwar Wellington auf der Höhe von Bry, um in einer persönlichen Unterredung mit Blücher diesen zur Annahme der Schlacht zu bewegen; Wellington versicherte, daß seine Truppen in Bewegung seien, im Augenblick heranrücken und den linken feindlichen Flügel hinreichend beschäftigen würden; — aber die britischen Truppen vermochten nicht, das Schlachtfeld zu ereilen, sie wurden bei Quatrebras durch den Marschall Ney aufgehalten. Eben so wenig traf das Corps Bülow's von Lüttich her bei Blücher ein: die Befehle dazu erreichten ihn theils zu spät, theils empfing er sie gar nicht. Blücher mußte allein den Kampf mit Napoleon ausfechten, seine Armee war gegen 84,000 Mann stark, die Napoleon's gegen 75,000 Mann. Drei Uhr Nachmittags begann die Schlacht, sie war bis neun Uhr Abends unentschieden. Nach neun Uhr trat ein starker Gewitterregen ein und die Luft verfinsterte sich. Da erschien Napoleon vor Ligny mit den Garden, der Reiterei und einer starken Geschützmasse, um noch einen letzten Hauptangriff zu machen. Blücher hatte bereits alle Reserven

ins Gefecht gezogen, triumphirend rief Napoleon, als er die Aufstellung der Preußen überblickte: „Sie sind verloren, sie haben keine Reserve mehr!“ Blücher setzte sich selbst an die Spitze eines Reiterangriffs und jetzt war es, wo der Augenblick der höchsten Gefahr für ihn eintrat. Die französischen Kuirassiere Milhaud's warfen die preußische Cavalerie über den Haufen, Blücher befand sich mitten im Handgemenge, sein Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von Großbritannien geschenkt hatte, erhielt einen tödtlichen Schuß in den Leib, es rannte pfeilschnell fort; als es zusammenstürzen wollte, rief Blücher seinem Adjutanten, dem Grafen Nostitz zu: „Nostitz, nun bin ich verloren!“ In demselben Augenblicke stürzte das Pferd, mit ihm Blücher, besinnungslos halb unter demselben liegend. Sogleich sprang Nostitz von seinem Pferde herab und jagte es durch einen Schlag ins weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken, er hielt sich unbeweglich, auf der Seite der Straße, ein Pistol in der Hand, neben dem Feldmarschall. Zum Glück sammelte sich die preußische Reiterei wieder und warf die französische zurück. Die französischen Kuirassiere sprengten an Blücher vorüber, die Preußen setzten ihnen nach, Nostitz hielt die vordersten an, man half Blüchern auf und hob ihn auf ein anderes Pferd. Kaum war dies gethan, als die Franzosen zurückkehrten, die Preußen mußten nochmals weichen und Blücher entkam noch eben mit ihnen.

Zwischen zehn und elf Uhr trat das preußische Heer durch das entscheidende Wort Gneisenau's, da Blücher für todt galt, bestimmt, seinen Rückzug an, nordwärts nach Wawre, in vollkommener Ordnung und wenig vom Feinde beunruhigt. Der Verlust aber war groß gewesen, nach preußischen Angaben wurden gegen 12,000 Mann kampfunfähig gemacht und sechszehn Kanonen gingen verloren, Gourgaud giebt 25,000 Mann und Vaudoncourt funfzig Kanonen Verlust an. Napoleon zählt 20,000 Ueberläufer und Ausreißer auf, die Preußen geben nur 8000 zu, neuausgehobene Truppen aus den vormals französischen Landschaften am Rheine, die aber in den folgenden Tagen wieder eingebracht worden sein sollen. Blücher's Muth aber blieb ungeschwächt. Er hatte sich beim Sturz vom Pferde die eine Seite stark zerschlagen, der Schmerz war heftig, er konnte sich kaum regen. Aber sein guter Humor verließ ihn nicht. Der Wundarzt wollte ihn mit etwas einreiben. Blücher frug, was es wäre? Der Arzt antwortete: „Es sind Spirituosa.“ „So, sagte Blücher, auswendig hilft das Ding nichts,“ riß ihm das Glas aus der Hand und trank es aus. Darauf ließ er sich Champagner bringen. Selbst das eingetretene böse Wetter vermochte nicht, ihn mißgestimmt zu machen. Als er die herabströmenden Regengüsse bemerkte, äußerte er: „Das sind unsre Verbündete von der Katzbach; die ersparen dem König viel Pulver!“ Wellington ließ er melden, daß er nicht nur mit zwei Heerhaufen, wie

dieser es wünschte, sondern mit gesammter Macht zu ihm stoßen werde.

Wellington hatte unterdessen am 16. Juni gegen den Marschall Ney bei Quatrebras gekämpft. Hier war es, wo der Herzog von Braunschweig den Heldentod starb. Wellington hatte das Schlachtfeld behauptet, sein Heer lagerte die Nacht über auf demselben, er selbst übernachtete in Gemappe. Am 17. früh sieben Uhr erfuhr er den Ausgang der Schlacht bei Ligny und den Rückzug Blücher's auf Wawre. Er machte nun ebenfalls eine rückgängige Bewegung und stellte sich auf der Straße von Gemappe nach Brüssel in dem nachher durch den Sieg so berühmt gewordenen Schlachtfelde von Waterloo auf. In Waterloo, einem Dorfe nahe an dem dahinterliegenden Walde von Soignes, übernachtete der Herzog. Diese Stellung, die von der Hauptstadt Brüssel vier Stunden entfernt und nur durch den Wald von Soignes davon getrennt ist, hatte der Herzog auf seiner Reise nach Paris im Jahre 1814 zur Vertheidigung Belgiens am geeignetsten gefunden. Die Chaussée durchzieht diesen Wald, der aus hochstämmigen, dichten Anpflanzungen besteht. Der Boden außerhalb der Chaussée und den wenigen Verbindungswegen war ein fortlaufender Morast. Der Regen, der den Boden aufweichte, strömte den ganzen 17. Juni noch fort, erst am 18. Morgens ließ das böse stürmische Wetter nach. Im Fall die Schlacht verloren ging, konnte man sowohl bei der Höhe la Haye sainte die Chaussée mit Kanonen bestreichen, als auch in der fast ununterbrochenen

Häuserreihe, die zu bei den Seiten bis nach Brüssel hin an ihr liegt, Vertheidigungspunkte finden.

Napoleon hatte am Morgen nach der Schlacht von Ligny das Schlachtfeld besichtigt, mit dem Marschall Grouchy und dem General Gerard über Staatsangelegenheiten und andere der Bestimmung des Augenblicks ganz fremdartige Dinge gesprochen. Erst gegen Mittag beauftragte er Grouchy, mit 23,000 Mann die Preußen, die er in der Richtung rechts nach Namur und Lüttich nach dem Rhein hin auf der Flucht vermuthete, statt daß sie links nach Wawre gezogen waren, wo er sie beträfe, anzugreifen und in den Rhein zu stürzen; mit den ihm übrig bleibenden gegen 70,000 Mann und 300 Kanonen wollte er selbst den Engländern entgegengehen. Er übernachtete in Caillou hinter Gemappe. Ein Uhr Morgens durchwandelte er, von Bertrand begleitet, das Schlachtfeld. Fünf Uhr klärte sich das Wetter auf und der Himmel ward mit jeder Stunde heitrer. Als Napoleon das auf den Höhen vor dem Wald von Soigne aufgestellte Heer der Engländer ansichtig wurde, rief er froh aus: „Ha, nun hab' ich sie, diese Engländer!“ Er verschob aber den Angriff bis auf die Mittagsstunde, weil er das Eintreffen Grouchy's in Wawre um diese Zeit erwartete, der ihm in der Nacht um zwei Uhr gemeldet hatte, daß die Preußen nicht nach Namur, sondern nach Wawre gezogen seien. Um Mittag ritt Napoleon nach der Anhöhe von la Belle Alliance, um die Schlacht zu überblicken. Um ein Uhr war sie in vollem Gange. Drei Stunden lang hatte Wellington den

heißesten Kampf zu bestehen, Napoleon drängte auf alle Punkte seiner Stellung mit der gewaltigsten Macht. Er war über 90,000, Wellington nur 64,000 Mann stark. Wellington hielt auf der höchsten Anhöhe der Brüssler Straße in der Mitte seiner Schlachtlinie, das Fernrohr in der Hand, inmitten des heftigsten Kartätschenregens, unter welchem mehrere seiner Adjutanten dahinsanken. Die Vertreter Preußens, Rußlands, Oestreichs und Spaniens, die Generale Müffling, Pozzo di Borgo, Baron Vincent und Miguel Alava umgaben ihn. Er durchritt mit Gleichmuth die Schlachtreihen in den gefahrdrohendsten Augenblicken, sammelte die zerstreuten Corps und führte sie in Person wieder gegen den Feind. Er enthusiasmirte sie mit der fortwährenden Ermunterung: „Kinder, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England sagen?“ Die Engländer hielten auch Stand wie die Mauern. So oft auch die Kanonen ihre Reihen durchbrachen, immer sogleich wurden sie wieder geschlossen. Selbst Napoleon sagte zu Soult, indem er zuerst die gute Haltung der Franzosen bewunderte, dann aber auch dem Feind sein Recht zukommen ließ: „Welche brave Truppen! Wie sie arbeiten! Aber auch diese Engländer schlagen sich gut. Doch, werden sie nicht endlich Anstalten zum Abzuge machen?“ „Ich glaube, erwiederte der Herzog von Dalmatien, sie werden sich eher in Stücke hauen lassen.“ Nichts desto weniger zweifelte Napoleon gar nicht am Gelingen, er lud seine Vertrauten ein, mit ihm in Brüssel zu Abend zu speisen. Schon drei Uhr

sandte er einen Courier mit der Siegesnachricht nach Paris. Wellington wurde endlich so hart bedrängt, daß er schon einen Theil seiner Flügelstellungen in die Mitte ziehen mußte. Er seufzte tief: „Möchte es Gott gefallen, daß endlich die Nacht oder das Heer Blücher's herankäme!" Es war ein entscheidender Augenblick, das Schicksal Europas hing an Secunden. Da ertönte Kanonendonner von der rechten Flanke der Franzosen her. Napoleon vernahm ihn. „Es ist Grouchy!" sagte er voller Freude. Es war aber nicht Grouchy, der von Thielemann bei Wawre festgehalten wurde, sondern es war der alte Blücher, der Napoleon wie Grouchy desorientirt hatte durch den von Gneisenau befohlenen Marsch nordwärts. Wellington, der sich im dicksten Kugelregen unter seinen Bergschotten mitten auf die Brüssler Chaussée auf die Erde gesetzt hatte, fuhr plötzlich auf, Thränen kamen in seine Augen, er rief mit erleichterter Seele: „Nun da ist der alte Blücher!"

Blücher war mit seinen braven Truppen durch die aufgeweichten, grundlosen Wege aufgehalten worden, im Engweg von St. Lambert hatte man den angeschwollenen Lasne-Bach durchwaten müssen. Viele Leute sanken von Müdigkeit um, die Kanonen blieben stecken. Blücher aber, trotz seiner Wunden, trieb immer vorwärts. „Kinder, rief er, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Blücher kam auf dem Schlachtfeld nach vier Uhr an.

Er wartete den Heranzug der Heerhaufen nicht ab, sondern beschloß gleich mit den Vortruppen den Angriff. Allen nachziehenden Truppen ward die möglichste Beschleunigung ihres Marsches anbefohlen. Zum Vereinigungspunkt sollte das Vorwerk la belle Alliance dienen, das seiner hohen Lage und hellrothen Dächer halber überall leicht zu erkennen war. Halb fünf Uhr stürzten die ersten Preußen unter Bülow, dem Sieger von Groß-Beeren und Dennewitz, aus dem Walde von Frichemont hervor, den die Franzosen unbesetzt gelassen hatten, auf den rechten Flügel derselben. Zugleich ließ Blücher in bedeutender Entfernung hinter ihnen fortwährend ein Kanonenfeuer donnern, um den Engländern sowohl die nahe Hülfe anzukündigen, als auch um die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen. Blücher hatte richtig gerechnet, dies Feuern überzeugte Napoleon, daß der erwartete Grouchy nicht komme, sondern daß Blücher im Anzuge sei. Er schien alle Fassung zu verlieren und erholte sich nur, als er die geringe Anzahl der Preußen überblickte. Er ließ den rechten Flügel, wo Graf Lobau commandirte und der in Planchenoit stand, mit acht Bataillonen der jungen Garde und vierundzwanzig Geschützstücken verstärken. Es gelang, die Bülow'schen Truppen zu werfen. Um sechs Uhr Abends stand die Schlacht für die Verbündeten bedenklich. Wellington hatte alle seine Reserven ins Feuer geführt, Bülow sah sich an beiden Flügeln hart bedroht. In diesem Augenblick erschienen die Vortruppen des Ziethen'schen und Pirch'schen Heertheils der Preußen. Napoleon wagt

nun einen letzten und entscheidenden Schritt, er verstärkt von den acht Bataillonen der Garde, die ihm noch übrig sind, mit vieren seinen rechten Flügel in Planchenoit gegen die Preußen, die andern vier Bataillone rücken zum Viereck geordnet gegen die Höhe la Haye sainte auf das englische Centrum. Marschall Ney führt sie an. „Seht, sagte Napoleon, als sie an ihm vorüberzogen, indem er mit dem Finger auf die Lücken in der Schlachtordnung Wellington's hinwies, seht, das ist die Straße nach Brüssel!“ Es war den Garden die Lüge gesagt worden, daß die zur Rechten heranziehenden preußischen Truppen Franzosen vom Heere Grouchy's seien. Die Garden marschieren sieben Uhr Abends auf die Anhöhen der englischen Mittelstellung los, sie ersteigen sie im Sturmschritt unter dem furchtbaren Kartätschenhagel von den Kanonen bei la Haye sainte. Die englischen Garden Maitland's, die so lange am jenseitigen Abhang auf der Erde gelegen hatten, erheben sich jetzt und stellen sich zum Empfang der Feinde vier Mann hoch in Linie auf. Sie eröffnen ein Bataillonfeuer, als die Garden in ziemliche Nähe herangekommen sind. Marschall Ney verliert sein Pferd, er setzt sich zu Fuß mit gezogenem Degen an die Spitze der Grenadiere. Die englischen Garden weichen, ihre erste Linie wird durchbrochen, ihre Geschütze hören auf zu feuern. Die französischen Garden erreichen die Höhe. Aber hier überschüttet sie ein neuer Kartätschenhagel. Achtundzwanzigmal halten sie die Schüsse der britischen Feuerschlünde von la Haye sainte aus, beim neunundzwanzigsten

15*

weicht der linke Flügel. Nun ergreifen die englischen Garden das Bayonnet und durchbrechen die Reihen der Franzosen. Dies war die entscheidende Krisis. Wellington läßt seine ganze Schlachtlinie vorwärts gehen. Zu gleicher Zeit donnert Ziethen den Franzosen mit seinen Kanonen in die Flanke, das preußische Heer jagt unter Trommelschlag den rechten Flügel der Franzosen vor sich her. Heiter ruft Blücher seinen Truppen zu: „Bravo, ich kenne euch, meine Schlesier, heute wollen wir uns mal die Franzosen von hinten besehen! Druf, druf, vorwärts!“ Napoleon wird von zwei Seiten umfaßt, hier von den Preußen, dort von den Engländern. Den Preußen gelingt es, die zur Unterstützung des rechten französischen Flügels nach dem Dorfe Planchenoit geschickten Gardebataillone aus demselben herauszuwerfen, mit diesem Dorfe ging der letzte Stützpunkt des Rückzugs der Franzosen nach Gemappe verloren. Als die aus Planchenoit geworfenen Garden aus dem Dorfe stürzten, sahen sie die erste Abtheilung des von den Engländern zurückgeworfenen französischen Heers auf dem Anger des Dorfs anlangen, der ihnen zum Sammelplatz angewiesen war. Die Schlachtlinie Napoleon's verwandelte sich jetzt in einen wild verworrenen Knäuel, der sich im dichtesten Gedränge, rath- und hülflos wie im Kreisel gedreht, nach der Straße von Gemappe zurückwälzte. Da alle Heere durch die Unordnung geschlagen werden, die entsteht, wenn aus den Gemüthern das Zutrauen weicht, das die Kraft zum Widerstand giebt, so sah auch Napoleon, daß hier

nichts weiter zu thun sei und floh, wie die andern, vom Schlachtfelde. Die englische und die preußische Reiterei, die plötzlich das Feld weit in der Runde bedeckte, blieb ihm beständig auf dem Nacken. Von allen Seiten ertönte das Geschrei der englischen Reiter, sich zu ergeben. Nur das zweite Bataillon des ersten Garde-Chasseurregiments hielt noch Stand, ihm und der einbrechenden Dunkelheit verdankte Napoleon seine persönliche Rettung. General Cambronne, der Führer dieses Bataillons, der mit Napoleon auf der Insel Elba gewesen war, rief: „die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!“ Er wurde von einem Granatsplitter am Kopfe verwundet, sank vom Pferde, der englische Oberst Halkett nahm ihn gefangen.

Auf der Höhe von Planchenoit beim Vorwerk la belle Alliance — so genannt, weil sich hier einst ein paar schöne Liebende angesiedelt — auf dem Punkte, wo Napoleon die Schlacht, die letzte Schlacht seines Lebens, commandirt hatte, reichten sich neun Uhr Abends Wellington und Blücher beim Zusammentreffen mit ihren Truppen die Hände. Blücher war mit einem schlechten grauen Militairrock mit rothem Kragen und einer Feldmütze bekleidet und seine Waffe bestand in einem Säbel. Wellington trug einen blauen Ueberrock, weiße Unterkleider, eine weiße Halsbinde und einen dreieckigen Hut mit einer vierfachen Kokarde, die auf die vierfache Feldmarschallswürde deutete, die ihm von England, Spanien, Portugal und den Niederlanden zuertheilt war und wozu später noch die fünfte, die preußische, kam. Die beiden

Feldherren wünschten sich gegenseitig zu dem gewonnenen Siege Glück. „Ich werde in Bonaparte's gestrigem Nachtquartier schlafen," sagte **Wellington**. „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen," sagte Blücher. So geschah es: das preußische Heer übernahm die Verfolgung, das niederländisch-englische rastete und übernahm dann das Vordringen über Nivelles nach Frankreich.

Es war eine mondhelle Nacht. Die gesammte preußische Reiterei und die Scharfschützen von vier Regimentern, mit einer Geschützbatterie versehen, setzten den fliehenden Franzosen unter Hurrahruf, Trommelwirbel und Hörner- und Trompetenklang nach. Die ganze Heerstraße nach Gemappe war ein endloses Gewirre. Aus sieben Bivouacs wurden die Franzosen aufgejagt und der Grenze von Frankreich zugetrieben. Napoleon war so in Abspannung und Geisteszerrüttung versunken, daß er, als er die Schlacht unwiederbringlich verloren sah, erbleichend ausrief: „Tout est perdu!" Er floh unaufhaltsam, um nur seine Person nach Paris zu bringen. Nach elf Uhr erschienen die ersten Preußen auf den Höhen von Gemappe. Hier stopfte sich die Flucht bei der über die Dyle führenden Brücke, die mit umgeworfenen Wagen gesperrt war. Hier in Gemappe wäre Napoleon beinahe selbst gefangen worden. Er mußte bei dem plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, so eilig aus dem Wagen springen, daß er seinen Degen zurückließ und den Hut vom Kopfe verlor. Er warf sich auf ein Pferd, um weiter

zu kommen. Jetzt war Napoleon wirklich abgesetzt, er floh zum erstenmale in seinem Leben über Hals und über Kopf. Die Rolle des Mannes war jetzt völlig ausgespielt, um dessentwillen 5½ Millionen Menschen hatten sterben müssen. Die Preußen machten eine überreiche Beute, Napoleon's eigne Feldrüstung, sein silbernes Reisetafelgeschirr, eine Menge Ringe, Ketten, Armbänder und andere Schmucksachen, die, wie man glaubte, für die Brüssler Damen bestimmt waren, an Werth mehrere Millionen, fand man in seinem Wagen, welchen die Füseliere des 15. Regiments, eines schlesischen Landwehrregiments, gewannen. Als Blücher um Mitternacht nach Gemappe kam um hier zu übernachten, nahm er lachend die Beute in Empfang, Napoleon's Hut, Degen und Ordenssterne, auch den schwarzen Adlerorden, den er einst getragen, übersandte er dem König, dieser gab an Gneisenau den schwarzen Adlerorden. Napoleon's Mantel, Fernglas und den Wagen behielt Blücher. Alles übrige, Juwelen, Kostbarkeiten, Silberzeug, Gold und Geld überließ er den Soldaten. Oberst Schill, der Commandeur des 15. Regiments, Bruder des berühmten Parteigängers, glückte es alle Stücke mit dem kaiserlichen Adler, die zu dem Reisetafelgeschirr gehörten, zusammenzubringen, er speiste bei feierlichen Gelegenheiten auf seinem Gute Neudorf am Gröditzberge in Schlesien seine Gäste von diesem Silber.

Wie in Gemappe, eben so erging es den Franzosen auf der weitern Flucht nach Quatrebas und Frasnes, bis wohin Gneisenau die Verfolgung fortsetzte. Als die Kräfte des preußischen Fußvolks erschöpft waren,

als auch der letzte Trommelschläger nicht mehr fortkommen konnte, setzte man im frohen Siegeshumor diesen Ermüdeten auf eines der Pferde von Napoleon's Wagen und befahl ihm, fortwährend die Trommel zu schlagen. Eben so schlossen sich mehrere Hornisten auf aufgegriffenen Pferden der Reiterei an. Die beabsichtigte Täuschung gelang. Die Franzosen meinten, daß ein neues Heer in ihrem Rücken heran nahe und flohen ohne Aufenthalt immer weiter. Mit Tagesanbruch sah man hinter Frasnes den Feind völlig aufgelöst und zerstreut, einzeln über Gosselies, Marchiennes und Charleroi fliehen.

Es war ein Sieg, wie es wenige gegeben hat in der Geschichte, die ganze französische Armee war zersprengt, an 300 Stück Geschütz wurden erbeutet, der Weg nach Paris stand ungehindert offen. Blücher schrieb an Schwarzenberg: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß. Blücher."

Die plötzliche und alleinige Rückkehr Napoleon's nach Paris am 21. Juni Vormittags 11 Uhr war ein Zeichen der Schwäche des Mannes, der zeither nur zu oft eine in Härte und Trotz ausartende Seelenkraft bewiesen hatte. Ihn zog sein dunkles Verhängniß. Er hatte Laon verlassen, wo er sein Heer hätte sammeln

und nach Herbeiziehung aller Hülfsquellen nach französischen Angaben sich in kurzer Zeit auf 150,000 Mann wieder verstärken können. Er war überzeugt, wie er sich ausdrückte, daß seine Generale, die ihm gerathen hatten, nach Paris zu gehen, ihn einen dummen Streich begehen ließen. Aber er ging dennoch nach Paris. Er kam finster, zerstört, zerrüttet daselbst an, statt mit gutem Muthe und mit Vertrauen zu kommen. Zu seinem Unglück hatten die Minister schon zwei Stunden vor seinem Eintreffen durch eine unbekannt gebliebene Hand die Nachricht von dem eingetretenen Unglücke erhalten. Alles was er den Kammern vorzuschlagen hatte, war, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, als ob Frankreich rettungslos verloren sei. Dieser Vorschlag, durch den er in einen Feind, der nur gegen ihn die Waffen ergriffen hatte, mehr Vertrauen setzte, als in das französische Volk, das nur für ihn sich erhoben hatte, setzte ihn in der Achtung der Kammern herab, Lafayette war es, der die freiwillige Abdankung des Kaisers in Anregung brachte. Diesen Gedanken ergriff Fouché, der diesmal die Rolle spielte, die im vorigen Jahre Talleyrand gespielt hatte. Napoleon dankte zu Gunsten seines Sohns ab, Fouché ward Präsident der stellvertretenden Regierung.

Am 11. Tage nach der Schlacht bei la Belle Alliance stand Blücher vor Paris, 29. Juni 1815. Den Tag darauf kam Wellington in sein Hauptquartier zu Gonesse, es ward beschlossen, Paris zu umgehen und von der schwach befestigten Südseite, im Rücken die Stadt, ihr die Lebensmittel abschneidend, zu nehmen.

Das britische Heer zählte 30,000, das preußische gegen 58,000 Mann. Napoleon war am 25. von Paris nach Malmaison bei St. Germain, das seine persönliche Besitzung war, gegangen, am 28. begab er sich, den Vorschlag verwerfend, sich der Großmuth Kaiser Alexander's zu überliefern nach Rochefort, um nach den Vereinigten Staaten sich einzuschiffen. Am 30. schrieb Davoust als Oberbefehlshaber an Wellington und Blücher, daß, da Napoleon dem Throne entsagt habe, also die Ursache zum Kriege hinweggeräumt sei, sie eine schwere Verantwortung auf sich lüden, wenn sie demohngeachtet den Krieg noch fortsetzen würden. Blücher schrieb ihm in deutscher Sprache zurück: „Mein Herr Marschall! Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Throne entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus ꝛc. Wir verfolgen unsern Sieg und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so, wie die von Hamburg auf sich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht.

Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statt haben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen conventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marschall

Ihren dienstwilligen
Blücher.

Die Feindseligkeiten nahmen ihren Fortgang bis zum 3. Juli, wo die Franzosen von Neuem Unterhandlungen anknüpften. Blücher's und Gneisenau's Hauptquartier war in St. Cloud. Hier ward die Uebergabe-Convention abgeschlossen. Die stellvertretende Regierung in Paris sandte als Bevollmächtigten den Baron Bignon, Minister des Aeußern, den General Guilleminot, Chef des Generalstabs und den Grafen Bondy Präfecten des Seine-Departements zu Blücher. Blücher ließ diese Herren lange im Vorzimmer warten, dann empfing er sie auf dem Napoleonischen rothen Sammtsopha sitzend und mit brennender Pfeife. Von ihren langen Reden ließ er sich nur den kurzen Sinn ins Deutsche übertragen. Als sich Uneinigkeit in ihren Ansichten zeigte und sie über den verlangten Rückzug des Heers hinter die Loire unter sich zu streiten anfingen, fuhr er mit seiner Pfeife unter sie und gebot Ruhe. Dann aber machte er ihnen begreiflich, daß, sobald sie an seinen Forderungen noch etwas auszusetzen hätten,

auf der Stelle die Feindseligkeiten wieder beginnen könnten, sollten und würden. Auf diese Weise einigte man sich über die Hauptpunkte mündlich. Dem General Müffling, der zum Commandanten von Paris ernannt ward, wurde die schriftliche Ausführung der Convention übertragen. „Es sind nun beinahe neun Jahre verflossen, sagte Blücher zu ihm, seitdem wir das schlechte Geschäft bei Lübeck machten. Sie hatten damals die schwierige Aufgabe, eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen. Besorgen Sie heute dasselbe Geschäft, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“

In den drei Tagen nach Abschluß dieser Convention räumten die Franzosen Paris und zogen sich hinter die Loire zurück. Am 7. Juli rückte Blücher in Paris ein, von der Südseite über die Brücke von Jena; gleichzeitig rückten die Engländer von der Nordseite ein. Man besetzte die Tuilerien, den Sitz der stellvertretenden Regierung und den Palast Luxemburg, den Sitzungsort der Pairs, mit einigen Brigaden und forderte vorläufig von der Stadt Paris eine Kriegssteuer von hundert Millionen Franken und eben so viel in Naturallieferungen für die Truppen. Außer dieser Kriegssteuer sollten den Truppen auch die in ihrem Bereiche liegenden Besitzungen Napoleon's und seiner Anhänger zu Gute kommen. Blücher richtete sich mit Gneisenau in St. Cloud ein. Was sich von geraubten Kunstschätzen in Paris noch vorfand, wurde in Sicherheit gebracht. Namentlich aber wollte Blücher durchaus die am Marsfelde gelegene Brücke von Jena in die

Luft sprengen lassen. Er schrieb 10. Juli aus St. Cloud an den Finanzminister von Bülow:

„Von der Stadt Paris habe ich hundert Millionen Franken gefordert, zwei Monate Tractement führ die Armee als Duceur und 110,000 Mann neugekleidet. Hindert mich der König nicht, so soll Alles richtig beigetrieben werden.“

„Die Brücke von Jena lasse ich heute sprengen, so eben geht die Nachricht ein, daß die beiden Kaiser und unser König noch heute hier in Paris eintreffen sollen, was ich kaum glaube.“

„ich wohne hier in St. Cloud und habe in Paris ein Absteigequartier; ich mag nicht einmal nach der Stadt, die Bourbons und das ganze Volk sind mich zuwider. Ist unser König nur fest und hört mich, so soll das Otterngezüchte diesesmahl nicht so davon kommen. 200,000 Preußen müssen bezahlt sein. adio. —“

Es fruchtete nichts, daß Ludwig XVIII. sich für Erhaltung der Brücke verwandte, und um des Feldmarschalls Zorn zu entwaffnen, ihr den Namen Invalidenbrücke gab, von dem ihr gegenüberliegenden Dome des invalides. Es fruchtete auch die Fürsprache von Blücher's Adjutanten, Grafen von der Goltz, späteren preußischen Gesandten in Paris, nichts, der im Namen Talleyrand's vorbat. Blücher meinte: „Ich werde die Brücke sprengen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Herr Talleyrand sich vorher darauf setzte.“ Die Franzosen klagten: „Ah, ils sont mauvais les Prussiens!“ Ein erster Versuch der Spren-

gung mißlang, einen zweiten verhinderte, obgleich Blücher nicht wenig tobte, die Ankunft des Königs von Preußen.

„Der eigentliche wahre Commandant von Paris, schreibt der General Nostitz in einem Briefe, den seine Memoiren mittheilen, war der General Phul. Die ganze Zeit seines Regiments hat er Paris fest in der Hand gehalten gegen die verschmitzteste Widerspenstigkeit der Franzosen und die unbedachte Nachgiebigkeit der Souverains. Man stand an keinem öffentlichen Ort, man ging über keinen Platz, man hörte keinen Streit, man sah keinen Auflauf, ohne nicht auch gleich die wachende Gegenwart eines fremden Gebieters zu empfinden. Die Unmöglichkeit, Paris militairisch zu besetzen, wovon die Franzosen gesprochen, ist sechs Monate lang durch Phul siegreich widerlegt worden.. Er hat in dieser Zeit die Bevölkerung der Stadt und viele Tausende französische Militairs, die ab- und zukamen, um ihrem Groll durch Störung der öffentlichen Ruhe Luft zu machen, er hat sie alle so niedergebeugt, wie die Frösche unter der Luftpumpe; sie konnten kaum piepsen und schnappten nach Luft, die der Commandant allein nach Gefallen aus- und einließ.“

Polizeichef in Paris war damals der frühere Polizeipräsident in Berlin, der Osnabrücker Justus Gruner, der den Winkelzügen Fouché's, namentlich bei der Ausschaffung der Kunstwerke, die Wage halten mußte. Er ward nachher Gesandter in der Schweiz und starb 1820 zu Wiesbaden ohne Kinder.

Friedrich Wilhelm hatte die Nachricht Blücher's von dem Siege bei la Belle Alliance zu Merseburg

erhalten. Er hatte Wien am 26. Mai verlassen, Berlin besucht und war am 22. Juni von Potsdam nach dem Rheine abgegangen: er war erst am 27. Juni im Speier bei dem nach Frankreich nachrückenden Heere angekommen. Kaiser Franz und Alexander reisten von Wien über München und Stuttgart. Am 7. Juli empfing man auf dem Marsche von Nancy nach Void die Nachricht Blücher's, daß Paris übergeben worden sei. Dies veranlaßte die verbündeten Monarchen, das Heer zu verlassen und für sich allein den Weg nach der Hauptstadt zu machen. Anfangs vom einem Kosackenregimente, dann von bairischer und jenseit Meaux von englischer Cavalerie begleitet, erreichten sie am 10. Juli Bondy und begaben sich, um alle Empfangsfeierlichkeiten zu vermeiden, noch am Abend dieses Tages nach Paris selbst, wo sie um neun Uhr eintrafen.

Von Neuem kamen nun die Diplomaten in Paris in Arbeit. Blücher ließ ihnen auch dies zweitemal seine Meinung nachdrucksvoll wissen. Als Wellington ein großes Fest gab, brachte Blücher, gegen Castlereagh gewandt, den berühmten Toast aus, der noch jetzt in England der Blücher-Toast heißt:

„Was die Schwerter uns erwerben,
Laßt die Federn nicht verderben!“

Um sich zu zerstreuen, ging er wieder an die grüne Spielbank. Er verließ Paris, nachdem er drei Millionen Francs, die er von der französischen Regierung erhalten, verspielt hatte.

Das Werk der Diplomaten, der zweite Pariser Frieden, kam erst nach längeren Conferenzen am 20. Nov. 1815 zu Stande. Frankreich ward auf die Grenzen

des Besitzstands des Jahres 1790 gebracht, mußte einige Festungen an der Nord- und Ostgrenze und namentlich Saarlouis an Preußen abtreten, zahlte an jede der fünf Großmächte hundert Millionen Contribution und an Preußen noch vorweg fünfundzwanzig Millionen (wie an England) und endlich zwanzig Millionen zu Befestigung des Niederrheins; auch ward es auf fünf Jahre mit 150,000 Mann unter Herzog von Wellington militairisch besetzt. Der Antrag, der von niederländischer Seite geschah, Frankreich solle alle seit zwei Jahrhunderten gemachten Eroberungen herausgeben, namentlich Straßburg, den großen Waffenplatz am Oberrhein, das Elsaß, Lothringen, die drei Bisthümer, Flandern und Artois, ein Antrag, den Preußen theilte — und der Antrag, den Preußen stellte, daß ihm außer Saarlouis wenigstens noch die Festungen Montmedy, Longwy, Thionville und namentlich Metz, der große Waffenplatz an der Mosel, überlassen werden möchten — gingen nicht durch, wiewohl Oestreich sich beiden zustimmig erklärte. Der Vorschlag, Elsaß und Lothringen an Erzherzog Carl, den Sieger von Aspern, zu geben, den der Kronprinz von Würtemberg that, im Interesse Würtembergs, indem dadurch Südwestdeutschland vor einem französischen Angriff sicher gestellt ward, wurde verworfen. Oestreich zögerte und unterstützte nicht. England und Rußland fürchteten durch diese Abtretungen das europäische Gleichgewicht verletzt zu sehen. England witterte in Allem preußische Vergrößerungsversuche, zu denen es einmal mit der Forderung Sachsens Verdacht gegeben, Rußland war

jetzt ganz gegen Preußen und für Frankreich. In dem Briefe, den Wilhelm von Humboldt im August 1815 an den Prinzregenten von England schrieb und den Montvérant in seiner Geschichte von England im Auszuge mittheilt, bezog sich Humboldt darauf, daß einer der russischen Unterhändler geradezu erklärt habe, es sei gar nicht russischer Politik gemäß, Deutschland gesicherte Grenzen gegen Frankreich zu geben. Humboldt bezog sich sogar darauf, daß das Gerücht gehe, Pozzo di Borgo, der selbst von Napoleon gefürchtete Diplomat, solle mit Bewilligung Kaiser Alexander's in das französische Ministerium eintreten — er, der früher Abgeordneter Corsica's in der Nationalversammlung gewesen und jetzt russischer Gesandter zu Paris war. Zuletzt ward auch Oestreich umgestimmt und der östreichische Beobachter schrieb: „einen besseren Frieden als man mit Frankreich geschlossen hat, verlangen, hieße Frankreich ruiniren."

Zwei große Acte gingen von den Monarchen persönlich während ihrer Anwesenheit in Paris aus, ein strenger Act der Gerechtigkeit und ein ganz neuer, seit Jahrhunderten in der Politik unerhörter Act der christlichen Liebe. Jenen strengen Act der Gerechtigkeit beschlossen die Monarchen am 31. Juli, indem sie übereinkamen, Napoleon, der sich unterdessen den Engländern überliefert hatte, als Kriegsgefangenen nach der Insel Helena abführen zu lassen, die Wellington schon früher als den zweckmäßigsten Platz für die Haftnahme Napoleon's in Vorschlag gebracht hatte. Der neue religiöse Act aber, der der europäischen Politik

wieder die so lange vergessene und in den Hintergrund gestellte Weihe der Grundlage christlicher Principien geben sollte, war die am 26. September zwischen den Kaisern von Rußland und Oestreich und dem König von Preußen abgeschlossene heilige Allianz. Die drei Monarchen verbanden sich darin: „gemäß den Worten der h. Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben; sich stets Beistand und Hülfe zu leisten; ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen; die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachten sich nur als Glieder Einer und derselben christlichen Nation; von der Vorsehung beauftragt, die Zweige Einer Familie zu regieren. Sie fordern alle Mächte auf, die gleiche Grundsätze anerkennen, zu diesem heiligen Bunde zu treten.“ England, auch eine christliche Macht, trat bekanntlich nicht bei; auch nicht der Pabst und der Sultan.

Der Gedanke der heiligen Allianz war aus dem Herzen Alexander's entsprungen, das sich unter dem Einflusse der außerordentlichen Begebenheiten der letzten drei Jahre und dem Umgange der Frau von Krüdener einer entschieden religiösen Richtung zugewandt hatte. Er wollte mit der h. Allianz im Angesicht der Welt und in der Welthauptstadt, von der die religionsfeindliche Gesinnung ausgegangen war, sich wieder zu der verworfenen Religion bekennen. Er legte den Monarchen von Preußen und Oestreich den Entwurf dieses Bekenntnisses vor und traf bei denselben eine ganz übereinstimmende Gesinnung. Als ein solches

öffentliches Bekenntniß sollte Europa die h. Allianz als ein ehrwürdiges Denkmal der Gesinnung, die damals die verbündeten Monarchen beseelte, betrachten. Indem sie sich zur christlichen Religion, als der Grundlage der Politik bekannten, wollten sie nicht blos Rechte ansprechen über ihre Völker, sondern auch die damit unzertrennlich verbundenen Pflichten übernehmen. Die Idee der christlichen Liebe, die als Hauptidee für den inneren lebendigen Zusammenhalt der europäischen Staatenfamilie an die Spitze gestellt wurde, schloß allerdings das rechte Verhältniß der Fürsten und Völker in sich. Diese Idee war, wenn sie anders in ihrer Wahrheit festgehalten wurde, allerdings eben so weit entfernt von der Idee des starren göttlichen Rechts, wie der absolute Ludwig XIV. sie aufgestellt hatte, als von der Idee des ebenso starren bürgerlichen Vertrags, zu dem sich die Revolution bekannt hatte. Während die Idee des droit divin den Fürsten alles Recht, die Idee des pacte social den Völker alles Recht zuerkannte, bekannte man sich mit der Idee der Bruderliebe, nicht blos zu gegenseitigen Rechten, sondern auch zu gegenseitigen Pflichten.

Kurz nach Abschluß dieses Bundesvertrags, der, wie gesagt, Europa lehren sollte, daß die Fürsten sich einer höhern Sanction, als die bloße Diplomatie sie zeither gegeben hatte, unterstellen wollten, verließen sie Paris, Alexander bereits zwei Tage darauf, am 28. Sept., Franz am 29., Friedrich Wilhelm am 6. Oct. 1815.

9. Der Hof Friedrich Wilhelm's III. in den letzten fünfundzwanzig Jahren. Die Fürstin Liegnitz. Personalien des Königs. Seine Tagesordnung und seine Hofumgebung: der Oberkammerherr und Hausminister Fürst Wittgenstein, Generaladjutant Witzleben, Alexander Humboldt, Cabinetsrath Albrecht, Leibarzt Hufeland, Kämmerier Timm, Oberst Malachowsky u. s. w. Coexistenz der Vorliebe des Königs für Theater und Ballet und für Kirche, Liturgie, Union und Agende. Die Minister und das Calmirungssystem.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens, das von dem Unglücksjahre 1806 an so sturm= und sorgen= und mühevoll gewesen war, verbrachte Friedrich Wilhelm in heiterer Ruhe. Er war glücklich in seinem Hause, hochgeliebt in seinem Lande, hochgeehrt in der öffentlichen Meinung.

Am Wohlsten fühlte er sich unter den Seinigen zu Hause. Ein zahlreicher Kreis von Kindern und Kindeskindern war um ihn versammelt. Von seinen Söhnen vermählte sich der Kronprinz, 1823 mit einer Katholikin, die auch katholisch blieb, Elisabeth von Baiern; Prinz Wilhelm, jetzt Prinz von Preußen, 1829 mit Auguste von Weimar — sie ward die Lieblingsschwiegertochter des Königs; Prinz Carl 1827 mit Marie von Weimar, Prinz Albrecht 1830 mit Marianne, Prinzessin der Niederlande, von der dieser jüngste Prinz früher schon factisch getrennt, 1849 gesetzlich geschieden wurde. Von den drei Töchtern ward Charlotte Alexandra

vermählt 1817 mit dem Thronfolger Nicolaus in Rußland, Alexandrine 1822 mit dem Erbgroßherzog von Schwerin und Luise 1825 mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Diese Söhne, Töchter und Schwiegertöchter bildeten mit ihren Kindern den täglichen Familienkreis um „den alten guten Herrn,“ wie die Preußen ihren König zu nennen pflegten. Er selbst hatte seit Luisen's Hingang 1810 vierzehn Jahr lang ehelos gelebt. Als die jüngste Tochter Luise „die zweite Luise“ wie er sie zu nennen pflegte, da sie so freundlich und liebevoll wie ihre Mutter sei, mit dem Prinzen der Niederlande sich verlobt hatte, schritt der bereits vierundfunfzigjährige König noch zu einer zweiten Heirath: er vermählte sich mit der vierundzwanzigjährigen Gräfin Auguste von Harrach, die er bei seinen Badebesuchen in Töplitz kennen gelernt und mehrere Jahre beobachtet hatte, 9. Novbr. 1824. Er vermählte sich mit ihr in morganatischer Ehe und erhob sie zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern. Diese Ehe, die im Anfang unglaubliche Sensation machte, schlug wohl aus, die Fürstin faßte ihre Stellung als Gehülfin des Köngs und behauptete sich darin mit großem weiblichen Tacte, so daß der gesammte Hof und das Land ihre Liebenswürdigkeit anerkennen mußte. „Der König, sagt sein Biograph, Bischof Eylert, war schweigsamer, sinniger Natur und nichts war ihm so sehr znwider, als leeres Geschwätz. Doch hatte er auch Perioden, wo er gern und viel sprach und er auch wohl, besonders in einem mehr passiven als activen

Zustande, eine lange Unterhaltung auch über Kleinigkeiten gern hatte. Seine neue Gemahlin, verständig und besonnen, ernst und heiter, frei von allem Eigensinn und aller übeln Laune, stets liebevoll und ruhig, wußte in Allem so es zu treffen, wie es ihm recht war. Dies war nicht leicht; denn wenn er auch in häuslichen Dingen immer ein gerechter, billiger und mäßiger Mann war, so hatte er doch auch verdrießliche Stimmungen, in welchen, reizbar und ärgerlich, besonders da, wo er sich gehen lassen konnte, der Umgang mit ihm schwer wurde. Der Fürstin aber gelang es in ihrer Anmuth, den König aufzuheitern und gewiß war seine mit den Jahren zugenommene Milde und Ruhe das Werk ihres wohlthuenden Einflusses. Aus dieser Wechselseitigkeit entsprang immer mehr Einheit, so daß sie beide Ein Herz und Eine Seele wurden. Deshalb sah man sie beide stets beisammen; sie fuhren in Einem Wagen ohne alle sonstige Begleitung und das dastehende Publikum hatte seine stille Freude an dieser Zutraulichkeit. Laut hörte man die Stimme im Volke: „Der gute alte Herr! Die liebenswürdige Fürstin von Liegnitz!“ Selbst, wenn sie bei Hoffesten und der Anwesenheit vieler regierenden fürstlichen Personen getrennt von einander bei Tische saßen, suchten sich ihre Blicke auf und verstanden sich in gegenseitigem Vertrauen. Mehr und ganz konnten sie sich demselben hingeben, wenn sie alle Jahre zusammen nach Töplitz reisten und mehrere Wochen in diesem angenehmen Badeorte sich aufhielten. Hier hatten sie sich kennen gelernt, hier sich gefunden, hier war die Verlobung

geschehen. Unerschöpflich war hier die Fürstin, wo sie sich frei und ungehindert bewegte, dem König überraschende ländliche Freuden, wie er sie gerne hatte, zu bereiten; der Aufenthalt verlängerte sich und oft wurde der 3. Aug., der Geburtstag des Königs, in der benachbarten sächsischen Schweiz, namentlich in Schandau, still aber herzlich vergnügt, in einer kleinen Gesellschaft gefeiert."

„Auch zu Hause in Berlin war der König am Glücklichsten unter den Seinigen. Wenn er am Morgen viel gelesen, gehört und gearbeitet hatte, sah man ihn des Mittags das Wohlbehagen an langer Familientafel an. Mit seinen Kindern und der Fürstin von Liegnitz fuhr er gern aus, am Liebsten in einem langen Korbwagen und er verlebte in seinen Gärten und auf seinen Landgütern in abgeschiedener, heiterer Gemüthlichkeit im frohen Kreise seiner nächsten Angehörigen glückliche Tage. Alles steife Ceremoniel, dem er so feind war, war entfernt." Des Königs Lieblingsaufenthalt war die stille Pfaueninsel und das eben so stille Paretz. Sein Leben war durchaus einfach und gleichförmig geordnet. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hatte jede Stunde ihre fest geregelte Bestimmung, von der nie abgewichen wurde. Das ging so weit, daß man im Publikum immer wußte, wo er war, wann er kam und wann er ging. Alles Neue war ihm unbequem, das erstreckte sich bis auf den Wechsel seiner Kleider. Er pflegte über Vieles, was andern neu erschien, zu sagen: „Ist schon da gewesen, nur

in anderer Gestalt, wird auch wieder alt werden, nach Verlauf von vier Wochen spricht kein Mensch mehr davon!“ In seinem täglichen Wohnzimmer duldete er keine Veränderung, es mußte alles auf seiner gewohnten Stelle bleiben, er mußte es auch im Finstern finden können. Auch seine Umgebungen blieben sich immer gleich.

Friedrich Wilhelm's Tagesordnung war in völlig gleicher Festhaltung regelmäßig wiederkehrend folgende. Er stand früh sechs Uhr auf und kleidete sich sogleich für den ganzen Tag mit Stiefeln und Sporen an und mit dem langen, enganschließenden aber bequemen, grauen Militairüberrock, der seinen hohen Wuchs noch mehr hervorhob, nachdem er in späteren Jahren sein früheres Embonpoint verloren hatte. Der Rock war ohne alle Auszeichnungen, auch ohne Epauletten. Auf dem Kopfe saß die eben so bequeme militairische Mütze, wenn er ausfuhr.

Die erste Arbeit des Morgens war das Oeffnen und Durchlesen der an ihn gerichteten Briefe. Nach des großen Friedrich's Brauch ward keiner ohne sofortige Antwort belassen. Mit dieser Arbeit vergingen alle Tage zwei volle Stunden. Dann kamen die Vorträge aus dem Civil- und Militaircabinet. Wichtige Personen waren der Cabinetsrath und der Generaladjutant. Vortragender Cabinetsrath war Albrecht, früher Kammergerichtsrath; er ward schon seit den Unglückstagen in Königsberg 1808 durch Stein angestellt, und als ein unterrichteter, verständiger, bescheidener Mann sehr werth gehalten. Er ward so Nach-

folger des einst hochbetrauten Mencken und des zum Großkanzler und Grafen beförderten, 1819 aber entlassenen Beyme, in der vollen Vertrauensstellung beim König; Albrecht blieb seinerseits in seinem bürgerlichen Stand und erst sein Sohn ward bei der Huldigung 1840 geadelt. Die Stelle des Generaladjutanten, der den Militairvortrag hatte, bekleidete der seit 1816 dazu neuernannte Oberst, später General Jobst von Witzleben, der Nachfolger des einst hochbetrauten Köckeritz und des zum Kriegsminister beförderten, 1819 aber ebenfalls entlassenen Boyen. Witzleben, einer alten thüringischen Familie, die im Schwarzburgischen bei Rudolstadt ihr Stammhaus hat, angehörig, war aus Halberstadt gebürtig. Er war ein in Gefühl und Sitten anmuthiger, ernster, edler und freigesinnter Mann, großer Musikliebhaber, aber sehr sentimental und deshalb sehr stark zum Mysticismus hinneigend; er galt für den Hauptpatron der Mystiker in Berlin, besuchte eine Zeit lang ihre Erbauungsstunden und verwickelte den König aus Musikliebe in die fatalen Streitigkeiten über Einführung der Agende, auf die ich unten zurückkomme. Er war ein besonderer Liebling des Königs und starb erst drei Jahre vor ihm, 1837.

Nach der Expedirung der Civil- und Militairvorträge, wieder einer mehrstündigen Arbeit — es gab Vormittage, wo ein paar hundert Sachen expedirt wurden — theilte der König die Parole aus und darauf machte er seine tägliche Promenade im Wagen, in der alten den Berlinern wohlbekannten unscheinbaren gelben Kalesche, bespannt mit den beiden herrlichen

Tramhoer Rappen. Diese Kalesche führte ein einfach gekleideter Hofkutscher, neben dem König saß der Ordonnanzoffizier, nur selten war noch ein Bedienter auf dem Wagen.

Um zwei Uhr ward gespeist. Der König aß und trank gut, hatte aber, wie er in Allem die Einfachheit liebte, auch nur einen einfachen Tisch: die eigentlichen Tafelfreuden liebte er so wenig, wie Spiel und Karten. Auch von den übrigen nobeln Passionen der großen Herren war wenig bei ihm zu verspüren. In früheren Jahren hatte er Freude an schönen Pferden gehabt. Die Jagd liebte er, wie der große Friedrich nie, er nannte sie ein grausames, erbärmliches Vergnügen und meinte sogar, sein Ahnherr, der bürgerfreundliche Friedrich Wilhelm I., von dem er sehr gern und oft sprach, sei dadurch so hart und grausam geworden. Noch erinnert man sich, daß Friedrich Wilhelm III. in früheren Jahren, wenn er auf der Pfaueninsel war, eine Partie Kegel zu schieben pflegte.

Nach dem Diner kam regelmäßig das Gespräch in der Fensterecke mit dem Haus- und Cabinetsminister und es betraf gerade die wichtigsten Gegenstände — mit den Staatsministern arbeitete der König in der Regel niemals. Der Minister des königlichen Hauses, der Oberkammerherr Fürst Wilhelm Wittgenstein, ein Urenkel des dereinstigen Ministers des großen Kurfürsten und des Oberhofmarschalls unter dem ersten König, war eine hochbetraute Person bei Friedrich Wilhelm: Wittgenstein genoß sein höchstes Vertrauen und übte den allerstärksten Einfluß. Er war das Haupt

der Tory-Aristokratie am preußischen Hofe und galt als das Haupt der Widerstandspartei und der Absolutisten — er brachte selbst den Fürsten Hardenberg auf seine Seite und dieser verbündete sich mit ihm, um nur an der Spitze der Geschäfte zu bleiben. Daß Hardenberg durch Wittgenstein in das Ministerium gekommen sei, spricht einmal Niebuhr in einem Briefe an Stein vom 29. Juni 1810 aus: „Was sagen, schreibt er, E. Exc. zu dem F. W. als Hardenberg's anerkannten Patron, unter dessen Schutz und durch dessen Schliche er in das gelobte Land des Ministeriums zurückgekehrt ist? Die Niedrigen (Altenstein, Nagler, Beyme ꝛc.) welche E. Exc. anfeindeten, sind durch die nämlichen Menschen und durch die nämlichen Schliche, welche man gegen Sie anwandte, gefallen.“ Hardenberg und nach ihm Ancillon folgten willig dem durch Wittgenstein eingeleiteten Umschlag der großen Bewegung, die die Befreiungskriege hervorgerufen hatten.

Den Nachmittag füllte wieder Geschäftslectüre. Sechs Uhr ward ins Theater gefahren. Den Abend schloß der Thee bei der Fürstin Liegnitz, zu dem die Prinzen und Prinzessinnen sich einfanden. Zuweilen las der Flügeladjutant aus den neu erschienen Büchern vor, der König hörte mit mehr oder auch mit weniger Aufmerksamkeit zu, wenn der Schlaf den bereits gealterten Mann übermochte. Eine Hauptfigur in diesen Abendzirkeln machte der berühmte Alexander von Humboldt, der seit dem Jahre 1827 von Paris nach Berlin gekommen war: er unterhielt nicht

nur den König in der Kenntniß der Literatur im Laufenden, sondern war auch der unzertrennliche, ja geradezu unentbehrliche Gesellschafter. Wegen seiner nicht zu erschöpfenden Unterhaltungsfertigkeit ward er nicht blos zu allen Reunionen des Königs eingeladen, sondern er war gehalten, zu erscheinen.

Friedrich Wilhelm III. liebte es, nur mit wenig Personen zu verkehren, der Hoftrouble war ihm zuwider. Was die Persönlichkeiten betrifft, so hatte er, wie sein großer Großoheim entschiedene Sympathieen und Antipathieen. Manche Leute mochte er gar nicht leiden, er war gegen diese Personen, gegen die er seine Abneigung ohne Weiteres laut mit seinem gewöhnlichen Worte: „Fataler Mensch“ zu erkennen gab, unangenehm kurz. Zu diesen Leuten, die er fern von sich hielt, gehörten die Austeren, die Schweigsamen; ferner die Großthuer und die Herren mit dem breitspurigen Wesen; auch einige von den geistreichen Romantikern der kronprinzlichen Gesellschaft in der Wilhelmsstraße, wie der nachherige erste Minister des Auswärtigen nach der Märzrevolution Baron Heinrich Arnim u.s.w. Wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens litt er auch keine Franzosenfresser mehr in seiner Nähe. Da er ein biedrer, einfacher Mann ohne Falsch war, sah er mehr auf Charakter als auf Geist.

Außer seiner Familie gehörten zu seinen nächsten und liebsten Umgebungen die schon genannten: der Generaladjutant Witzleben, der Oberkammerherr und Hausminister Fürst Wittgenstein, der Staatskanzler Fürst Hardenberg, der Cabinetsrath Albrecht und

Humboldt. Hierzu kamen die beiden Generalintendanten des Theaters, Graf Brühl und Graf Redern, auf die ich zurückkomme. Sehr beliebt war auch der Leibarzt Hufeland, und von der Hausdienerschaft hatte einen großen Stand der Geheime Kämmerier Timm (von einer Familie, der die Mutter des bekannten Tempelhof angehörte). „Timm ist, schreibt Rahel einmal im Jahre 1819, ein ehrlicher, braver, einfacher Mann, den ich von Natur gut leiden kann, ich freue mich, daß ihn der König hat.“ Wie hoch Timm im Vertrauen war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß gesagt wurde, er habe die Heirath mit der Fürstin von Lignitz zu Stande gebracht: was Rietz bei Friedrich Wilhelm II., Fredersdorf bei dem großen Friedrich und Eversmann bei Friedrich Wilhelm I. waren, war Timm bei Friedrich Wilhelm III.

Wie der König zu den ernsten Morgengeschäften Witzleben, zu den Gesprächserholungen am Abend Humboldt um sich hatte, so hatte er gern bei Tische und im Wagen bei sich den humoristischen, satyrischen und freimüthigen Husaren-Obersten von Malachowsky. „Er hatte, sagt Eylert, an ihm seine Freude und hörte seine skoptischen Ein- und Ausfälle auch dann gern, wenn sie selbst bittere Wahrheiten enthielten. Mit hohen Herrn ist nicht gut Kirschen essen, Malachowsky aß sie mit dem Könige, denn wie dieser selbst war er heiter und bieder, und erhielt sich fest auf dem allerdings glatten Boden. Einst fuhr er, in einem Wagen neben dem Könige sitzend, an einem schönen Morgen über den

Gendarmenmarkt. Die glänzende Sonne beschien die prächtige Reihe von Häusern. „Hier muß gut wohnen sein!“ meinte der König. „O ja, antwortete Malachowsky, darum wohne ich auch hier.“ „Wie viel Zimmer haben Sie?“ „Meiner zahlreichen Familie wegen muß ich größere und kleinere, sieben haben.“ „Wie viel müssen Sie Miethe geben?“ „Ich muß, weil ich drei Stuben, jede von zwei Fenstern vorn heraus habe, 600 Thaler jährlich zahlen.“ Der König zuckte die Achseln und sagte: „Das machen Sie jedem Andern weiß, mir aber nicht! Das weiß man ja wohl besser! Erschrecklich viel Geld, zu viel für ein kleines Quartier!“ Malachowsky, mit einer komischen, demüthigen Geberde erwiederte: „Das ist ein wahres Unglück, daß Ew. Majestät so etwas nie glauben wollen.“ Der König lachte und schickte ihm den andern Morgen 400 Dukaten mit der Inschrift: „Zur Hausmiethe für dieses und praenumerando für das künftige Jahr.“ Das Wort praenumerando war stark unterstrichen. „Ein kluger Herr!“ meinte der fröhliche Oberst.“

Des Königs Haltung war ganz militairisch, sein Gesicht ziemlich hart, obgleich es oft seine natürliche Güte hindurchblicken ließ; sein Blick war lebhaft, doch nicht sehr fest; seine Worte von Jugend her immer kurz und abgebrochen, zuweilen selbst schwer sogleich zu fassen, was ihn ungeduldig und verlegen zugleich machte. Französisch sprach er vorzüglich gut. Friedrich Wilhelm war sehr schweigsamer Natur und hörte, wenn er nicht Neigung zum Epanchement hatte, immer lieber,

als er redete. Darnach machten seine Umgebungen bei ihm ihr Glück. Er hatte es ungemein gern, wenn man, ohne der Ehrfurcht zu vergeben, die nach der Etikette im Gespräch mit Fürsten selbst zu fragen verbietet, das Gespräch doch nicht fallen ließ, sondern auch dann noch, wenn er, wie er zu thun pflegte, Schlag auf Schlag und mit Heftigkeit, seine Fragen ausgefragt hatte und nun fertig war, seiner Verlegenheit zu Hülfe kam, das Gespräch nicht stocken ließ, sondern die Unterhaltung fortführte.

Der König konnte gegen solche Menschen sogar eine Abneigung fassen, die durch seine Gegenwart in Verwirrung gebracht, die Ruhe und Sammlung in der Rede verloren; denen dagegen zeigte er sichtbares Wohlwollen, die ihn beredt und fließend zu unterhalten verstanden. Alexander von Humboldt's großer Stand bei dem König beruhte wesentlich auf seiner beispiellosen Zungengeläufigkeit. Friedrich Wilhelm war von Jugend her immer schüchtern und seine Reden trocken und stockend. Man mußte ihn aussprechen und damit seiner Schüchternheit zu Hülfe kommen. War dies geschehen, so konnte er, wie gesagt, namentlich in französischer Conversation sehr beredt, ja redselig sein und er sprach dann auch gut: es wohnte ihm eine sehr richtige Kritik und Würdigung der jedesmaligen Verhältnisse und Umgebungen bei. Auf Reisen aber, besonders wenn die Beamten und Landes-Autoritäten sich ihm nahten, gab er nur wenige Worte, rhapsodisch und in dem ihm ganz habituellen Infinitiv hervorgebracht, zu vernehmen. Weil er wußte, daß Aller Ohren und

Augen auf ihn gerichtet waren und jedes Wort aus königlichem Munde auf die Goldwage gelegt werde, hütete er sich, viel zu sprechen. Er war allerdings ein kluger Herr, besonders unter Fremden sehr zurückhaltend, die er nicht genau kannte. Unter den Sprichwörtern, die er häufig citirte, war auch das: „Durch Schweigen Niemand sich verräth."

Mit dieser Schweigsamkeit steht die Vorliebe des sonst so ernsten kirchlichen Herrn fürs Theater in genauem Zusammenhange. Dem Fürsten von Wittgenstein gab der König einst selbst hierüber Aufschluß, indem er ihm sagte: „Im Theater brauche ich nicht aufs Reden zu hören; alle anderen Reden sind entweder an mich gerichtet, oder doch mit der Absicht, daß ich sie hören soll, gesagt. Wo ich auch sein mag, überall bin ich in Anspruch genommen. Hier bin ich nicht einsam und doch mit mir allein, hier will man nichts von mir."

In seiner Jugend hatte der König keine Neigung fürs Theater bezeigt. Die prachtvollen italienischen Opern im Carneval unter seinem Vater hatten ihm Langeweile gemacht, die Vorgänge bei dem Privattheater der Gräfin Lichtenau empört und eine Abneigung beigebracht. Erst als Iffland 1796 als Theaterdirector nach Berlin kam und seine Stücke aufführte, nahm er Interesse, wozu der bürgerliche Stoff derselben, der ihm zusagte, viel beitrug, er gab Iffland sogar den rothen Adlerorden. Aber die Königin Luise mußte ihn auffordern und bitten, mit ihr ins Theater zu gehen, namentlich auch, wenn ein neues

Stück von Schiller, der damals so große Sensation machte, gegeben wurde. Der regelmäßige Besuch des Theaters datirt erst von dem Aufenthalt in Paris in den Befreiungskriegen. „Viel hat, sagt ein Aufsatz in der Eylert'schen Biographie, nach dem Urtheile des General von Witzleben, die Anschauung der Pariser Theater und des dort so deutlich sich kund gebenden Volksantheils an einer nationalen Bühne dazu beigetragen, den König zu veranlassen, ein Interesse an der Bessergestaltung der Bühnenverhältnisse in der Hauptstadt zu nehmen. Nach dem beispiellosen Pompe in Paris, London und Wien, nach errungenem Siege war der Abstand zu fast klösterlicher Einsamkeit in Berlin zu groß. Der König sehnte sich, inmitten seines Volks zu erscheinen, ohne die Majestät einer zu nahen Beziehung zum Volke auszusetzen. Dazu war das Theater der Ort. Hier konnte er mitten im Publikum und doch geschieden von ihm sein. Der Geschmack des Königs an charakteristischer, besonders aber solcher Musik, die einen heroischen, kriegerischen Charakter hatte, veranlaßte das Engagement Spontini's, dessen Vestalin und Cortez ihm in Paris in vollendeter Ausführung entgegengetreten waren und mit diesem Engagement begann offenbar die großartige Periode der Berliner Oper. Der König betrachtete die Oper gleich von Anfang keineswegs blos als eine Hofsache, als einen Pomp, sondern als ein Eigenthum des Volks, wohl geeignet, den Sinn zum Idealen zu wecken. Berlin wurde in dieser Zeit Sammelplatz vieler fürstlichen Besuche, denen die ein=

fache, fast bürgerliche Sitte des preußischen Hofs nicht die geeignete Aufnahme gewähren konnte. Große Jagden liebte der König nicht. Glänzende Hoffeste, Maskeraden, Bälle waren kostspielig und das Publikum konnte sie nicht theilen. Das alles kam zusammen, daß das Theater die Aushülfe wurde."

Trauerspiele sah der König gewöhnlich nur einmal — und das blieb sich gleich bei Shakespeare, Goethe und Schiller, wie bei Raupach, der damals für die Berliner Bühne schrieb; er meinte, "das Leben hat Tragödien genug." Er liebte nicht "das Echauffement" und "das Exaltirte." Schiller's Räuber, Fiesko und namentlich Don Juan waren ihm in der Seele zuwider, eben so die Teufeleien im Freischütz. Wilhelm Tell und Egmont wurden aus Vorsicht wegen der demagogischen Umtriebe nicht gegeben. Am liebsten waren dem Könige solche Stücke, die harmlose Schilderungen aus dem bürgerlichen Leben zum Gegenstande hatten. Bei seiner Abgeschlossenheit und eignen Richtung, nur mit wenig Personen zu verkehren, war noch ganz besonders das Theater ihm eine erfreuliche Veranlassung, mit den Zuständen des Lebens in allen Ständen des Volks, nicht blos mit den der privilegirten, die seine Hofumgebungen bildeten, in Bekanntschaft zu kommen und mit den Zeitbestrebungen und Zeiterforderniſſen in Berührung sich zu erhalten. Was ihm persönlich nicht gesagt und geschrieben werden durfte, hörte er im Theater in ungebundener Freiheit und unbeschränkter Form. Darum begünstigte er vorzugsweise die neueren Erzeugnisse. Immermann

ward gern gehört, Zedlitz und Bauernfeld schickten aus Wien ihre Stücke ein. Lustspiele und Possen sah der König ungemein gern, zu ihrer Aufführung ließ er das zweite Theater in Berlin, das Königsstädter Theater, bauen und besuchte es oft. Kotzebue's „U. A. W. G." und die „Sieben Mädchen in Uniform" erheiterten ihn ungemein. In U. A. W. G. trat Unzelmann auf, nach der Aufführung erhielt er ein Cadeau mit den Worten:

„Und Ananas wird gegessen
Und Ausbruch wird getrunken."

Von 1816 an bis 1840 besuchte der König fast ohne Ausnahme alle Abende das Theater, selbst im Sommer, selbst in Töplitz beim allerschönsten Wetter. Schlag sechs Uhr erschien er bei seiner Pünktlichkeit in seiner kleinen Prosceniumseckloge rechts vor der Bühne im bequemen grauen Militairüberrock und wartete, in eine Ecke gedrückt, bis zu Ende. Befand er sich in Potsdam und kam zum Theater nach Berlin, so war die Zeit der Fahrt genau so berechnet, daß mit dem Glockenschlage sechs die Thür zur Loge sich aufthat. Das Repertoir der Vorstellungen für die nächste Woche wurde jedesmal vom Generalintendanten dem König vorher zur Genehmigung vorgelegt. Er pflegte zu streichen, was ihm nicht gefiel, nie aber trat er den Wünschen des Publikums geradezu entgegen. Gefiel ein Stück sehr, das ihm nicht gefiel, so ließ er das Publikum gewähren und fuhr ins Königstädter Theater.

Generalintendant des Theaters von 1815 bis 1828 war Graf Brühl, ein Enkel des berüchtigten sächsischen Premier, ein Neffe des Oberhofmeisters des Königs Carl Brühl, ihm folgte der Graf Redern. Beiden war der König persönlich gewogen und zählte sie zu seiner täglichen Umgebung. In den Zwischenacten der großen Opern, wo der König aus seiner Loge auf die Bühne ging, eben so in den Generalproben zu den neuen Opern und Balleten, in denen er bis fünf Jahre vor seinem Tode regelmäßig erschien, sprach er nicht nur und ermunterte diese Vorstände, sondern auch die Acteurs und Actricen, die Tänzer und Tänzerinnen; nie unterließ er, gastirenden Künstlern von Ruf ein Wort der Anerkennung und des Beifalls persönlich zu sagen. Graf Carl Brühl, geboren 1772 von der bekannten Fräulein Schleierweber, Freundin aller Koryphäen der deutschen Literatur, vermählt 1814 mit Inny von Pourtales aus Neufchatel, gestorben 1837, war ein vollendeter Meister im correcten Theatercostüm und ein ausgezeichneter Festordner. Das prachtvolle Fest, das von ihm in den Räumen des königlichen Schlosses zu Ehren der Großfürstin, nachmaligen Kaiserin von Rußland, angegeben wurde und wozu der Stoff aus Moore's Lalla Rookh entlehnt war, übertraf Alles, was man bisher in Berlin gesehen hatte, an Pracht. Brühl hatte auch den glücklichen Gedanken, in dem seit dem Brande 1817 neu erbauten Schauspielhause zu bestimmten Zeiten im Winter alle Stände der Residenz um den König und seinen Hof zu versammeln, auf den

s. g. Brühl'schen Bällen. Nach Brühl's Abgang übernahm Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, des Königs Schwager, die Anordnungen zu den Familienfesten des königlichen Hauses, unter denen das 1828 der Kaiserin von Rußland zu Ehren in Potsdam angestellte Turnier besonders glänzend war und mit Aufführung eines dramatischen Festspiels beschlossen ward, das der Prinz selbst gedichtet hatte: „Der Zauber der weißen Rose." Graf Redern, der Nachfolger Brühl's als Intendant, Herr der Herrschaften Lanke und Schwandte in der Uckermark, heirathete, wie sein Vorfahr, der erste Graf die reiche Banquierstochter Orguelin, ebenfalls eine Dame aus der Bürgerreihe, Fräulein Bertha Jenisch aus Hamburg.

Die Coexistenz der Vorliebe des alten königlichen Herrn fürs Theater und für die Sprünge der schlanken Tänzer und Tänzerinnen, wie Madame Lemmière und Consorten in den mit verschwendischer Pracht ausgestatteten Ballets — und wieder für Kirchlichkeit, Agende, Liturgie, Union konnte man sich gar nicht vereinbaren. Er erhielt sogar einmal 1834 einen Brief aus dem pietistischen Wupperthal, aus Barmen, in welchem ihn ein treuer Unterthan in seiner Angst um das Seelenheil des Königs beschwor, er möge entweder den täglichen Theaterbesuch unterlassen oder ihm seine Gründe dafür auseinander setzen. Diesem Begehren fügte sich der König und ließ durch Witzleben eine Antwort nach Barmen abgehen. Am deutlichsten sprach er sich einmal gegen den Bischof Eylert aus,

bei einem der glänzenden Hoffeste im Sommer auf dem im Parke von Sanssouci gelegenen großen Neuen Palais, wobei gewöhnlich die Gäste zu Diner, Theater und Souper eingeladen waren. Der Bischof war nach dem Diner aus dem großen Grottensaal in die daran stoßenden offnen Zimmer eingetreten, um die dort hängenden alten Bilder zu besehen. Der König kam ihm nach, ganz allein, und unterhielt sich mit ihm, die Bilder betrachtend, im Saale auf- und abgehend. Er sagte ihm, daß heute ein schönes Stück gegeben werde und fragte ihn dann geradezu, ob er den Theaterbesuch für eine Sünde halte? Der Bischof, ein feiner Hofmann, erwiederte: „wenn es eine Sünde wäre, würde die Majestät nicht hingehen." Er hielt ihm aber ein, daß im Theater die Sinnlichkeit vorherrsche, daß sie von allen Seiten eindringe. Darauf entgegnete der König: „Curios, thut das nicht auch die Natur? Die Berge und Thäler, die Bäume, die Flüsse und ihre tanzenden Wellen, die Singvögel, unter ihnen vorzüglich die Nachtigall, die schönen Blumen, alles das, ist es nicht auch in dem Tempel der Natur eine Decoration? Die reiche Abwechselung ist auch ein wahres Schauspiel. Das Publikum, die Jugend muß auch etwas zu ihrem Vergnügen haben, man muß nicht vergessen, daß man auch jung gewesen ist. Das Schauspiel ist noch das Beste, wenn gute Stücke gegeben werden. Es ist doch besser, als Tabagien und Kaffeehäuser zu besuchen." Er kam dann auf den Barmer Brief und schloß die Unterredung mit den Worten: „Der ehr-

liche Mann meint es gut. Habe das Schreiben Witzleben gegeben und ihm gesagt, was er in meinem Namen höflich antworten soll. Die Menschen sind erschrecklich einseitig und kennen mich nicht. Berlin ist kein Krähwinkel. Gehen Sie nur immer diesen Abend hinein; wird Ihnen schon gefallen!" Noch denselben Abend bewirthete der Geh. Kämmerier Timm auf des Königs Befehl sämmtliche Schauspieler und die Kinder, die getanzt hatten. Ja, der König erschien selbst in dieser lustigen Gesellschaft und blieb lange in ihr.

Einen merkwürdigen Vorfall im Berliner Theater theilt Eylert mit, der in der Charwoche 1827 Statt fand. Der König hatte am 14. November 1826 eines Morgens auf einer Treppe, die zum königlichen Vortragszimmer führte, wohin er mit Akten unter dem Arme gehen wollte, das Unglück gehabt, auszugleiten und im Fallen ein Bein zu brechen. Der König lag lange zu Bette, unterhalten vorzüglich durch die Herzens- und Segenswünsche, die in die ausgelegten Foliobogen von den nach dem Leidtragenden sich erkundigenden Personen eingetragen wurden. Die Catalani war damals in Berlin. Es wurden Oratorien, Cantaten in der Singakademie und im Theater gegeben. Das Haus war gedrückt voll. Als der Vorhang fiel, wollte das Publikum noch das Lied God save the king von der Catalani hören. Sie trat vor und zwar ganz vor bis ans Orchester, sah sich hier um und blickte auch nach der kleinen ersten Eckloge rechter Hand. Auf einmal trat sie, sichtbar erstaunt,

zurück und verbeugte sich dreimal tief. — Der König war im Theater, zurückgezogen in seiner engen dunkeln Loge hatte ihn niemand bemerkt. Er trat jetzt hervor und dankte, so daß Alle ihn sahen. „Der König, der König,“ ging es von Mund zu Mund. Alle Zuschauer erhoben sich, wie ein einziger Mann, das ganze Haus ertönte vom Jubel über die Herstellung des guten alten Herrn. „Er lebe, lebe noch lange, hoch und ewig hoch!“ so tönte es, wie aus Einem Munde. Sichtbar gerührt, dankte der König herunter, sein Winken mit der Hand half nichts, der Jubel wollte nicht enden. Endlich ward es still und die Catalani sang mit Begeisterung: God save the king und als sie geendigt, sang sie und das ganze Publikum mit ihr: „Heil Dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands.“

Wie in Preußen alle Regierungsformen einen gewissermaßen soldatischen Charakter hatten, auch die Civilangelegenheiten mit militairischer Disciplin geleitet wurden, unterlagen selbst die königlichen Theater in Berlin diesem Kasernengeiste. Friedrich Wilhelm trieb die Liebe für das militairische Gedeihen seines Reichs auf den höchsten Grad. Es wurden in das Reglement der Generalintendanz der Theater Specialverordnungen aufgenommen, nach denen die Künstler, welchem Range oder Geschlechte sie angehören mochten, bei ihren Uebertretungen auf die Festung geschickt wurden, als wären es Soldaten oder Rebellen.

Friedrich Wilhelm besaß im höchsten Grade das, was man Gedächtniß des Auges nennen könnte. Hatte

er, selbst bei geringfügigen Anlässen, das Gesicht irgend Jemands gesehen, so vergaß er seine Züge nie wieder. Folgendes ist ein Beispiel davon, das zugleich seine große Gutmüthigkeit und herzliche Dankbarkeit bezeugt. Der König fuhr einst auf einer seiner gewöhnlichen Wagenpromenaden im Thiergarten spazieren. Seine Blicke fielen auf eine Familie, die ruhig in einer der Alleen wandelte. Die kräftigen Rappen der gelben Kalesche hatten schon weit hinter sich die langsamen Spaziergänger gelassen, deren Haupt, ein ehrwürdiger Greis, ehrfurchtsvoll vor dem König den Hut gezogen hatte. Dieser, der seit der Begegnung in Nachdenken versunken war, gab plötzlich Befehl, umzulenken. Als er die Familie wieder erreicht hatte, stieg er aus und ging gerade auf den alten Mann los. „Sind Sie nicht der und der aus Königsberg?“ fragte er ihn — „Ja, Ew. Maj.,“ erwiederte dieser. — „Das sind Ihre Frau und Kinder?“ — „Zu Befehl, Ew. Maj.“ — „So erlauben Sie mir, Sie als alte Bekannte und alte Freunde zu bewillkommnen.“ — „Ew. Maj. geruhen der Ehre zu gedenken, die Sie uns früher machten?“ — „Sagen Sie lieber der trefflichen und herzlichen Gastfreundschaft, die ich in den Tagen meines Exils in Königsberg von Ihnen erfuhr. Sie halten sich in Berlin nur einige Zeit auf? Und wo wohnen Sie?“ — „In der Stadt Rom, Ew. Maj.“ — „Leben Sie wohl, sagte Friedrich Wilhelm. Sie sehen, ich vergesse keinen meiner Freunde.“ — Und er bestieg wieder seinen Wagen. Als die Familie wieder im Gasthof anlangte, fand sie einen Hofbedienten, der

die ganze Familie auf den andern Tag zum König zur Tafel einlud und da er vorausgesehen hatte, daß es den Damen auf der Reise vielleicht an der nöthigen Toilette mangeln möchte, um der Einladung Folge zu leisten, schickte der König zugleich den Putzhändler der königlichen Prinzessinnen mit einer großen Auswahl fertiger Kleider und andern Putzsachen und ließ bitten, Mutter und Töchter möchten ohne Umstände seine Galanterie annehmen. Am folgenden Tage empfing der König zur festgesetzten Stunde seine lieben Königsberger Gäste oben an der Treppe, wie er es bei Fürsten gemacht hätte. Er ließ die Mutter und die älteste Tochter bei der Tafel neben sich sitzen, erzählte der ganzen königlichen Familie den Grund seiner Dankbarkeit und entließ die Reisenden mit Geschenken überhäuft und ihrerseits von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen. So erzählt ein Franzose in einem Aufsatze der Revue de Paris, der am Berliner Hofe bei der königlichen Familie wohl bekannt war, für das königliche Privatpalais kleine Stücke machte und sich mit P. de C. unterzeichnet hat.

So beliebt sich der König auf alle Weise zu machen suchte und so sehr er diese Liebe verdiente, so tadelte man doch an ihm, daß er zu wenig Vertrauen in sich selbst setzte. Das frühere Mißgeschick hatte ihn mißtrauisch gegen sich und seine Fähigkeiten gemacht. Bekannt ist, daß der jetzt regierende König über den Punkt des Selbsteinsehens des Regiments mit seinem Vater, so große Pietät er für ihn empfand, namentlich in früherer Zeit, in der Periode gleich nach den

Befreiungskriegen, mit ihm keineswegs gleich dachte. Eine freilich unverbürgte Anekdote ist wenigstens charakteristisch. Der Kronprinz ließ einst drei Pferde, ein blindes, ein lahmes und ein mageres so lange vor dem Palais des Königs herumführen, bis dieser sie bemerkte und fragte, was das zu bedeuten habe? Der Kronprinz, der sich in des Königs Zimmer befand, versetzte: „Das will ich Ew. Maj. erklären. Das magere Pferd ist das Volk, das von Ihren schlechten Beamten ausgesogen wird; das lahme das Ministerium, das nicht zu handeln versteht, und das blinde stellt Ew. Maj. selbst vor, die nicht sieht, wie man mit Allerhöchst derselben Blindekuh spielt.“ Darauf, wird erzählt, sei Arrest erfolgt, aber der König habe sich die Sache gemerkt und sie gebessert.

Eylert erzählt, daß das Wort „Calmiren“ einer der oft gebrauchten Lieblingsausdrücke Friedrich Wilhelm's III. gewesen sei. Und in der That bezeichnet dieser Ausdruck die Richtung, der der König am Abend seines sturmbewegten Lebens ausschließlich folgte. Sein System war ein Calmirungssystem. Nichts in der Welt war ihm so zuwider, als „das Echauffement,“ wie er es nannte.

Er calmirte Kirche und Staat. Um den Hader der protestantischen Confessionen von Grund aus zu dämpfen, publizirte er in seinen Staaten 1817 bei der 300jährigen Säcularfeier der Reformation die Union, der 1821 die neue Kirchen-Agende und Liturgie folgte. Aber die Einführung dieser Agende, bei der sich, wie beiläufig schon erwähnt wurde, besonders der Liebling

des Königs, Witzleben, aus Musikliebe unvorsichtig tief verstrickte, brachte große Streitigkeiten. In Schlesien machten dem alten Herrn die widerhaarigen Altlutheraner unter Dr. Scheibel und andern Predigern gewaltig zu schaffen; es ward hier mit Bayonnetten calmirt. Der König fragte damals Eylert immer: „Wie geht's in Schlesien? Haben Sie Nachrichten? Widerwärtig! Die Sache ist mir fatal. Bekomme alle Tage Rapport. Ist sehr unangenehm, daß das gute Werk der Eintracht Zwietracht herbeigeführt hat. Habe es aber gut gemeint." Die renitirenden separatistischen schlesischen Prediger wurden abgesetzt und kamen zum Theil nach Marienwerder, andere verließen das Land, Dr. Scheibel starb in Nürnberg. Professor Steffens wurde aus Breslau nach Berlin versetzt, um auch ihn, den Altlutheraner und innigen Freund Scheibel's zu calmiren. Auswanderungen ganzer Gemeinden aus Schlesien folgten, auch in Pommern, in der Neumark, in Magdeburg, in Erfurt renitirten und emigrirten die Altlutheraner. In Königsberg zeigte sich die Muckergemeinde. Diese Mystiker in Königsberg standen mit denen in Berlin in naher Verbindung, sie waren hier durch alle Stände, besonders die höheren, verbreitet und reichten bis zum Throne: Witzleben trat, wie erwähnt worden ist, zu ihnen und besuchte ihre Erbauungsstunden eine Zeit lang. In Berlin schrieb Professor Hengstenberg, ein Sohn der streitbaren Grafschaft Mark, die streitbare „evangelische Kirchenzeitung." Der König berief im Preußischen mit Vorbedacht lutherische Prediger in

reformirte Gemeinden und reformirte Prediger an lutherische Kirchen. Er hielt dies für das Rechte ausdrücklich, auch ward die Union wirklich in den meisten Kirchen durchgesetzt, sie kam dem herrschenden Zeitgeiste entgegen. Dennoch aber glückte das Calmirungssystem in der Kirche nicht völlig. In den letzten Lebensjahren des Königs kam es sogar noch zu einer schlimmen Verwickelung mit den Katholiken wegen der gemischten Ehen: 1837 wurde der Erzbischof von Cöln, 1838 der von Posen suspendirt, jener nach Münster, dieser nach Colberg transportirt.

Besser gelang die politische Calmirung des Staats.

Vor allen Dingen wurden die unruhigen, enthusiastisch echauffirten Freiheitsmänner beseitigt. Der Turnmeister Jahn wurde in ein kleines thüringisches Städtchen confinirt. Dem Professor Arndt in Bonn wurde absolut zwanzig Jahre lang, von 1820 bis zum Tode des Königs, der Lehrstuhl verboten, er kam sogar 1821 bis 1822 in schwere Criminal-Untersuchung wegen der damals allerwärts spukenden demagogischen Umtriebe. Erst Friedrich Wilhelm IV. restituirte den alten über siebzigjährigen wackern Arndt, nachdem er zwanzig Jahre „wie altes Eisen still gelegen und eingerostet" war. Er hat den Bericht über sein Leiden in zwei Bänden 1847 veröffentlicht. Mürbe wurden die Existenzen: es macht einen eignen Eindruck, wenn ein anderer gegen siebzigjähriger Mann, wie Graf Geßler, der Enkel des Geßler's von Hohenfriedberg und langjähriger preußischer Gesandter in Dresden

aus Schmiedeberg 28. December 1822 an seinen Leidensgefährten Arndt schreibt: „In unserer Erziehung ist es nun einmal versehen, lieber Freund. Wir werden freilich, will's Gott, kaltblütiger handeln, als vor Jahren, aber was verdorben ist, läßt sich nicht ändern. Verhunzt haben wir unsere Existenz einmal und das blos, weil wir unbehutsam gewesen sind und mit dem Kopf durch die Mauer rennen wollten. Welches nun einmal nicht geht. — Gewöhnen Sie Ihre Kinder, Gewalt und Unrecht zu leiden, nicht wie Knechte, sondern wie freie Leute."

Männer des höchsten Verdiensts fanden keine oder keine dauernde Anstellung, wie Stein, der zur Zeit der Stürme noch zuletzt als Chef der Landesorganisation in Sachsen, Westphalen und den Rheinprovinzen verwandt worden war und Wilhelm von Humboldt, der bei den Friedensschlüssen die wichtigsten diplomatischen Dienste geleistet hatte.

Stein hatte preußischer Gesandter beim deutschen Bundestage werden wollen, sich aber alle Besoldung verbeten. Darauf hatte der König geäußert: „wenn er Diener hätte, die sein Geld nicht nöthig hätten, so könne ihm das ganz recht sein; solche aber möge er nicht haben, die zu stolz wären, es zu nehmen." Stein hatte den Haß verdient, den ihm das Haupt der preußischen Tories Fürst Wittgenstein und die ganze Hofcoterie weihte, die ihn von den Geschäften fern hielt. Er hatte einmal aus Troppau 6. August 1809 an seinen ehemaligen Nachbar und Freund in

Königsberg, den freimüthigen Scheffner geschrieben: „Nur vom Bauernstande und Mittelstand kann man im nördlichen Deutschland etwas erwarten; der reiche Adel will sein Eigenthum genießen, der arme will Stellen und Auskommen, den öffentlichen Beamten beseelt ein Miethlingsgeist.“ Das war genug gesagt, um alle diese nur zu einflußreichen Leute des Junkerthums und der Bureaukratie, „die gut Geld für wenig Arbeit gern nimmt,“ gegen ihn zu kehren. Jedermann wußte in Preußen, daß Stein so gesinnt sei; er machte dessen kein Hehl, er war ein rauher Mann, nicht ohne große Schwächen, aber er war ein durchaus ehrlicher, ehrenwerther, aufrichtig treuherziger Mann ohne Menschenfurcht, Rückhalt und Falsch: er gab seine Sympathien und Antipathien nur zu laut und zu rücksichtslos zu erkennen. „Nur zwei Menschen ganz ohne alle Menschenfurcht kenne ich, Stein und Blücher,“ sagte einmal Scharnhorst. Stein schrieb in der Prüfung des Hardenberg'schen Finanzplans 1810: „Die große Menge armen, güterlosen oder verschuldeten Adels im Preußischen ist dem Staat äußerst lästig; er ist ungebildet, hülfsbedürftig, anmaßend, er drängt sich in alle Stellen vom Marschall bis zum Posthalter und Stadtinspector, er steht allen übrigen Bürger-Classen durch die Stellen, die er ihnen entzieht, durch die Ansprüche, die er aufstellt, im Wege und er sinkt unter sie durch seine Armuth, seine

verwandtschaftlichen Verbindungen und seine wenige Bildung herunter."

Das Seigneurleben, wie es in neuester Zeit zwei Adelsgenossen aus den ersten Familien Preußens in Schlesien und am Rheine notorisch geführt haben, zeigt allerdings die Corruption dieser hohen Schicht der Gesellschaft in abschreckenden Farben. Der eine dieser grands seigneurs des achtzehnten Jahrhunderts war der mit vierunddreißig Jahren 1848 in Frankfurt ermordete Fürst Felix Lichnowsky, ein Mann von unläugbar großen Gaben, aber durch die Fäulniß des Standes verfault. Das allerdings in an die Burleske anstreifender Humoristik geschriebene Buch „Schnapphanski" von Weerth zeigt diesen modernen Ritter in seinen Abenteuern als braunen Husaren (Nr. 4) zu O. in Schlesien, die schöne Gräfin S. entführend und auf offner Landstraße, als der Gemahl ihnen entgegengeritten kommt, aus seinem Wagen sie wieder aussteigen lassend, worauf der Gemahl den Entführer den Stöcken seiner Lakaien empfiehlt; es zeigt den modernen Ritter weiter zu Troppau im Duell mit dem in der Person seiner Schwester beleidigten Grafen G., gegen dessen Säbelwunde durch um die Brust gewundene nasse Foulards gefehmt — und so fort über die carlistische Episode in Spanien hinweg bis an das letzte romantische Verhältniß mit der alten und von der ehemaligen Schönheit verfallenen, aber sehr reichen Herzogin von Dino Sagan, welche den jungen über und über verschuldeten Ritter mit ihrem Vermögen wieder arrangirte. Drastischer noch, als dieses Bild

des stattlichen schönen Lichnowsky ist das des nicht schönen „krummen“ Grafen Edmund von Hatzfeld-Schönstein, der durch die famose Ehescheidungs- und Prodigalitätsklage seiner Gemahlin, der Schwester des Fürsten Hatzfeld-Trachenberg und durch den Cölner Cassetten-Diebstahl bekannt geworden ist. Die nur als Manuscript in hundert Exemplaren abgezogene Scheidungsklage der Gräfin zeigt den Grafen vor und während einer 1822 geschlossenen fünfundzwanzigjährigen mit zwei Söhnen und einer Tochter gesegneten Ehe, in seinen mit Hunderttausenden bezahlten Liaisons mit einer verheiratheten Gräfin Nesselrode-Ereshoven (von der Familie des russischen Staatskanzlers), einer Generalin Gräfin Hompesch, gebornen Nesselrode-Ereshoven und einer in Paris als russische Spionin bekannten Frau von Meyendorff; sie zeigt den Grafen zahllose Beamten-Frauen und Töchter und weibliche Dienstboten mit Geld und Gewalt zur Prostitution verführend, in fortgesetzten Orgien in den Rheinstädten mit Theaterdamen, Französinnen, öffentlichen Mädchen; sie zeigt ihn wiederholt von galanten Krankheiten angesteckt — und selbst noch mittelalterlich-ritterlich seine Bauern und Pächter plackend und das jus noctis postulirend.

Der Kriegsminister Hermann von Boyen theilte Pertz mit: daß in einer der geheimen Berathungen, denen nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen beiwohnten, Stein sogar den Vorschlag gemacht habe, bei Ausbruch des Kriegs auf Tod und Leben gegen

Frankreich die Aufhebung des Adels zu erklären: der König sollte nur den Adel derer anerkennen, die sich im Kriege auszeichnen würden.

Stein zog sich nach der königlichen Verschmähung in sein Vaterland Nassau zurück, wirkte noch als westphälischer Landtagsmarschall und gründete die Frankfurter Gesellschaft für die ältere Geschichtskunde Deutschlands. Er starb im Privatstande 1831, vierundsiebzig Jahre alt, auf seinem Landgute Kappenberg mit den geliebten einsamen Waldumgebungen in Westphalen. Er hinterließ nur zwei Töchter, die Gräfinnen Henriette Giech und Therese Kielmannsegge. Letztere scheint sein Liebling gewesen zu sein, sie brachte oft Monate lang bei dem Vater in Kappenberg zu, „ihr guter reiner Verstand, ihr einfältiges, frommes, wohlwollendes Gemüth macht mir ihren Umgang sehr erfreulich," — so schreibt Stein einmal an Arndt 30. März 1826. Nicht ohne Dornen scheinen aber die Rosen der Ehe des Staatskanzlers mit der Gräfin Wallmoden gewesen zu sein, einer Dame, die wohl mehr für einen kühlen hannöverischen Tory, als für einen enthusiastischen preußischen Whig paßte. Eine Auslassung Stein's in einem Briefe an Frau von Berg, seine und der Königin Luise Specialin, giebt hierüber hinreichende Andeutung. „Bauen Sie, schrieb ihr Stein schon sechs Jahre nach seiner Hochzeit 24. März 1799, auf die Anhänglichkeit eines Mannes, der in Ihnen, meine innigst geliebte Freundin, die Wahrheit und von aller Härte entfernte Selbstständigkeit Ihres Charakters, den ausgebildeten

und immer hochstrebenden Verstand und eine Ihnen ganz eigenthümliche Amenität der Sitten und des Umgangs liebte, welche das Product eines sehr feinen und richtigen Gefühls ist 2c. Auch Sie meine Freundin sind Dulderin, haben vieles und manches schweigend und sanft gelitten, auch Sie leben in Reminiscenzen, in betrogenen Erwartungen. Diese Aehnlichkeit der Situation giebt unseren Empfindungen einen Einklang, unsern Maximen des Lebens eine Uebereinstimmung, die uns mehr als alle bürgerliche Institute vereinigt."

Eins der charakteristischsten Urtheile über Stein fällte Gneisenau in einem Briefe an Arndt im Sommer 1814: „Diesem edelsinnigen Deutschen verdanken wir viel. Er war fast der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beistand, man müsse nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch ferner hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften stehen im Bund gegen ihn; jene fürchten ihn, diese hassen ihn. Die östreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorcisiren!"

Stein sprach sich in der damaligen Lebensfrage Preußens, der Verfassungsfrage, gegen die östreichische Diplomatie, für das preußische Princip des Fortschritts, mit einem Worte ganz unumwunden positiv für das Erlassen einer Constitution aus, aber auf eine höchst

verständige Weise: er kannte das Hauptübel, an dem Preußen krankte und noch krankt, gründlich. Charakteristischer als alles, was mir von Aeußerungen Stein's in dieser Beziehung zu Gesicht gekommen ist, scheint mir ein Brief an Arndt aus Frankfurt vom 8. Jan. 1815 zu sein, ein Brief, den die gegen letzteren geordnete Untersuchungscommission mit Beschlag belegte und den Arndt in seinem „Nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben" mitgetheilt hat. Man erkennt aus diesem Briefe, daß Stein wirklich ein echter, großer Staatsmann war, der das Organisiren verstand, der auf der soliden Grundlage der gegebenen Verhältnisse einen großartigen neuen Staatsbau würde gegründet haben — wenn Oestreich ihn hätte bauen lassen.

„Die Frage wegen landständischer Verfassungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Institutionen in das Leben gebracht haben, Manche und leider die Machthaber suchen sie zurückzuhalten und zu beseitigen. Ew. Wohlgeboren ist es nicht unbekannt, zu welcher Partei ich gehöre ꝛc.

Die wahren Widersacher der guten Sache sind das Beamtenheer. Diese wünschen, gut besoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben gesichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; sie ahnen es, daß durch eine Repräsentativ-Verfassung für sie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Scheinverantwortlichkeit wie jetzt gegen ihre siebzig Meilen ent-

fernten überladenen Oberen vorhanden sein wird und daß ihre Zahl sich verringern muß. Statt nun die aus diesem Zustand der Dinge entstehenden Hindernisse zu beseitigen, spricht man gegen die Aristokraten, die ohne wahren Einfluß sind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie die (ein unleserlicher Name) Oken und Jahn und giebt den Widersachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürsten gehässig zu machen.

So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollste Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflösen, alle Gliederungen und Absonderungen zerstören, der andere will die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in patentisirte Pfuscher und das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten verwandeln ꝛc.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müssen also das Alte nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den demokratischen Phantasien, als den gemietheten Vertheidigern der fürstlichen Willkür widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgegengesetztesten Absichten, die einen, um alle Versuche, eine repräsentative Verfassung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen ꝛc.

Die Stände müssen neben einander bestehen, nicht durch einander gemengt: ein Geschlechts- und Güter-

Adel, kein Dienst-Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbstand, ein ehrsamer freier Bauernstand, kein Tagelöhnergesindel rc.

Auf diese Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues aus der Luft gegriffnes Gebäude ohne Festigkeit und Haltung aufgeführt."

Drei Jahre darauf schrieb Stein aus Kappenberg unterm 30. September 1821 an Arndt: „Wir leben in einer Entwickelungs- und Uebergangszeit: die ältere Generation, zu der ich gehöre, leidet durch den Untergang des Gewohnten, Bestehenden; das neue Geschlecht sucht wild zu neuern, ohne Schonung und Besonnenheit."

Stein starb lebenssatt. 30. März 1826 schrieb er: „Ich freue mich alt zu sein, täglich lösen sich die Bande, die an das Leben fesseln, täglich mindert sich der Kreis der Jugendgenossen, der Freunde, der Verwandten. — Ich bin mit meinen äußern und Familienverhältnissen zwar sehr zufrieden, aber lebenssatt: mich verlangt, daheim zu sein bei den Geliebten, die vor mir hingegangen sind."

Stein starb in gutem Andenken der Westphälinger, bei denen man noch in vielen Häusern und Hütten sein Bildniß antrifft mit der etwas emphatischen Legende:

„Alles Bösen Eckstein
Alles Guten Grundstein
Deutscher Ehre Schlußstein."

Humboldt ward als Gesandter nach London geschickt; er hatte zwar von Hardenberg die Zusage

des Ministeriums des Auswärtigen erhalten, 1818 aber wurde Graf Christian Bernstorf, Sohn des berühmten dänischen Ministers, zeither dänischer Gesandter am preußischen Hofe, mit diesem Ministerium betraut. Humboldt erhielt nur die Section der „ständischen Angelegenheiten,“ die stehen blieben. Er konnte sich nur etwas über ein Jahr noch halten, begab sich dann in den Privatstand und starb 1835 auf seinem Landgut Tegel bei Berlin.

Beide Männer, Humboldt und Stein, waren in heutigem Sinne des Worts entschiedene Conservative, in gewissem Sinne sogar einseitige Aristokraten — wir haben aus den Briefen Stein's, die Pertz 1818 herausgegeben hat, erfahren, wie schwarzgallig einseitig er von Männern wie Börne als Publizisten dachte — für das damalige preußische Calmirungssystem konnten nicht einmal solche Männer wie Humboldt und Stein vernutzt werden.

Mit Stein in demselben Jahre 1831, dem Jahre der polnischen Revolution und der Choleranoth, war Held Gneisenau an der Cholera gestorben, zu Posen, einundsiebzig Jahre alt. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter, von denen die eine einen Sohn Scharnhorst's, die andere den Sohn des Oberhofmeisters Friedrich Wilhelm's III., Grafen Brühl, und die dritte den sächsischen Grafen Hohenthal-Püchau heirathete.

Held Blücher war bereits im Jahre 1819, siebenundsiebzig Jahre alt, ebenfalls im Privatstand,

zurückgezogen auf seine Güter in Schlesien zu Kriblowitz bei Breslau zu seinen Vätern versammelt worden. Er hinterließ nebst seiner Wittwe, gebornen von Colomb, zwei Söhne, die sein Geschlecht fortpflanzten, und eine Tochter, die sich mit dem Grafen Max von der Asseburg vermählt hat.

Von den übrigen Helden des Befreiungskriegs war nach Scharnhorst zuerst gestorben: Graf Bülow-Dennewitz. Carl von Raumer, der ihn während der Schlacht von Laon zum erstenmal sah, wo er nebst Blücher und Gneisenau, und seinem Generalstabschef Oberst Boyen auf dem Laoner Berge bei einer Windmühle, wo das Schlachtfeld zu übersehen war, auf Stühlen saß, während die Kanonenkugeln Streifen im Schnee machten, beschreibt ihn also: „Bülow hatte ein sehr bescheidnes Aeußere, man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Componisten von Psalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Ney's im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu uns herauf drangen, sagte er ganz gelassen: „bin ich bei Dennewitz mit Ney fertig geworden, werde ich's heute auch." Bülow starb schon 1816, einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Darauf folgte Graf Kleist-Nollendorf 1823, einen Sohn und eine Tochter und Graf York-Wartenberg 1830, einen Sohn hinterlassend. Am längsten blieb Grolmann am Leben.

Unter allen diesen Helden glänzt Gneisenau nicht nur als Militair, sondern zugleich auch als höchst weiser Staatsmann: ihm war es klarste Ueberzeugung, daß Preußen sofort eine Constitution erhalten müsse. „Die Nothwendigkeit, schrieb er, 28. August 1814 an Arndt, Preußen bald, sogleich eine Constitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es giebt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwartenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Constitution. Ueberdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat: der Waffen, der Constitution, der Wissenschaften — ist es allein, der uns zwischen den mächtigern Nachbarn aufrecht erhalten kann.“

Als später der Kampf zwischen Absolutismus gegen Liberalismus eintrat, sprach Gneisenau in einem Briefe an Carl von Raumer vom 30. Septbr. 1826 das merkwürdige Wort aus: „Es ist unmöglich, sich einer streitenden Partei zuzugesellen und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben, muß man helfen vertuschen und verheimlichen, um unsern Mitstreitern nicht zu schaden.“ So wahr und treffend konnte nur ein Mann sich äußern, der schon im Jahre 1809 in Bezug auf Schill an einen jungen Offizier geschrieben hatte: „Mich plagt kein Ehrgeiz!“

Der friedliche und freundliche Fürst Hardenberg führte noch bis 1822 das preußische Staatsschiff. Er war aber in dieser letzten Zeit nicht mehr der Lage der Dinge gewachsen. Er war alt geworden, neben der physischen Schwäche der Taubheit, die ihn plagte, traten auch die geistigen Schwächen des Mannes jetzt hervor, das berüchtigte Finale der Staatsmänner: das die Dinge Gehen lassen, das Schwanken und Zögern. Eitel genug auf seine Stellung, um sie so lange zu halten, als es nur gehen wollte, unfähig aber die große Bewegung, die die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, auf eine würdige und großartige Art zu leiten, warf er sich, um dieser Bewegungspartei Widerpart zu halten, der Reactionspartei in die Arme. Hardenberg war es, der es verschuldete, daß sonach die große Bewegung so kleinlich ausging. Hardenberg verbündete sich, um nur am Ruder zu bleiben mit dem Fürsten von Wittgenstein, der als das Haupt der Widerstandspartei, der preußischen Tories und Absolutisten galt, weil er in ausgezeichnetem Maaße das Vertrauen des Königs genoß, er verbündete sich sogar mit dem Mecklenburger Carl Albert Christoph Heinrich von Kamptz, dem Demagogenriecher. Die Constitution, die Preußen erwartete, nach den großen Opfern, die es gebracht hatte, erwarten durfte und die der König ihm ausdrücklich in der Noth versprochen hatte, erhielt es nicht.

Schon im Finanz-Edict vom 27. October 1810, das Hardenberg entworfen hatte, war eine nationale

Repräsentation der Nation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zugesagt worden. Am 22. Mai 1815 vor Eröffnung des letzten Feldzugs gegen Napoleon kam dann die berühmte vielbesprochene Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks. § 3. bestimmte: Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. § 4.: Die Wirksamkeit der Landesrepräsentation erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung mit Einschluß der Besteuerung. Und § 7. war bestimmt, daß ohne Zeitverlust 1. September 1815 eine Commission aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen zusammentreten solle.

Aber diese Commission trat weder am bestimmten Tage noch später zusammen. Die berühmte Coblenzer Mahn-Adresse der rheinischen Landschaft, am 12. Jan. 1818 überreicht von Görres, der damals in Coblenz den Rheinischen Mercur redigirte, (ein so wichtiges Blatt, daß selbst Napoleon es die cinquième puissance nannte,) ward bei Hofe mißfällig aufgenommen. „Der König, schreibt Schleiermacher an Arndt 14. März 1818 soll verdrießlich darüber sein und das würde ich glauben, wenn ich es auch nicht gehört hätte. Seine Persönlichkeit wird immer ein ungeheures Hinderniß sein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; nie wird sich der Mann in ein frei öffentliches Wesen finden lernen, und wie ihm schon die Universität

hier zu viel ist, wie sollte er je eine frei redende Versammlung in seiner Nähe dulden? Ich glaube, muß es endlich einmal so weit kommen, so begiebt er sich während der Sitzungen an einen seiner Lieblingsörter Paris oder Petersburg." Der König erklärte am 21. März: „Nicht jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staats einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor zu bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. Der östreichische Einfluß war durchgedrungen, Hardenberg ward Metternich's „Knappe." Die Ermordung Kotzebue's 23. März 1819 durch Sand brachte die volle Reaction. „Selbst ganz honnette Leute, schreibt Schleiermacher, Berlin 28. April 1819, an Arndt, lassen sich thörichtes Zeug vorschwatzen und einreden. Gneisenau z. B. hat mich seit dieser Zeit gar nicht gesehen und zu Hüser (seinem Adjutanten) gesagt, das sei doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinschaft haben." Es kamen nun am 20. September 1819 die berüchtigten Carlsbader Beschlüsse, es kam die Büchercensur, es kam die Mainzer Untersuchungscommission. Auch im Politischen traten jetzt an die Stelle der Calmirung polizeiliche Verhaftungen, Inquisitionen wegen der demagogischen Umtriebe und Censur-Edicte gegen Zeitungen und Bücher. Die liberalen Minister nahmen theils ihren Abschied, wie die Militairs, der, seit 1814 ein-

getretene Kriegsminister, ehemalige Generaladjutant Hermann von Boyen, General Carl Wilhelm Georg von Grolmann, theils erhielten sie ihn, wie Wilhelm von Humboldt, der die Carlsbader Beschlüsse für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ erklärte und selbst der sonst so hochbetraute Beyme mittelst Cabinetsordre vom 31. Dec. 1819. So weit war Hardenberg, bearbeitet durch den Fürsten Wittgenstein heruntergekommen.

1822 starb der Staatskanzler Hardenberg auf der Reise nach Italien, wo eben der Congreß zu Verona saß, zu Genua einundsiebzig Jahr alt. Er hatte sich in den letzten Jahren mit seiner Gemahlin entzweit und sie gütlich abgefunden: die Verwandten waren geschäftig gewesen, die ihnen so anstößige Verbindung zu zersprengen. Die getrennte Fürstin lebte mit ihrem Freunde, dem Geheimrath Dr. Koreff, einem jüdischen Genie, aus Breslau gebürtig, Leibarzt des Fürsten, in Dresden, von wo sie später mit ihm nach Paris sich begab. „Man beschuldigte die Fürstin, erzählt Lang in seinen Memoiren, eines zu vertraulichen Einverständnisses mit Herrn Koreff, sie sollten mit einander den Plan gemacht haben, durch unpassende ärztliche Behandlung des Fürsten seinen Tod herbeizuführen und sich dann seines Erbes zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon, wohl aber, daß gute Freunde dies abgeschmackte Mährchen geltend zu machen wußten. Der Fürst, wo er auch immer sich befand, war stets von einem Schwarm

seiner Nepoten und Muhmen belagert, die auf seine Kosten ihre Lustreisen mitmachten, Theil an seinen Repräsentationen nahmen und den alten Herrn immer dahin drängten und dahin drückten, wo eigentlich sie gern sein wollten. Auf diese Art hatten sie den alten müden Herrn bis nach Genua, wo er sonst nichts zu thun hatte, hinein und herumgehetzt." Der Fürst arbeitete noch bis zu seinem letzten Tage und ward dann durch einen vollständigen Nervenschlag der Welt entrückt. „Wie schrecklich, schreibt Ludwig von Voß an Dorow, des Edlen Tod! Wäre seine Gemahlin ihrem Herzen gefolgt, so wäre der Staatskanzler nicht in so unwürdiger Umgebung gestorben, wie die der Demoiselle H—. Sein letzter Blick, der wie aus hellerem Schein auf die H— gefallen, die ihm ein böser Geist gewesen, soll abschreckend, vorwurfsvoll, entsetzlich gewesen sein. Es war vielleicht der schneidendste Aufblick seines Lebens!"

Hardenberg hinterließ einen Sohn und eine Tochter: der Sohn war dänischer Geheimer Conferenzrath und Hofjägermeister und besaß die mütterlichen Güter, die dänische Lehnsherrschaft Hardenberg-Reventlow auf Laland. Die Tochter hatte das Schicksal ihres Vaters: sie ward zweimal geschieden, zuerst von dem bairischen Grafen Pappenheim, dann von dem bekannten Schriftsteller, Fürst Hermann Pückler. Sie besitzt das vom Staatskanzler gestiftete Familienfideicommiß in Posen. Hardenberg starb mit einer ziemlichen Schuldenlast, was, wie Lang in seinen Memoiren

schreibt, bei einer solchen Uneigennützigkeit, Großmuth und Herzensgüte nicht zu verwundern war. Sein Sohn, der Graf Hardenberg-Reventlow, der reiche Erbe der Reventlow'schen Güter in Dänemark, begab sich des ihm gebührenden fürstlichen Titels, angeblich aus Bescheidenheit, im Grunde aber, damit er nicht nöthig habe, die Erbschaft des Vaters anzutreten und die Schulden zu zahlen. So viel ich weiß, ist am Ende der Staat dazwischen getreten. Nach Hardenberg's Tode wurde kein Staatskanzler wieder ernannt. Von Witzleben, dem Generaladjutanten des Königs wurde zwar Wilhelm Humboldt zum ersten Minister vorgeschlagen, nicht angenommen aber, aus Rücksicht für Rußland. Einen Theil der Functionen Hardenberg's erhielt als Staats- und Schatzminister der General Graf Carl Friedrich Heinrich Lottum übertragen, der schon unter Stein früher in Königsberg mit Scharnhorst den Militairvortrag im Cabinet gehabt hatte und eben so freundlich und human, aber auch eben so schwach war, wie der Staatskanzler es in der letzten Zeit gewesen war. Er starb erst 1841. Dieselbe Humanität zeichnete auch aus die beiden, aber zugleich sehr energischen, tüchtigen und geistreichen Finanzminister Friedrich Christian Adolf von Motz, einem Spezial des Oberpräsidenten Vincke, aus Cassel, Minister seit 1825, gestorben 1830 und Carl Georg Maaßen aus Cleve, Minister seit 1830, gestorben 1834, von denen jener den Zollvertrag, den er schon 1802 als Landrath empfohlen hatte, zur Ausführung und

dieser zum Abschlusse brachte. Der eigentliche Fachmann im Finanzministerium, der Geldbeschaffer, war der vielerfahrene Geheime Oberfinanzrath Rother.

Ein würdevoller aber kränklicher und deshalb reizbarer Mann war der Minister des Auswärtigen, Graf Christian Bernstorf, der die Geschäfte bis zwei Jahre nach der Julirevolution dem Sinne Stein's, Gagern's und anderer deutscher liberaler Aristokraten wenigstens sich annähernd führte. Großartig war die Amtsführung Bernstorf's nicht, wie aus einem Zuge erhellt, den Graf Münster, der hannöverische Cabinetsminister in einer deutschen Depesche, die Hormayr in den Lebensbildern mittheilt, berichtet. Der englische Gesandte hatte in Berlin eine Note in englischer Sprache überreicht aus der Absicht, um nicht durch die Uebersetzung den Sinn zu verdunkeln. Bernstorf protestirte dagegen, „als gegen eine völkerrechtswidrige und nicht zu duldende Neuerung,“ beim Londoner Cabinet, das gewohnt war, alle Noten vom spanischen Gesandten in spanischer Sprache entgegenzunehmen, wo daher auch preußische Noten in deutscher Sprache — das einzige, womit Bernstorf vermeintlich nöthige Repressalien eintreten lassen konnte — ohne alle Schwierigkeit würden angenommen worden sein. Bernstorf, einst der passionirte Liebhaber der schönen Jüdin Mariane Meyer, nachherigen s. g. Prinzessin von Eybenberg, war vermählt mit einer Gräfin Dernath, einer durch ihre große Gestalt und durch ihre Gescheitheit

ausgezeichneten Dame, seiner Landsmännin und Cousine und starb 1835, drei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienst. Aristokratisch gestrenger und herrischer, sagt Eylert, war der Minister des Innern Friedrich von Schuckmann, ein Mecklenburger, früher Kammerpräsident in Baireuth unter Hardenberg und einer seiner Lieblinge, ein von Lang sehr gerühmter, energischer, tüchtiger Geschäftsmann, Minister seit dem Jahre 1814, gestorben 1834. Er bezeigte sich so herrisch, daß sogar der sonst so unterwürfige Bischof Eylert, der bei ihm als einem Feinde der Hoftheologen einmal lange hatte antichambriren müssen, über ihn die Anmerkung macht: „Minister heißt auf Deutsch ein Diener."

Endlich von den beiden schon zu Anfang der Hardenberg'schen Verwaltung angestellten Fachmännern, dem Justizminister Friedrich Leopold von Kircheisen, Minister seit 1810, gest. 1827 und dem Kriegsminister von Haake, Minister seit 1810 bis 1833, gest. 1835 zu Castellamare, sagt Eylert: „jener controlirte und hielt die Rechtsformen fest — dieser hatte mit der Armee zu thun und studirte nebenbei Homöopathie." Nachfolger Kircheisen's war Kamptz, Nachfolger Haake's waren General Jobst von Witzleben und nach dessen Tode 1837, General von Rauch, worauf unter Friedrich Wilhelm IV. 1841 wieder der 1819 entlassene General Hermann von Boyen als Kriegsminister eintrat.

Nächst diesen Ministern wirkten und nützten sehr tüchtig unter Friedrich Wilhelm III. zwei berühmte

Oberpräsidenten, einer in Westphalen, und einer in Preußen: als Nachfolger Stein's in Westphalen Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp Baron von Vincke — und Heinrich Theodor von Schön, Oberpräsident von Preußen, ein Liebling von Stein, beide hauptsächlich England's Vorbild im Selfgovernment folgend — mehrerer anderer tüchtiger Oberpräsidenten, wie Merkel's in Breslau, Sack's in Berlin ꝛc. nicht zu gedenken: auch sie waren aus der Stein'schen Schule.

Ueber Schön schrieb Stein im Februar 1810 an Pozzo di Borgo: „Er ist ein Mann von richtigem Blick, im Denken und Generalisiren geübt', gebildet durch das Studium der besten Werke über Nationalwirthschaft, durch Reisen, einen mehrjährigen Aufenthalt in England und die Uebung der Geschäfte. Er ist ein Mann von reinem erhabenen starken Charakter, ein wenig exaltirt durch die Moral der neueren Philosophie.“ Er war mit einer Auerswald vermählt und seine Familie schon 1586 von Kaiser Rudolf II. geadelt worden. Statt Altenstein hatte Stein Schön 1808 zu seinem Nachfolger vorgeschlagen: zum Finanzminister war er nach des in diesem Fach starkbeschlagenen Niebuhr Urtheil der fähigste Mann, den Preußen besaß.

Vincke, von einem uralten eingebornen westphälischen Dynastengeschlechte stammend, der Vater des in unsern Tagen vielgenannten, in straffer aristokratischer Haltung und schlagend sarkastischen Witzworten aus-

gezeichneten Georg Vincke ist der berühmteste unter diesen Oberpräsidenten und die Grenzboten haben neuerlich ein recht gutes Genrebild von ihm gegeben. „Vincke schwärmte schon als Jüngling für das englische Vorbild einer volksthümlichen Verfassung, für Selbstregierung der Bürger und patriotische Aufopferung der Aristokraten. Sein classisches Büchlein: Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens, 1815 von Niebuhr herausgegeben, legt seine Ansichten in kühnen Erörterungen dar. — Nachdem Vincke vom französischen Despotismus verfolgt worden war, wie sein Freund Stein, wurde er bei der Reoccupation Oberpräsident in Münster und zeichnete sich aus als Führer des Landsturms, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Aus dieser militairischen Wirksamkeit stammte als bescheidenstes Abzeichen eine alte Soldatenmütze, die er fortwährend trug, er mochte im Frack vor dem König erscheinen oder im blauen Kittel als Chef der Provinz eine Dienstreise unternehmen. — Gemüthlich war sein Anblick, wenn er auf Reisen den blauen Fuhrmannskittel trug, wie es im Münsterlande gebräuchlich ist, die Militairmütze auf dem starken grauen Haar, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenstock in der Hand, wanderte er oft meilenweit zu Fuße oder fuhr mit der ordinairen Post. Nicht selten hielt man ihn für einen schlichten Bauersmann und höchst ergötzliche Mythen knüpfen sich an derartige Verwechslungen. Noch weit zahlreicher sind die Histörchen über seine unbegrenzte Gutmüthigkeit im Wohlthun und über seine

Sparsamkeit gegen Anforderungen des Luxus in seiner Häuslichkeit. Seine rastlose Thätigkeit für seine Provinz hatte nach und nach seine universelle politische Richtung absorbirt. Er, der in seiner Jugend gegen das Zuvielregieren der Beamten geeifert hatte, wollte in späteren Jahren mit väterlicher Sorge das Kleinste wie das Größte in seinem Bezirk selbst leiten und überwachen. Er nahm seine geliebten Actenstöße mit auf das Sterbebette. Er folgte sogar den ersten kühnen Schritten seines Erstgebornen Georg auf den Weg der Opposition mit mißbilligenden Blicken. Als Familienvater war er eben so vortrefflich, als glücklich; er hinterließ vier Söhne und sieben Töchter, die in die ersten Familien des Landes geheirathet haben. Dieser deutsche Originalcharakter starb 2. December 1844 an Ueberanstrengung seiner Kräfte."

Erst 1823, ein Jahr nach Hardenberg's Tode, wurden die Provinzialstände verwilligt, die Landes-Repräsentation blieb ungewährt bis zum Tode des Königs. Die Verhandlungen der Provinzialstände wurden bei verschlossenen Thüren gehalten. Die ostpreußischen Stände nannten diese Stände in ihrer Denkschrift vom 7. Septbr. 1840 „eine in hemmenden Schranken veralteter Formen sich schwerbewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände, auf welche sie zum Wohl gemeinsamen Rechtes zu verzichten bereit seien."

Im Jahre 1817 war das Ministerium des Cultus neu gegründet worden. An die Spitze desselben stellte

Hardenberg den ehemaligen Finanzminister von 1809, den gelehrten Freiherrn Carl Stein zum Altenstein, denselben, den unter Connivenz Hardenberg's, der König nach Stein's Abgang 1808 zum Minister-Chef ernannt hatte. Er führte das Cultusministerium länger als das der Finanzen, bis zu seinem Tode 1840, dem Todesjahre des Königs, dreiundzwanzig Jahr. Schleiermacher äußerte sich in einem Briefe an Arndt aus Berlin 28. Juni 1819 so über Altenstein: „Er ist ein gar wunderlicher Mensch, von sehr gutem Willen in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, aber er thut gern vielerlei, was er nicht will; denn er scheint sich in eine große Abhängigkeit gestellt zu haben von Wittgenstein auf der einen und Koreff auf der andern Seite." Altenstein ist durch sein langes Cultministerium nicht wenig berühmt geworden, er berief den absoluten Idealisten, den Mann, der zu Pope's berühmten Worte: „What ever is, is right!" sich bekannte, den sehr berühmten Hegel.

Hauptsächlich um zu calmiren, um die Gedanken der Jugend von den Freiheitsgelüsten abzuziehen, ward durch Altenstein 1818 Hegel nach Berlin berufen: die Philosophie dieses umfassenden und klaren schwäbischen Kopfes sollte die Macht werden, wodurch die praktischen Tendenzen, die in den Gemüthern der Jugend in der Periode der Freiheitskriege aufgetaucht waren, wieder in ein theoretisches Bett zurückgestauet und so unschädlich gemacht werden sollten. Diese Macht ward Hegel allerdings, er stiftete die Berliner Jahrbücher

für Kritik 1826, es gelang bis zu seinem Tode, der 1831 an der schlimmen Cholera erfolgte, die Philosophie, die schon zweimal in Preußen durch Kant und Fichte Triumphe gefeiert hatte, zu ihrem höchsten Triumphe zu bringen.

Das theoretisch geistige Interesse an der Hegelschen Philosophie bemächtigte sich mit einem überraschend rapiden Erfolge der jungen hoffnungsvollen Bevölkerung Preußens und absorbirte nach und nach glücklich und völlig das praktisch politische Interesse, die Demagogie. Hegel's gefährlichster Schüler, Arnold Ruge, wurde zuletzt von Halle nach Leipzig herübergedrängt und gab darauf statt seiner „Hallischen" die „Deutschen Jahrbücher" heraus, bis auf einmal diese ziemlich unverholen mit praktischen Tendenzen hervortraten und darauf im gemeinsamen Interesse des Calmirungssystems ihr Verbot fanden. — Mit der Hegelschen Philosophie glückte in Preußen das Calmirungssystem völlig. Aber auch sonst noch durch mannichfache andere Verordnungen ward dahin gearbeitet, auf östreichische Weise den legitimistischen und religiösen Auctoritätsglauben wieder herzustellen. Verordnungen in diesem Sinne ergingen an die preußischen Schulen, es ward alles darauf hingearbeitet, das gesammte Unterrichtswesen mehr im monarchischen Sinne zu modeln.

Diese, ich kann sie nicht deutlicher bezeichnen, als „östreichische" Richtung Friedrich Wilhelm's III. hatte ihre Wurzel in der Ueberzeugung, daß seinem Volke die „Intelligenz und Gewitztheit" abgehe. Er

selbst drückte sich wiederholt in diesen Ausdrücken aus in den Noten, die er zu einem Aufsatz von General Clausewitz machte, der sich in den in Arndt's Untersuchung mit Beschlag belegten Papieren befand, er betraf die Levée en masse im Jahre 1812. Es heißt da: „Bei einer Nation die gewitzt ist und Intelligenz hat, geht so etwas zur Noth an; aber bei uns?"

„Ohne Intelligenz und Gewitztheit? Wo die nicht ist, wie soll das alles gehen? von üblem Willen und gleichgültiger Trägheit nicht einmal zu reden."

Friedrich Wilhelm blieb bei dieser Ansicht auch nach dem Enthusiasmus des Volks von 1813, 1814 und 1815. Er hörte nicht die Stein und Gneisenau, er folgte dem Fürsten Hardenberg, dem Knappen Metternich's und dem kalten Hofmann Fürsten Wittgenstein.

Kälte und Ruhe waren im außerordentlichen Grade vorherrschende Haupteigenschaften des Königs: deshalb das Bedürfniß zu calmiren. Am außerordentlichsten calmirte er einmal die englische Hofprüderie. Seine galante Schwägerin, die Prinzessin Ludwig, nachher Solms, zuletzt Cumberland und Königin von Hannover, sollte, als sie Cumberland 1815 geheirathet hatte, nicht am englischen Hofe empfangen werden, weil, wie die alte Königin Charlotte (von Strelitz) dem Lordkanzler Eldon erklärte, ihrer Nichte „derselbe Umstand entgegenstehe, wie der Prinzessin von Wales," der durch ihren berühmten Prozeß

bekannten Königin Caroline. Darauf erquickte und calmirte Friedrich Wilhelm, der sehr gut von den englischen Hofzuständen unterrichtet war und den Schleier der Decenz, den Alt-England über seine ultra-fashionablen Sitten zu breiten so höchst meisterhaft versteht, nicht respectirte, diese Londoner Hof-Hypokriten mit folgendem Billet: „Was denn das sein? Noch immer nicht am Hofe eingeführt und angenommen sein? Doch meine Schwägerin sein. Sehr unangenehm sein. — Die Andern auch nichts nütz sein — die Andern kein Haar besser sein.“ Auf dieses Billet ward die Vorstellung durch Graf Münster beim Prinzregenten durchgesetzt, der seine Mutter zu bedeuten genöthigt war und den zuletzt die Vorstellung überwand: „surtout parcequ'elle (die neue Herzogin von Cumberland) donne à présent au bon dieu les beaux restes du diable.“

Den materiellen Interessen im Volke kam der kluge König nach der Julirevolution, wo wieder die Wünsche nach der so klar zugesagten Constitution recht fatal laut wurden, auf einem andern Wege entgegen. Der deutsche Zollverein ward 1833 abgeschlossen. Er brachte viele deutsche Freiheitsstimmen zum Schweigen und verschaffte Preußen — als er so überraschend glückliche Erfolge förderte — auch wieder ein großes Gewicht in der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Was aber hier an Terrain gewonnen ward, ward nach einer andern Seite hin wieder verloren.

Im Jahre 1832 war Ancillon Bernstorf im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gefolgt. Ancillon war der erste Bürgerminister im preußischen Cabinet, der auch (wie der Ritter Bunsen) bürgerlich blieb. Er stammte von der französischen Colonie zu Berlin und war früher Geistlicher derselben gewesen. Der eleganten Formen der höheren Gesellschaft war er völlig mächtig, sein Ausdruck gebildet, geistreich, ja glänzend, und seine Unterhaltung durch den Reichthum seines Geistes anziehend und fesselnd. Er ward daher durch Stein, der ihn sehr vorzog, auch in Bezug auf Charakter, Erzieher des Kronprinzen und parvenirte so ins diplomatische Fach. Er führte das Ministerium von 1832—1837, wo er starb. Ancillon ließ sich von Metternich noch in ganz anderer Weise wie früher Hardenberg und Bernstorf gebrauchen, sein „Knappe" zu werden. Das östreichische Cabinet gebrauchte das preußische, um das Reactionsverfahren gegen den Liberalismus in Deutschland ins Werk zu setzen. Ancillon unterschrieb 1834 in Wien, wo ihn Metternich durch den schmeichelhaftesten Empfang fetirte, die berüchtigten freiheitsmörderischen Ordonnanzen.

Schon kurz nach dem Fall von Warschau, der Polen wieder in die alten Fesseln schlug und „die Ordnung" wieder in Europa herstellte, waren vom östreichischen Cabinette Schritte geschehen, die die in Deutschland in Folge der Julirevolution ebenfalls gestörte „Ordnung" wiederherstellen sollten. Metternich

beabsichtigte dem Unwesen in den sogenannten constitutionellen deutschen Staaten ein Ziel zu setzen, und wandte sich deshalb an Preußen, um sich dessen Zustimmung zu versichern. Schon im Spätherbste 1831 gelangte an das Berliner Cabinet eine vertrauliche Eröffnung in diesem Sinne. Der „erleuchteten Einsicht und Weisheit" des preußischen Cabinets ward anheimgegeben, Vorschläge zu machen, die geignet sein könnten, dem Uebel auf radicale Weise abzuhelfen. Mit größter Schlauheit überließ Metternich Preußen die Initiative, um es dadurch der Abneigung in der öffentlichen Meinung Deutschlands zuzuführen. Er wußte sehr wohl, daß man es Oestreich, von dessen System keine Fortschritte erwartet wurden, nicht verdenken würde, die Reaction veranlaßt zu haben. In demselben Maße aber, in dem Preußen, das sich in der Bahn dieser Reaction voranstellte, sank, mußte Oestreich in der Wage der öffentlichen Zuneigung sich heben. Der preußische Bürger-Cabinetsminister war wirklich so blind, diese greifbar perfid-schlaue Berechnung Oestreich's nicht zu merken, er fand sich von der Höflichkeit, mit der Metternich ihm die Initiative überließ, geschmeichelt, er beeilte sich „die Vorschläge" in dem Sinne zu machen, wie sie nachher in den berüchtigten Juni- und Juliordonnanzen von 1832 mit bloßer Redactionerweiterung ausgeführt wurden. Sehr schlimm für Preußen war, daß Hannover und dann auch Baiern hinter die geheimen Unterhandlungen zwischen den beiden großen Höfen kam, und beide

kleinere Höfe sich durch die Zurückhaltung nicht wenig gekränkt fanden. Auch diese Kränkung ward Preußen weit ärger verdacht, als Oestreich. Metternich wußte sogleich Baiern geschmeidig zu machen, indem er durch den nach Wien geschickten Fürsten Wrede König Ludwig ein Handbillet zustellen ließ, worin wahrscheinlich von geheimen Artikeln des Rieder Vertrags und König Otto's Erhebung zum König von Griechenland die Rede war, wenigstens berief Ludwig sogleich einen Staatsrath und erklärte sich mit den östreichischen und preußischen Vorschlägen einverstanden. Am allerschlimmsten aber war für Preußen, daß Metternich den Frankfurter Präsidialgesandten Grafen Münch-Bellinghausen nach Wien, „um mit Rath bei der Hand zu sein,“ berufen hatte und deshalb der preußische Gesandte von Nagler der Bundesversammlung präsidirte. So erschien die Form und definitive Redaction der freiheitsmörderischen Ordonnanzen mehr als ein Machwerk des temporären preußischen Präsidiums, als ein Resultat gemeinschaftlicher Berathung.

Carl Ferdinand Friedrich von Nagler war schon seit lange eine wichtige Person. Er war, wie Altenstein, sein Schwager, ein (um's Jahr 1770 geborner) Anspacher. Er war ein Protégé Hardenberg's und kam schon vor der Katastrophe von Jena als Geheimer Legationsrath mit dem Vortrag ins Geheime Cabinetsministerium, wo er sich als einer der größten Widersacher Lang's, auf den er

eifersüchtig und argwöhnisch war, erwies: Lang hat ihn wiederholt als N..... in seinen Memoiren beleuchtet. Nagler ward damals geadelt und erhielt nach und nach eine Menge Orden. Sogar Stein wußte er sich genehm zu machen. Als ein glatter, gewandter Mann gelangte er sogar dahin, sich in Königsberg, wohin er die königliche Familie begleitete, in der Gunst der schönen Königin festzusetzen. Wie aus dem Leben Stein's von Pertz hervorgeht, war Nagler aber, von der Königin und zuletzt auch vom König befragt, ein Hauptrathgeber zur Entlassung Stein's, der ihn später mit den Epitheten „thätig, gewandt, ehrgeizig, neidisch, platt, seicht, eitel, gemeinpfiffig, bebändert“ genugsam charakterisirte. Nagler hatte durch fleißige Besuche, Besorgung kleiner Aufträge, den Zutritt bei der Oberhofmeisterin der Königin Voß erlangt, er ward ein geheimer Vertrauter der Königin. Nagler wünschte Stein's Entfernung und seines Schwagers Altenstein Anstellung, um durch diesen selbst zu herrschen, er sagte Stein nichts von seinen geheimen Berathschlagungen, sondern benutzte jede Gelegenheit, um ihm zu rathen, sich ganz zu entfernen und nach Breslau zu gehen. Wenn die Worte, die Stein kurz vor seinem Austritt 22. November 1808 an den König richtete: „Es ist nöthig, daß der Hof nur aus Personen von vollkommener Rechtschaffenheit und Verschwiegenheit bestehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu

stehen. Herrn ...... wirft man einen Hang zum Klatschen und eine Neigung zum Lügen vor, verdient ein solcher Mann an dem ganzen Leben der königlichen Familie Theil zu nehmen?" — wenn diese Worte auf Nagler zu deuten sind, so hatte dieser seinen Feind erkannt und die Contremine wohl angelegt. Stein hatte geradezu gerathen, solche Leute „einzusperren oder in entlegene Winkel zu verweisen." Nagler stieg, als sein Schwager 1809 wirklich Stein als Minister — anderthalb Jahr lang nur — gefolgt war, mit wachsendem Erfolge in der Hofgunst, je mehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal desselben ausbreitete und seine grenzenlose Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft, seine Zufriedenheit mit allen Dingen, die ihm begegneten, ihm bei den Höhergestellten Eingang verschaffte. Nagler begleitete den Hof auch 1809 nach Petersburg als Geheimer Staatsrath. 1821 ward er Chef des Postwesens und dazu seit 1824—1835 als Nachfolger des Grafen von der Goltz auch Bundestagsgesandter. Die Postverbindung wußte er für den diplomatischen Dienst vortrefflich auszubeuten und eben so für seine Privatliebhabereien zu vernutzen: er war ein eifriger Curiositäten-, Antiquitäten-, Kunst-, seltner Druck- und Autographen- und dergleichen Sammler, wie der General Radowitz in unsern Tagen. Die preußischen, wie die englischen Archive klagten über die fatalsten Einbußen durch die Autographen-Sammlungspassion: aus England war die

Passion auf den Continent gekommen. Nagler entledigte sich mit Behagen der durch die Abwesenheit Münch-Bellinghausen's ihm anheimgegebenen Präsidialaufgabe in Frankfurt. Er entwarf die definitive Redaction der Ordonnanzen in gewohntem Legitimitätseifer mit seiner ungeschickten und brusquen Manier so hart als möglich: sie erschien selbst in Berlin zu hart und der Gesandte erhielt Zurechtweisung statt Dank. Nagler ward 1835 — aber als Geheimer Staatsminister nach Berlin rappellirt. Die kleineren deutschen Staaten wurden durch Metternich's Stratagem Preußen mehr abgeneigt, als Oestreich. Als Ancillon aber im Jahre 1834 nach Wien kam, ließ Metternich dem Bürgerminister, indem er ihn gleich nach seiner Ankunft mit der ersten Visite überrraschte, dergestalt aufmerksame und zuvorkommende Behandlung zu Theil werden, daß er sogar die noch berüchtigteren Wiener Ministerialbeschlüsse gegen die Presse, die politischen Vereine, das Steuerverweigerungsrecht der Landstände und gegen die Universitäten unterschrieb, die der Bundestag selbst 1848 wieder ausdrücklich hat aufheben müssen.

Seitdem ward die preußische Diplomatie constant von Wien influirt. Es ging gar nicht in Erfüllung, was die preußischen Patrioten hofften und hoffen durften. Unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht vom Sieg bei Waterloo schrieb Eichhorn aus Berlin 24. Juni 1815 an Arndt: „Alter Freund,

sei nicht verdrießlich, das elende Gesindel von Diplomaten, das weder für eigene, noch weniger für seines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen. Neben solcher Kraft und Tüchtigkeit, die in so vielen sich erweckt und mit jeder Uebung, deren es wohl noch mehrere geben wird, ein neues Wachsthum gewinnt, kann solche Schwäche und Leerheit nicht lange mehr bestehen." Der auf eigne Kraft mißtrauische König war aber gerade ganz entschieden für das leere, bequeme östreichische System, das nur immer die Materie gewähren ließ und den Geist dämpfte. Er war überhaupt für das stete Anlehnen an Oestreich. In allen Dingen mußte das Wiener Cabinet, „der sly cunning politician M., großer edler Ansichten nicht fähig," wie ihn Stein einmal in einem Briefe an Arndt aus Kappenberg 25. März 1828 bezeichnete, befragt werden. Der König meinte ausdrücklich wiederholt: „Dort versteht man es am Besten!" — so berichten die 1848 erschienenen, dem preußischen Gesandten in Rom von Usedom zugeschriebenen politischen Briefe und Charakteristiken.

Von den Nachfolgern Ancillon's trat Baron Werther kurz nach Friedrich Wilhelm's III. Tod ab, als Diplomat „von Leder," wie er durch ein hohes Urtheil nach vorhergehender Befühlung erfunden worden war. Ihm folgte Graf Maltzan, zeither Gesandter in Wien, ein Enkel des ehemaligen Gesandten

in London: er nahm sich selbst das Leben, wie Castlereagh in England. Darauf kam 1842 Baron Bülow, zeither Bundestagsgesandter in Frankfurt: er endete, weil er Metternich durchaus nicht genehm war und es ihm nicht recht machen konnte, in Schwermuth. Darauf folgte 1845 Baron Canitz, wie Maltzan früher Gesandter in Wien und von Metternich geschult: er erhielt sich bis zur Märzrevolution 1848.

Seit diesem Wendepunkt nahm man den zeitherigen Gesandten in Paris Baron Heinrich Arnim zum Minister. Arnim gehörte als ein Intimus König Friedrich Wilhelm's IV. der ehemaligen kronprinzlichen Gesellschaft der Politiker in der Wilhelmstraße an. Er wurde in gewisser Beziehung die wichtigste Person der ganzen neuesten preußischen Geschichte: den Hof und die Diplomatie des lanzenkundigen Königs brachte er durch die drei Hauptacte, die in dem romantischen Spektakelstück des Jahres 1848 von ihm ausgingen, in eine ganz neue Stellung. Arnim war nicht gerade der liberalste unter den Romantikern des Hofs, aber der romantischste unter den Liberalen. Er fungirte unter den beiden ersten nach der Märzrevolution gebildeten Ministerien, dem noch altpreußisch aristokratisch-liberalen des Grafen Adolf Arnim-Boitzenburg vom 18. und dem neupreußisch bürgerlich-liberalen des Kölner Kaufmanns Ludwig Camphausen vom 29. März. Als Arnim in das Ministerium seines Vetters eintrat,

steckte er das Panier der Legitimität und deutschen Ehre auf. Der ersteren diente er übel, indem er dem König, wie die meisten Berichte sagen, in der Schreckensnacht des 18. März, wo er mit Graf Arnim auf dem Schlosse sich befand, den Rath zum Zurückziehen der Truppen, also zum Wendepunkt der Revolution gab — und darauf sogar den Rath, wie allgemein versichert wird, zum romantischen Ritt mit der Schwarz-Roth-Gold-Fahne Deutschlands am 21. März durch die Straßen Berlins. Der deutschen Ehre diente Arnim übel, indem er den anderweiten Rath zur romantischen Intervention in Dänemark à la Antwerpen gab. Bismark-Schönhausen erklärte bei diesem romantischen Dänenzug auf dem Landtage sehr wahr: „er könne dem Phaëtonfluge der Politik Preußens nicht weiter folgen.“

Arnim war weder ein klarer Kopf, noch ein ausgeprägter fester Staatsmann. Er fehlte erst stark und wich dann noch stärker in der deutschen Sache, indem er nur träumerisch dunkel die ganz abstracte Illusion festhielt, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse, daß die Reichsangelegenheit dem concreten Staate Preußen voranzustellen sei und es dann gänzlich unterließ, dieser Angelegenheit irgendwie praktische Folge zu geben und nur etwas wirklich zu thun, um eine Einheit und Organisation in Deutschland herzustellen, so daß diese ganze deutsche Sache rein den

Demagogen anheimfiel. Er fehlte und wich dann eben so stark in der dänischen Sache, indem er erst aus christlichem Bedenken die üblichen Kaperbriefe auszugeben von sich wies, obgleich man einer Seemacht, wie sie angegriffen war, fast nicht wohl anders beikommen konnte; indem er dann gewaltig vor den russischen Noten, als kämen sie ganz unerwartet, zurückschreckte und zuletzt die in Holstein verwendeten Truppen, sie gegen das Inland verwendend, zurückzog. Ohne christliches Bedenken wurden sogar von Arnim nicht einmal mäßige Forderungen an Dänemark gestellt, die wohl damals einen billigen Frieden hätten zu Wege bringen können. Arnim fing, was bei der Diplomatie das Gegentheil des Meisterstücks ist, mit dem Ende an. Statt in der deutschen Sache die Sympathien Deutschlands nach und nach, wenn auch zugleich rasch und kräftig, um sich zu versammeln, debütirte er romantisch-phantastisch-symbolisch mit der Kaisergeschichte, mit dem Knalleffect des Schlußacts, der mit der Zeit schon hätte herangespielt werden können, wenn es anders auf diesen Namen ankam. Statt Dänemark in der nach und nach zu gewinnenden imponirenden deutschen Stellung nur durch behufige, eindringliche Noten nach und nach mürbe und gefügig zu machen, brusquirte er es sofort mit der ultima ratio regum. Das Schlimmste war, daß in der dänischen Sache und durch die romantischen, nachher nicht einmal gehaltenen Proclamationen an die Polen Rußland verfeindet

wurde — das seitdem an diplomatischem Gegendruck auf das preußische Cabinet es nicht hat ermangeln lassen. Durch Arnim hat die russische Diplomatie eine Gewaltsteigerung erfahren, die unberechenbar ist.

Der christliche Romantiker Arnim erhielt sich — nachdem er seinem Freunde, dem König, durch seine Brusquerien wohl auf immer sich entfremdet hatte — nur drei Monate, er trat schon am 20. Juni 1848, noch ehe am 25. Juni das Ministerium von Auerswald sich gebildet hatte, ab, empfindlich gekränkt durch die neuen Stände vom 22. Mai 1848 und die Polissons Berlins.*)

*) Die Antecedentien Arnim's — Geburt, Erziehung und Schicksale erklären die Handlungen der Menschen — sind folgende. Er ist ein Uckermärker und stammt aus dem Hause Suckow. Er ist der Sohn eines harten, gewaltthätig leidenschaftlichen Vaters und einer sanften, aber durch ihren Gemahl höchst unglücklichen Mutter, einer gebornen Gräfin Solms-Sonnewalde. Er war Cadet unter dreizehn Geschwistern, von denen mehrere, das unglückliche Naturel ihres Vaters erbend, gewaltsam endeten. Arnim machte, fast noch ein Knabe, die Freiheitskriege mit, verlor ein Pferd unter dem Leibe und erhielt einen Schuß in den Fuß, von dem er noch hinkend ist. Er kam ohne ein eigentliches Staatsexamen in die diplomatische Carriere, zuletzt in Neapel als Legationssecretair. Hier wurde auf seiner italienischen Reise der Kronprinz sein Freund: Arnim gab ihm ein vielbesprochenes schönes Fest auf dem Vesuv. Als

Arnim folgte im Cabinetsministerium: **Baron Schleinitz**, zeither Gesandter in Hannover, der gar kein Romantiker war, aber eben deshalb in dieser ersten Zeit der Unruhe seiner Amtirung nicht einmal

---

Friedrich Wilhelm IV. König ward, erhob er 1840 bei der Huldigung Arnim zum Baron, machte ihn zum Gesandten in Brüssel und dann in Paris: schon hier ward über sein brusques Wesen geklagt. In Paris verlor er seine geliebte Frau, eine reiche Holländerin, Tochter des ehemaligen holländischen Gesandten in Stuttgart, eine Baronesse Strick von Lindschotten, die er während seiner Studienjahre in Heidelberg kennen gelernt hatte; er verlor auch noch ein paar Söhne, so daß ihm nur eine einzige Tochter blieb. Dies Unglück befestigte ihn in der religiösen Richtung, die er schon in Neapel gehabt hatte: hier bekehrte er unter andern auf der Insel Capri den bekannten Sohn der Therese Huber, damals Katholik. Schon vor Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung war Arnim, als Geh. Legationsrath im Departement des Auswärtigen, zurückgekehrt und ward (von Radowitz als „Arneburg“ in seinen Gesprächen über Staat und Kirche eingeführt) ein Hauptmitglied der geistreichen kronprinzlichen Gesellschaft auf der Wilhelmstraße, die die aristokratisch-militairisch-religiös-legitime Richtung in Preußen, zum Theil sehr ehrenwerth, gegen das bureaukratisch-militairische Altpreußenthum und gegen den bürgerlich radicalen Liberalismus vertrat und vertritt. Arnim ist ein Freund vom Professor Dahlmann, vom schlesischen Grafen Dyrhn, von Beseler in den Herzogthümern und insbesondere vom Ritter Bunsen, bei dem er auf einer Reise von Paris aus in London wohnte und hier in dem romantischen Irrthum über die dänische Frage bestätigt ward, endlich ist er — der Empfehler Hassenpflug's

so lange als Arnim sich erhielt: von Auerswald, der Repräsentant des ständischen Liberalismus, mußte ihn ersetzen. Auf diesen folgte Graf August Dönhoff, zeither Bundestagsgesandter, der letzte, der den Bund mit zu Grabe begleitet hatte; dann als Graf Brandenburg Ministerpräsident ward, Graf Adolf Arnim-Boitzenburg, der seinem Vetter sehr entschieden den romantischen Dänenzug widerrathen hatte; dann kam wieder Baron Schleinitz, welchen General Radowitz 1850 zu einem kurzen Intermezzo ablöste; endlich der jetzt fungirende Minister des Auswärtigen und Premier Baron Otto Manteuffel, der zu Ollmütz den deutschen Frieden mit Fürst Felix Schwarzenberg schloß, in Folge dessen die neuen Wallensteiner an den Ufern der Nordsee erschienen, um Holstein zu pacificiren: Preußen schlug den Oestreichern die Brücke. Die östreichische Diplomatie feierte ihren Triumph in den Dresdner Conferenzen und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa. Selbst die alten gescheiten Fortschritt-Alliirten Preußens schütteln über das gefährliche Schachspiel der deutschen Oranier mit den deutschen Stuarts den Kopf. Sie bewundern sehr die über

---

von Luxemburg aus (als Gesandter in Brüssel damals) nach Berlin. Er hat seit dem Parlamente in Erfurt theils auf seinem Schlosse Lindschotten bei Utrecht, theils in den Herzogthümern gelebt.

den Canal ihnen herübergeschickten Kapellsingeknaben, bewundern sehr die in den Weltausstellungsglaspalast ihnen hingesetzte Kiß'sche Amazonengruppe, aber sie wundern sich auch gar sehr über den unharmonischen Klang der Noten des preußischen Cabinets und über den unplastischen Ausgang der Berliner Symbolik in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt.

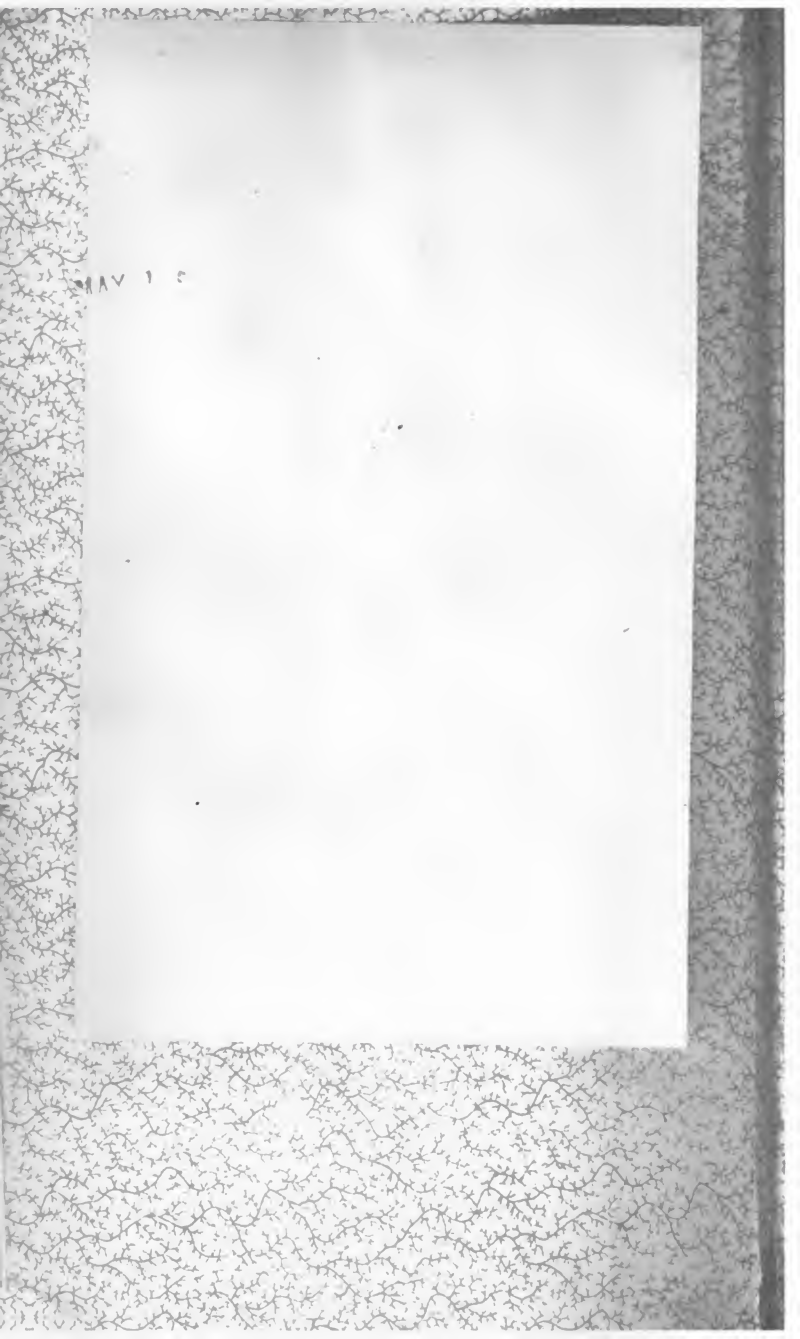
Mit Ausnahme des Staatskanzlers Hardenberg, der in seinen Glanztagen allerdings meisterhaft die Franzosen durch seine Diplomatie täuschte, hat Preußen seit der Regierung Friedrich's des Großen — dessen Diplomatie in der zweiten Hälfte seiner Regierung meisterhaft dasteht, eben so meisterhaft, wie seine Taktik und Strategie in den drei Kriegen um Schlesien — keinen selbstständigen und muthvollen Diplomaten wieder gehabt. Mit Recht hat man dem Berliner Cabinet vorgeworfen, daß die Diplomatie gerade seine schwächste Seite sei: sie ist es aber, wie schon in der Einleitung gesagt, weniger aus Mangel an politischem Verstande, als aus Ueberfluß an Dissimulation und besonders aus Mangel an Muth. So ein bedächtiger „Schlittschuhläufer" der große Friedrich war, 1848 würde er herzhaft zugefahren sein.

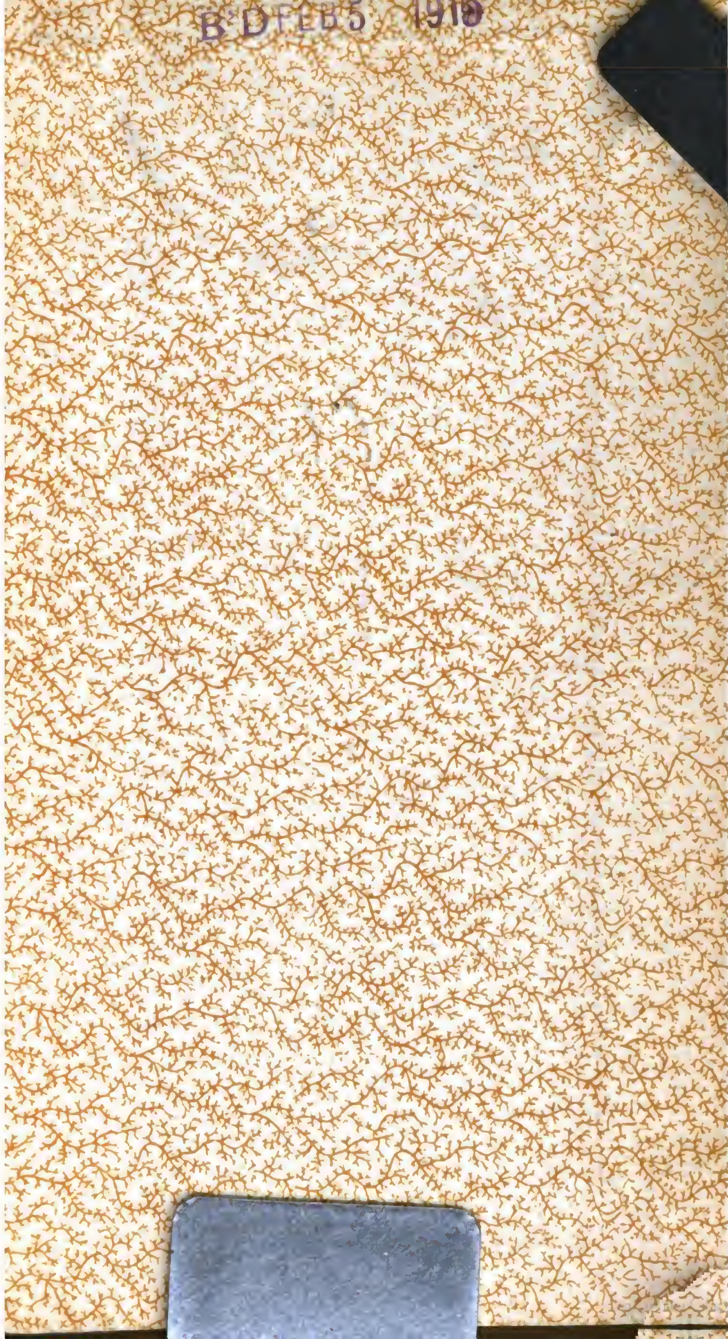
Am ersten Tage des Pfingstfests, am 7. Juni Nachmittags drei Uhr in dem für Preußens Könige nun zum drittenmale verhängnißvollen Jahre vierzig starb Friedrich Wilhelm III. im Schlosse zu Berlin, vor dem ein dichter Haufen von Menschen aus der

mittleren und unteren Classe des Volks stand. Er starb im siebzigsten Lebensjahre, zuletzt sehr gealtert und sichtbar verfallen, in der Mitte der Seinigen, in der er vorzugsweise gelebt hatte. Er war schon seit langer Zeit überzeugt gewesen, daß er 1840 sterben würde und sprach diese Ueberzeugung oftmals aus. Als er sich im Jahre 1815 in Paris befand, war er auf den Gedanken gekommen, Mlle. Lenormand zu sehen. Man behauptet, daß diese gesagt habe, Napoleon werde 1821, Friedrich Wilhelm aber 1840 sterben. Für den Kaiser war die Vorhersagung eingetroffen. Jener Franzose, der unter der Unterschrift P. de C. den oben erwähnten Aufsatz in der Revue de Paris gab, erzählt noch einen seltsamen Umstand, der dazu mächtig beigetragen habe, das Gemüth des Königs zu erschüttern. Er berichtet nämlich, daß im Januar des Jahres 1840 durch ganz Berlin sich die Sage verbreitet habe, die weiße Frau habe sich in den Gemächern des alten Schlosses sehen lassen. Wie sorgfältig man auch dieses dem König zu verbergen gesucht habe, habe er es doch erfahren und wenn er auch der Sage selbst keinen Glauben beilegte, so sei doch sein trübes Vorgefühl in ihm verstärkt worden. Im Carneval gab der Prinz von Preußen einen glänzenden Ball, zu dem alle preußische und fremde Notabilitäten geladen waren. Dieser Abend, an dem die größte Pracht entfaltet wurde und allgemeine Freude herrschte, ward durch ein merk-

würdiges Ereigniß getrübt. Im Hauptsaal des Palastes, einer herrlichen Rotunde mit Marmor und Stuccatur verziert, gab man lebende Bilder. Plötzlich löste sich von der Decke in einer bedeutenden Höhe ein Stein los und fiel mit großem Geräusch zu den Füßen des Königs nieder. „Der Schreck war allgemein, wie man leicht denken kann, berichtet P. de C. Man versicherte, daß Se. Maj. nicht berührt worden war, doch erinnere ich mich noch recht wohl, daß dieses Ereigniß einen düstern Eindruck auf alle Gemüther machte; man begriff sogleich, daß der König bei seiner vorherrschenden Gedankenrichtung dies als ein Unglück weissagendes Zeichen nehmen würde.“

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.


MAY 1 5


B'D FEB 5 1916